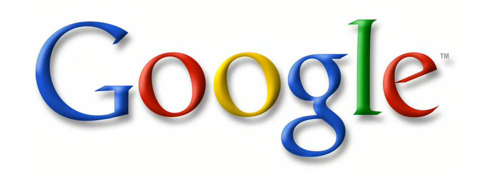
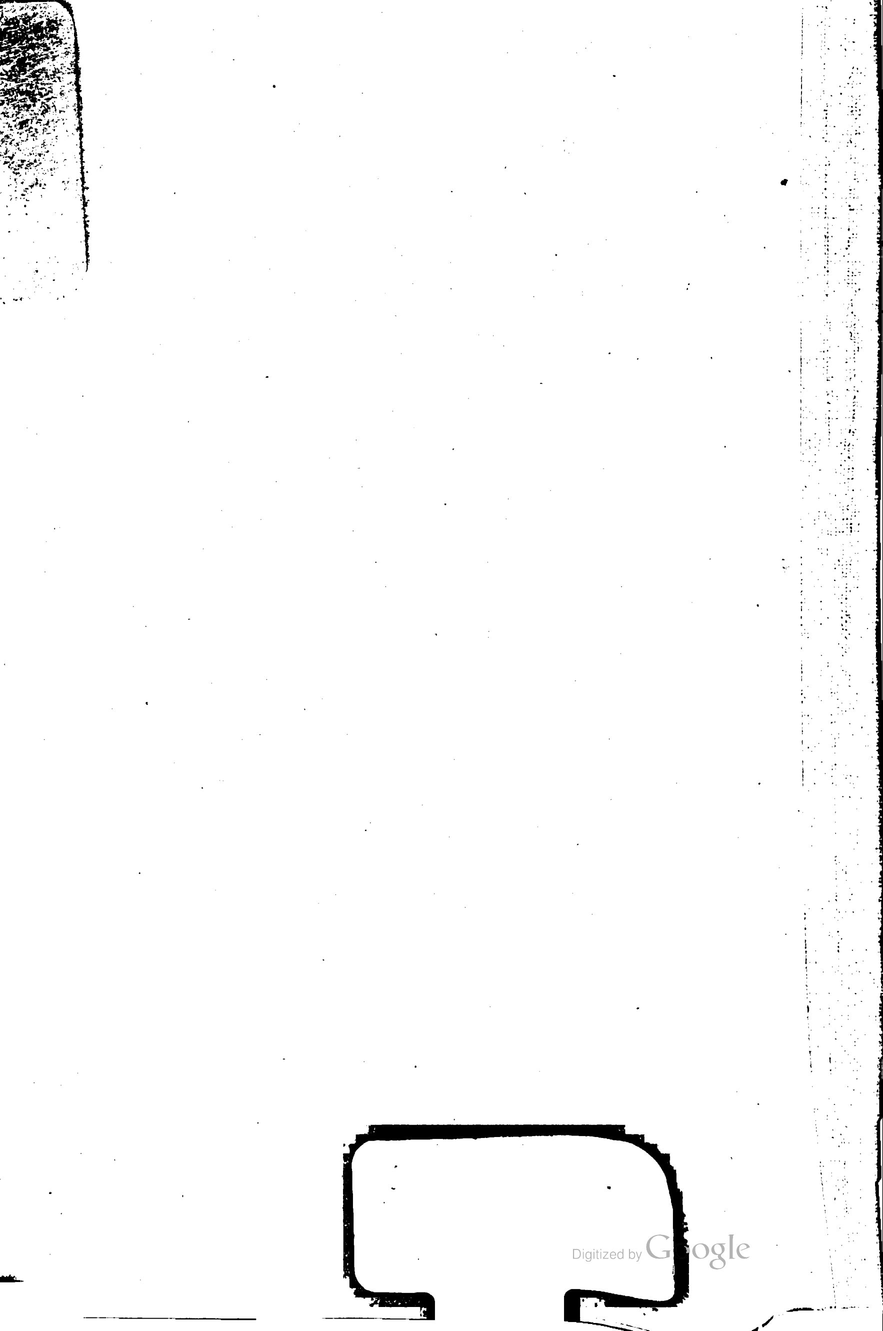






Harmlose Plaudereien

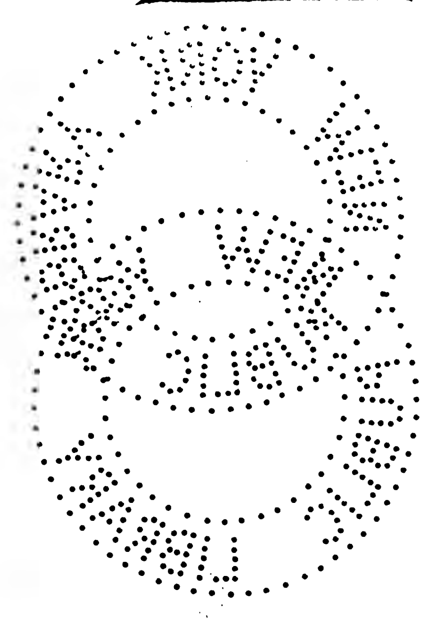
eines

Alten Münchners

Von Otto Freiherrn von Völderndorff



München 1892
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck



C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Es ist eine hergebrachte Behauptung, daß Vorreden nicht gelesen werden. Nach meiner Erfahrung ist diese Behauptung unrichtig; im Gegentheile; die meisten Personen lesen — so viel ich beobachtet habe — nur das Vorwort und sind dann mit dem Buche fertig. Diesem sehr verehrten Theile des Publikums erlaube ich mir ganz ergebenst zur Kenntnis zu bringen, daß die eigentliche Vorrede meines Büchleins in der Schlußplauderei enthalten ist und daher diese letztere zuerst gelesen werden wolle.

Hier nur folgendes: Was ich gebe, sind Plaudereien, und wenn sie vollständig zur Geltung kommen sollen, müssen sie vorgelesen werden. Wenn sich dieses Vorlesen etwa so gestaltet, wie auf dem reizenden Bilde meines verstorbenen Freundes Ramberg — dann bin ich des Erfolges sicher. Ferner betone ich: es sind harmlose Plaudereien. Möge der Leser also gleichfalls „harmlos“ an sie herantreten, möge er vor allem immer über-

zeugt sein: es ist nicht böse gemeint, auch wenn mitunter die Worte nicht gerade lobspendend lauten. Nicht ein grämlicher Splitterrichter, nicht ein mißmutiger Greis läßt in den folgenden Blättern die letzten zwanzig Jahre Münchner Thun und Treibens an sich vorüberziehen. Nein — harmloser Humor hat mir die Feder geführt, jener Humor, den ein längeres Leben in uns zur Reife bringt, wenn wir nur durch das Erlebte uns nicht müde sondern friedfertig und daher zufrieden machen lassen. Man lernt es dann, all die kleinen Leiden des menschlichen Daseins mit heiterem Gemüte lächelnd hinzunehmen, man weiß dann die dem Augenblicke so wichtig dünkenden Dinge, welche auf dem Tagesmarkte der Welt mitunter gewaltige Aufregung erzeugen, nach ihrem richtigen Werte abzuschätzen, indem man den Blick über das Alltägliche hinweg auf das Bleibende und Unvergängliche richtet.

Wenn einer oder der andere gütige Leser dem, was ich bringe, eine tiefere Ergründung und Abwägung zuzuwenden sich die Mühe geben will, wird er aus dem scheinbar leichten Wortgeplauder leicht jenen ernsten Grundton heraushören. Wenn er dies thut und damit einverstanden ist, sage ich ihm dafür hiermit meinen Dank. Natürlich ertheile ich aber auch allen jenen, welchen meine Geisteskinder nicht gefallen, von vorneherein die Erlaubnis, über sie und über mich so viel Schlimmes zu sagen, als sie nur immer wollen, nur bitte ich — nicht in meiner Anwesenheit. Als man einst dem grie-

chischen Weltweisen Anaxagoras die Mittheilung machte, die Athener räsonnirten hinter seinem Rücken schmählich über ihn, erwiderte er: „Mögen sie mich prügeln, wenn ich nur nicht dabei bin.“ Ich stehe vollkommen auf diesem Standpunkte.

München, im September 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I. Seite 1.

Von der Beschaffenheit und dem Werte einer angenehmen Konversation und von den Exerzitien in der Kufsteiner Klause, welche beweisen, daß der Herr Kooperator Hochenleitner von der Papstwahl mehr versteht, als alle Berliner Gelehrten.

II. Seite 5.

Ich helfe den Weg zur Hölle pflastern und verrate einige Neigung zum Mormonentum. Ein Schöffengericht, welches seine eigenen Beisitzer zum Tode verurteilt, sodann ein rührendes Beispiel bayerischer Bescheidenheit und endlich einige weise Bemerkungen über unser Gerichtsverfahren.

III. Seite 11.

Wie es zuweilen in den Wahllokalen riecht und wie der Staat durch die Art, wie gewählt wird, und insbesondere auch durch die häufigen Wagnervorstellungen für Abhärtung der Jugend sorgt. Ich erzähle, was ich seiner Zeit bei den Jesuiten in Rom gelernt habe und setze auseinander, was man in Münchn in dem früheren Jesuitenkloster noch heute lernen kann. Es wird schließlich erörtert, daß ein lebendiger Hund mitunter mehr geschätzt wird als ein toter Bischof.

IV. Seite 19.

Unglückliche Folgen meiner schlechten Handschrift. Eine Belehrung darüber, daß die Neujahrsgratulationen eine Sünde und

manche Polizeiverbote ein Unsinn sind. Wie die Äbtissinnen von St. Stephan in Augsburg die Bärte ihrer Bauern und der Theaterkapellmeister in München Webers „Oberon" verbessern wollten.

V. Seite 25.

Eine Erörterung, daß nach den Gesetzen die Biene ein Wurm und das Spanferkel ein Vogel ist und eine Darlegung, wie sehr die Polizei um das Wohl der Unterthanen, insbesondere auch dafür besorgt ist, daß die Münchner haute volée keine Schnaderhüpfeln singt. Von der Arbeit des Sisyphus oder den Versuchen, in Bayern ein einheitliches Civilgesetzbuch zu schaffen. Von einfältigen Bauersleuten und klugen Juristen.

VI. Seite 38.

Von der Wirkung des Nasenschneuzens für die gegenwärtige Uniformirung unserer Armee. Wie ungenügend es um die Kenntnis süddeutscher Mehlspeisen in Norddeutschland bestellt ist und weshalb Goethe in der Münchner Auffassung sich nicht setzen kann. Wo man daselbst das beste Rindfleisch bekommt und wie ein hoher Magistrat den Leuten englischen Unterricht ertheilt.

VII. Seite 45.

Schillers alter Witz von den schönen Tagen in Aranjuez. Ob wirklich München bodenlos gottlos oder nur gottlos bodenlos ist. Von den Kälberpraxern, den Kälbern und den Pflichten eines ordentlichen Magistratsrates. Über die Seelnonnen und ihr naturgeschichtliches Verhältnis zu den Kaminkehrern.

VIII. Seite 54.

Ich will der Beflaggung in München entgehen und falle erst recht in eine solche in Mergentheim. Von den Johannitern und den Deutschherren, und wie sich diese gegenseitig in christlicher Liebe totschlugen. Schilderung eines landwirtschaftlichen Festes und von dem Unterschiede zwischen zweifüßigen Bureaukraten und vierfüßigen Schafen. Wie letztere ein Heilbad entdecken und den Mergentheimern wieder auf die Beine helfen.

IX. Seite 65.

Wie ich durch den Kuhbogen in München nach Teufen in der Schweiz gelangte. Von Bayerischen Landtagswahlen und Schweizer Verkehrseinrichtungen. Eine Betrachtung über schmutzige Hemden und über den Einfluß der Religion auf die Reinlichkeit. Was „Hornaffen“ sind und vom Appenzeller Lande im allgemeinen.

X. Seite 81.

Verschiedene Arten, wie man nervöse Leiden kuriren kann. Von den Schweinen und ihrer Ähnlichkeit mit den Menschen, sowie von den Orten, wo die letzteren sich baden können. Vom Vollzuge der Todesstrafe im alten und den Postwägen im modernen Appenzell. Wie es mir im Berner Oberlande recht schlecht und am Gießbach recht gut erging. Ein Gastwirt in glänzender Beleuchtung.

XI. Seite 94.

Meine Reise an den Vierwaldstätter See. Ich komme an hübschen Wirtinnen und schönen Gegenden vorüber und gelange durch die berühmte hohle Gasse auf das Münchner Hoftheater.

XII. Seite 109.

Von Nachtwächtern, Gendarmen und sonstigen Dienern des Gesetzes. Weshalb es mitunter gefährlich ist, nach Donna Elviras Kammermädchen zu fragen und weshalb der deutsche Richter die Neigung hat, den Spitzbuben zu helfen. Betrachtungen über die „G’wappelten“.

XIII. Seite 119.

Von Jubiläen, Orden und Reliquien. Wie im Jahre 1846 eine Vorlesung über Geschichte an der Münchner Universität sich anhörte und weshalb man zu jener Zeit die Treppe der dortigen Hofbibliothek nicht hinaufgehen durfte. Ich mache einen Vers darauf und finde uns Studenten von damals größer gesinnt, als die jetzigen.

XIV. Seite 127.

Herwegh und Lindwurm und welche Vortheile es gewährt, gute Freunde zu besitzen und mit schönen und geistreichen Frauen zu sprechen. Vom Preis der Semmeln und von der teleologischen Weltanschauung. Der Darwinismus und seine Anwendung auf die Politik. Ich gehe aus, um eine Froschleiter zu kaufen und lerne dabei, daß das Manchestertum nicht die allein selig machende Lehre ist.

XV. Seite 139.

Von Rippenstößen und König Jakobs totem Fische. Daß unser Gewerbe im Niedergange begriffen ist und weshalb man am besten thäte, alle Schulen mindestens auf zehn Jahre zu schließen.

XVI. Seite 149.

Nachweis, daß der Münchner seine Sommerfrische eigentlich im Winter genießen sollte. Ich reise an den Genfer See und mache die Wahrnehmung, daß man in den dortigen Pensionen nicht bloß Schlegel-, Brust- und Nieren-Braten bekommt. Ein schweizerischer Schulinspektor, der nicht viel geistreicher ist, als die unseren. Von verschiedenen literarischen Meisterwerken und dem Werte eines schönen Kirchhofes.

XVII. Seite 162.

Erörterungen über politische Reitkunst und Betrachtungen über die staatsmännischen Sonntagsreiter. Der Satz: „les extrêmes se touchent“ bewährt sich auch im neuen Deutschen Reich. Ich entdecke August Bebels Ahnen und knüpfe Hoffnungen auf Beförderung hieran. Wie es im Jesuitenstaate Abiponia ausgesehen hat und wie es im zukünftigen Reich irdischer Glückseligkeit etwa aussehen wird.

XVIII. Seite 175.

Von dem Nutzen meiner Kenntnis der holländischen Sprache und von dem Nachtheile meiner Unkenntnis in der Ethnographie. München in französischer und in holländischer Beleuchtung. Von den Münchner Kellnerinnen, vom Haidhauser Bier und der Berliner „Grundschuld“. Von der Gewerbefreiheit im allgemeinen

und von dem „Geschundenen Raubritter“ insbesondere, dann von Magdkammern und Kellerwohnungen.

XIX. Seite 184.

Ich studire Generalbaß und lerne dabei die „Buchbinder-“ und die „Fackel“-Arie kennen. Ich ergründe die Ursache, weshalb das Alphabet mit dem A beginnt, aber nicht die Ursache, weshalb das Maximilians-Gymnasium in der Ludwigsstraße liegt. Ich gerate bei meiner Untersuchung in das Stadtarchiv und mache die traurige Wahrnehmung, daß es vor dreihundert Jahren in München gemütlicher zuging als jetzt.

XX. Seite 191.

Von der Entwicklung des homo sapiens zum modernen Volksschullehrer und ob dieser noch weiterer Entwicklung fähig ist. Ob der Mensch aus seiner Haut fahren kann und wie gescheid ich schon vor vielen Jahren war. Von Rentengütern und meinem Anspruche auf den roten Adlerorden vierter Klasse.

XXI. Seite 197.

Wie ich die Weisheit des Spruches bewundere: „Mensch ärgere dich nicht“ und doch nach Straßburg gehe. Weshalb ich mich dort gründlich ärgere. Von den modernen Kindernamen und der Ähnlichkeit der verflossenen österreichischen Regierungsweisheit in der Lombardei mit der Manteufelischen in Elsaß-Lothringen. Einige andere Teufeleien vom Straßburger Münster.

XXII. Seite 208.

Über die Nützlichkeit der Tagebücher. Ein Auszug aus dem meinigen. Wie die Märzrevolution in München im allgemeinen recht gemütlich vor sich ging, aber doch einem Minister mit einem Pflastersteine das Maul gestopft wurde. Ich ziehe daraus eine Lehre über wechselnde Volksgunst und betheilige mich als Hauptmann im Studentenfreikorps an der Verteidigung des Vaterlandes. Trübe Erfahrungen, die ich hierbei mache und wie ich vergeblich dem bewaffneten Volke einen Vortrag über Taktik halte. Prinz Karl, der Wagner-Toni und die Maillinger Sammlung.

XXIII. Seite 222.

Über Pauken und Trommeln und über das Gerben der Menschenhaut. Welches die menschliche Ursprache gewesen ist und woher der Name „Fauteuil“ stammt. Woher der Chauvinismus herrührt und wie er sich vom Fanatismus und Zelotentum unterscheidet. Ob es großen Gewinn bringt, wenn man sein Schäfchen im Trocknen hat und von den Münchner Straßenbenennungen.

XXIV. Seite 238.

Ein Münchner Erinnerungsblatt. Der Salon Dönniges mit Andersen, Bluntschli, Bodenstedt, Carriere, Dietz, Dingelstedt, Geibel, Gemminger, Hebbel, Heyse, Kaulbach, Kobell, Liebig, Löher, Graf Luxburg, Freiherr v. Perfall, Pfeufer, Graf Pienne, Riehl, Rubinstein, Rugendes, Graf Schack, Seibertz, Siebold, Sybel, Graf Tascher, Thiersch, Freiherr v. Völderndorff und Wickede.

XXV. Seite 250.

Noch ein Münchner Erinnerungsblatt. Von der Gesellschaft „Altengland“, den „Zwanglosen“ und den „Daburgern“. Wie Altmeister Kobell und seine Genossen gedichtet und getrunken haben.

XXVI. Seite 263.

Von mittelalterlichen Folterwerkzeugen und modernen Kunstmöbeln. Von der Finsternis im Münchner Rathaus und von Dr. Nußbaums kleiner Hausapotheke. Von den Kinderwägelchen und ihrer Nützlichkeit als pädagogisches Verdummungsmittel.

XXVII. Seite 272.

Weshalb ich so lange geschwiegen habe. Wie der „Harmlos“ vom Magistrate konfiszirt wurde und wie die Münchner Akademie der bildenden Künste vom Genie und Talent denkt. Ich entdecke in Venedig eine Venus und in München eine Menge liebenswürdiger Künstlerinnen. Hygienische Vorschläge für das Lesen moderner Bücher, das Betrachten moderner Bilder und das Anhören moderner Opern.

XXVIII. Seite 282.

Wie ich als junger Student in Altheidelberg die Schönheiten des ehrwürdigen Musensitzes genossen habe. Ich will Scheffels Verse verbessern und werde beinahe aus einer Volksversammlung hinausgeworfen. Ein wichtiges politisches Dokument, welches von mir und meinen Freunden herrührt, und seine Schicksale. Europa blickt auf die zweite badische Kammer und ich blicke auf den Kopf einer schönen Jüdin. Das neue Heidelberg und sein Reichspostgebäude mit der unsichtbaren Uhr und dem unfindbaren Briefkasten. Von der Findigkeit der Reichspost überhaupt, dem Philosophenweg und dem Eselspfad.

XXIX. Seite 294.

Ich suche eine „Wahlurne“, um meine Stimme abzugeben und begnüge mich schließlich mit einer Schachtel aus Pappendeckel. Wie aus dieser dann auch ein derselben entsprechender Reichstagsabgeordneter für München emporsteigt. Meine Erinnerungen an ein Gespräch mit dem Reichskanzler. Derselbe theilt seine Gründe für das allgemeine Wahlrecht mit und wie dieses nach Ansicht mehrerer Biedermänner auszuüben wäre.

XXX. Seite 301.

Wie man die Religion eines Menschen aus seiner Kleidung und wo er gefirmt sei aus seiner Art, Geiskäse zu begehren, erkennen kann. Daß so ein bißchen Französisch recht schön ist und daß man deshalb es beim „Menu“ belassen solle. Über den Ursprung des Wortes sich „geniren“, über die hebräische Hölle und über die Thatsache, daß es in Jerusalem seiner Zeit auch gestunken habe.

XXXI. Seite 309.

Weshalb es nicht nötig ist, die Worte des Virgilischen Äneas: „aus ist's, gar ist's, nix ist's mehr“ in Baden-Baden erst noch öffentlich anzuschreiben. Anfang und Ende der Badener Herrlichkeit und wie die Stadt sich Mühe gibt, den alten Glanz aufzufrischen. Von Kirchen, Apotheken und Droschkenkutschern, dann von den Vorzügen der Reichspost.

XXXII. Seite 317.

Von der Pflicht eines bayerischen Beamten, seine Sommerfrische am Starnberger See zu verbringen und was passirt, wenn derselbe statt dies zu thun an den Rhein geht. Vom Aßmannshäuser Roten und anderen Weinen, dann von Geibel, Freiligrath, Richard Wagner und dem Pfarrer Aßmann. Das Römerbad, die Germania und die Hochzeitsreisenden auf dem Niederwald, dann von den Coblenzer Schnacken-Plantagen.

XXXIII. Seite 329.

Von großen Männern und ihren Kammerdienern, von schönen Frauen und ihren Schlafröcken, vom Fürsten Bismarck und seinen Wählern. Wie es dem Minister Abel als Abgeordneten erging und wie viele Stunden ein Maurer in München wirklich arbeitet.

XXXIV. Seite 336.

Zum Schlusse erfährt der Leser, warum ich überhaupt geplaudert habe und weshalb dieses Buch gedruckt worden ist.

Harmlose Plaudereien.

I.

Klause bei Kufstein, im September 1872.

Eine angenehme Konversation zu führen galt mit gutem Grunde schon bei den alten Griechen als eine lobenswerte Kunst, und es soll auch jetzt noch Leute geben, welche eine kleine Causerie mit der liebenswürdigen Frau von ....* selbst einem mehrstündigen Vortrage des gelehrten Herrn Professors Dr. Lauth über egyptische Mumien vorziehen. Aber bei Sankt Georg und Michael — ich bediene mich hier der Beteuerung eines alten Freundes, des Herrn Kooperators Hochenleitner, dieses würdigen Überbleibsels der alten gemütlichen Landgeistlichen, an deren Stelle nunmehr die Hetzkaplane getreten sind,** — bei Sankt Georg und Michael, wo vermöchte man heutzutage jene heitere Stimmung des Geistes und jene Freiheit des Gemütes von Sorgen aufzubringen, welche die Grundbedingung einer harmlosen und ebendeshalb angenehmen Plauderei bilden? Schwerlich in

---

* Hier möge der gütige Leser den Namen derjenigen Dame einsetzen, mit welcher er am liebsten spricht.

** Ich will zur Charakterisirung meines Freundes nur eine seiner Äußerungen anführen. Als er nach Proklamirung der Infallibilität befragt wurde, ob er das jüngste Dogma glaube, erwiderte er: „Das nächste auch schon, Herr Erzbischof!"

München, wo an jedem Feste der soeben genannten beiden Heiligen, welche daselbst als Schutzpatrone der unermüdlich steigernden Hausherrn in Funktion sind,* der bejammernswerte Mieter Gefahr läuft, als wohnungsloser Gemeindebürger beim hohen Magistrate sich zu Gast bitten zu müssen** und wo das Treiben jener katilinarischen Existenzen, welche unter den verschiedenen Freiheiten der modernen Ära sich die Bankfreiheit als Objekt einer praktischen demonstratio ad absurdum ausgesucht haben,*** über das Gebiet des Harmlosen ziemlich weit hinausgeht. Weit eher könnte hier, am brausenden Inn, entfernt vom Weltgetöse, in der durch Vater Steub† bekannt gewordenen Klause ein harmloses Gespräch gedeihen, namentlich wenn mit Hilfe des roten Tirolers die Sorge sich löst und der Geist in höhere Regionen sich aufschwingt. Aber selbst in dieses stille Eldorado des vergnüglichen Sommerfrischlers dringen die Wellenschläge des großen Kampfes, welchen Staat und Kirche heute wieder

* In München sind der Tag des heiligen Georg (24. April) und Sankt Michael (29. September) die üblichen Mietziele; eine höchst geistvolle Einrichtung, da hiedurch das eine Halbjahr fünf, das andere aber sieben Monate zählt.

** Im Oktober 1872 las man in den Münchner Zeitungen die Notiz, daß eine Anzahl von Familien, denen die bisher innegehabte Wohnung gekündet worden war, unter der Angabe, sie fänden keine andere, Aufnahme in den städtischen Gebäuden verlangt hatten. Ängstliche Gemüter erblickten darin schon den Anfang der sozialen Revolution.

*** Es war damals die Zeit der Spitzeder-Banken.

† Das zwischen Kiefersfelden und Kufstein liegende Wirtshaus zur „Klause“ war ein Lieblingsaufenthalt des berühmten Schriftstellers Ludwig Steub.

führen, als wären wir in das Mittelalter zurückversetzt. So kam es denn, daß — als wir jüngst in friedlicher Gemeinsamkeit den üblichen frommen Exerzitien der Klause uns hingaben — das Gespräch sich auf jene Bulle wendete, welche der kampfeifrige Pio nono erlassen haben soll, weil er bei seinem etwaigen Tode eine Papstwahl gleichsam „unter erschwerenden Umständen" befürchtet, und wodurch — um jede fremde Einmischung zu verhindern — die Ernennung des neuen Stellvertreters Gottes noch präsente cadavere des verflossenen zu erfolgen hätte. Ich fand es eigentümlich, daß über Existenz oder Nichtexistenz dieser Bulle in den Zeitungen so viel gestritten werde und daß man über ein so wichtiges Dokument nicht ins klare kommen könne. „Je nun" — meinte mein ehemaliger Studiengenosse, der oben bemerkte Herr Kooperator Hochenleitner — „zu unserer Zeit, nämlich als wir noch hie und da in Publizistik machten, hätte man die Sache ganz anders behandelt. Man wäre, ehe man in den Tag hinein geredet oder vielmehr geschrieben, zuvörderst auf die Hof- und Staatsbibliothek gegangen, würde sich durch einen der diensteifrigen Bibliophoren die Folianten der im Kataloge verzeichneten fontes juris canonici einen nach dem andern in den Lesesaal haben bringen lassen und wäre bereits bei Nr. 22 b durch eine auf dem Titelblatt abgebildete, ziemlich sommerlich gekleidete Dame, die gar mächtig in eine Tuba stößt, belehrt worden, daß man des „Bullarii Romani Continuatio" aufgefunden habe. Man würde dann zu unserer Zeit — ich spreche nur meinem Freunde, dem Herrn Kooperator, nach — sich die Mühe nicht haben verdrießen lassen, die ersten zwölf Foliobände dieses Werkes vergeblich durchzugehen, aber man würde dann auch im

Tomus XIII auf Seite 92 jene vielbesprochene Bulle, über deren Dasein oder Nichtdasein, wie gesagt, gegenwärtig die Publizistik uneins ist, in optima forma aufgefunden haben. Sie ist allerdings nicht von Papst Pius IX., sondern schon von Papst Pius VII. erlassen; sie heißt auch nicht „praesente cadavere“, sondern „quae potissimum“, aber sie ist doch die richtige Bulle. Der vollständige Titel dieses vom 6. Februar 1807 datirten päpstlichen Erlasses lautet: „Novae leges servandae in nova Pontificis electione, si casus contigerit ut Illius obitus obveniat inter politicas perturbationes“. Es fragt sich also nur, ob man die Okkupation Roms als eine perturbatio politica ansehen könne, und das wird wohl ein jeder Gutgläubige zugeben; dann sind die Bestimmungen der Bulle anzuwenden, da diese nach dem sechsten Paragraphen nicht bloß für die Wahl eines Nachfolgers des Papstes Pius VII., sondern für alle spätern gleichartigen Fälle maßgebend erklärt sind. Findet nun die Papstwahl nach den Normen der Bulle „quae potissimum“ statt, so sind nach Paragraph IV* alle Zeremonien, Feierlichkeiten und sonstigen Bestimmungen über Konklave, Klausur, Ort und Zeit der Papstwahl aufgehoben: es sind zwar alle Kardinäle zur Wahl zu laden, aber es bewirkt weder Nichtigkeit noch einen Mangel, wenn diesem oder jenem die Ladung nicht zugestellt werden kann. Die Wahl kann vorgenommen werden, sobald die Hälfte der sämmtlichen Kardinäle und ein Kardinal mehr versammelt sind. Eine

* Derogamus iis omnibus caerimoniis, solemnitatibus, consuetudinibus, quae respiciunt urbem, seu locum ...... tempus, conclavis usum, clausuram, custodiamque, numerum inservientium, colloquia, cibos.

bestimmte Frist zwischen der Ladung und der Wahlhandlung ist nicht vorgeschrieben, auch können die Kardinäle berufen werden, wohin immer es zweckmäßig erscheint, und es wird gewählt, wie schon erwähnt, ohne Konklave, ohne Klausur, ohne irgend eine der sonst vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Da nun zur Zeit nach dem Annuario Pontificio mehr als die Hälfte* aller Kardinäle in Rom ihren Wohnsitz hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die nächste Papstwahl sofort nach dem Tode Pius' IX. ohne alle weiteren Vorbereitungen praesente cadavere vorgenommen werden kann."

So mein Studiengenosse, der Herr Kooperator; ich schüttelte den Kopf; denn sollte dieses Aktenstück den weisen Männern an der Spree, die ja doch schon Bücher über diese Frage geschrieben haben, entgangen sein? Ich behalte mir vor, über die ganze Sache einige gelehrte Freunde zu konsultiren, und werde nicht ermangeln, später darüber zu berichten.

II.

München, im Dezember 1872.

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", soll der heilige Augustinus gesagt haben. Zwar kann niemand nachweisen, wo in seinen Schriften dieser Satz steht, und Herr Reichsrat von Döllinger versichert mich

* Bekanntlich gibt es 6 Kardinalbischöfe, 50 Kardinalpriester und 16 Kardinaldiakonen; von diesen 72 Stellen sind aber zur Zeit mehr als 20 unbesetzt (Capelli vacanti), so daß etwa 25 die kritische Mehrheit bilden.



mit aller Bestimmtheit, der große Kirchenvater habe ein derartiges Paradoxon nie ausgesprochen. Indessen wahr ist es doch, daß man nur allzu häufig seine guten Vorsätze nicht ausführt. So zum Beispiel: ich hatte den festen Vorsatz, mein Versprechen zu halten und baldigst über die Ansichten meiner gelehrten Freunde in betreff der Bulle „quae potissimum“ zu berichten; allein es blieb bei meinem guten Vorsatze. Zwar nicht völlig aus eigenem Verschulden; ich habe verschiedentlich angeklopft, aber vergeblich. Denn die einen dieser Freunde — wohl aus Anlaß des bekannten Bankfräuleins (Adele Spitzeder) und ihres noch immer nachzitternden Treibens — beschäftigen sich allzu lebhaft mit Behandlung der Frage, welchen Einfluß ältere unverheiratete Mitglieder des schönen Geschlechts auf das Staatsleben ausüben,* und ich gestehe, es wäre allerdings eine Aufgabe, nicht unwert einer historischen Kommission, die Weltgeschichte einmal nach dieser Richtung zu bearbeiten. Wenigstens habe ich Herrn Brigham Young stets besonders deshalb für einen großen Psychologen geachtet, weil er die Ordnung und Zufriedenheit in seinem Mormonenstaate durch das einfache Mittel sicher stellte, daß er sämmtliche erwachsene Frauenzimmer kraft Religionsgesetzes unter die Haube brachte und so die „alten Jungfern“ abschaffte. Die anderen meiner Freunde aber sind durch die Kontroverse „ob Schöffen, ob Geschworene“ vollständig in Anspruch genommen. Ich muß bei dieser Materie immer an den leider zu früh verstor-

* Damals waren bei uns einige Anstellungen und Beförderungen im Staatsdienste erfolgt, welche man allgemein den Bitten einer älteren, aber noch immer schönen Hofdame zuschreiben zu dürfen glaubte. Deshalb die Anspielung.



benen Minister von Scheurlen denken, welchen ich einmal über den Wert der württembergischen Schöffeneinrichtung befragte. Derselbe erzählte mir: als vor einiger Zeit das Ministerium die Gerichte hierüber zur Berichterstattung aufgefordert hatte, habe ein Richter das verlangte Gutachten einfach dadurch abgegeben, daß er ein Todesurteil gegen seine beiden Schöffen, von diesen selbst unterzeichnet, einsandte; allerdings ein drastischer Beweis, welcher Einfluß auf die Urteilsfällung von solchen Beisitzern zu erwarten sei. Ich bin natürlich weit entfernt, diese Anekdote als Argument gegen die Schöffengerichte anzuführen; denn ich für meinen Theil, infolge natürlicher Gutmütigkeit stets bestrebt, an jedem Ding die schöne Seite herauszufinden, kann in obiger Thatsache nur einen erfreulichen Beweis der Deferenz erblicken, welche ländliche Unbefangenheit der Bildung des gesellschaftlich höher Stehenden zu zollen pflegt. Liefern doch hierin auch unsere bayerischen Landbewohner so herzerwärmende Beispiele, wenn sie völlig unbekannte Größen auf Befehl des Herrn Pfarrers in den Reichstag und in den Landtag wählen. Es liegt nach meinem Dafürhalten nur in der hergebrachten deutschen Bescheidenheit, daß der Kulturhistoriker hierin nicht den Beweis finden will für die absolute Herrschaft der Aristokratie des Geistes in den niederbayerischen und den oberpfälzischen Gauen.

Die Frage der Laiengerichte liefert übrigens auch ein Beispiel der speziell bayerischen Bescheidenheit, welche mit einer eigentümlichen Hartnäckigkeit, wenigstens in geistigen Dingen, nur das Fremde für schätzenswert ansieht — ein Umstand, auf welchen als letzte Ursache man mit einigem guten Willen sowohl die Übermacht des Ultramontanismus

in Bayern als auch die Rheinbundspolitik zurückführen könnte. Ich setze den Fall: die Zeitungen würden von einem irgendwo in der Welt bestehenden Gericht erzählen, bei welchem Streitigkeiten, die sonst wohl jahrelange Prozesse veranlassen und an Stempeln, Taxen und Advokatengebühren Hunderte von Gulden verschlingen, innerhalb vierundzwanzig Stunden ihre Entscheidung finden, ohne daß dafür dem Staat oder den Rechtsuchenden irgendwelche Kosten erwachsen; es würde sodann weiter berichtet, wie die Urteile dieses Gerichts bei den Streitenden selbst eine solche Achtung genießen, daß in Tausenden von Fällen kaum einmal appellirt wird — würden nicht sofort Kommissäre abgeordnet werden, um diese treffliche Einrichtung kennen zu lernen, zu studiren und bei der bevorstehenden Prozeßgesetzgebung einzuführen? Da nun aber dieses Gericht bei uns selbst besteht, jahraus, jahrein in Thätigkeit ist und seine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, so kümmert sich niemand darum, es bleibt im Verborgenen und bei der Prozeßreform thut man, als ob so etwas gar nicht vorhanden sei. Ich spreche hier von dem altehrwürdigen Nürnberger Marktgewölbe, welches jetzt den offiziellen Titel führt: „Merkantil-, Friedens- und Schiedsgericht" und von welchem alles oben Gesagte wörtlich wahr ist.* Ich bemerke vorsorglich, daß dieses Gericht nicht etwa bloß ein Vermittlungsamt ist, sondern ein wirkliches Prozeßgericht; die Parteien müssen sich bei demselben einlassen, der nicht erscheinende Beklagte wird kontumazirt und die ergangenen Urteile sind vollziehbar wie die Urteile der übrigen Gerichte. Wenn

* Mein damaliger „Rolandsruf" zur Rettung der altehrwürdigen Nürnberger Institution hat nichts geholfen. Die Reichsgesetzgebung hat dieselbe erbarmungslos beseitigt.



ich dieser Einrichtung aus Anlaß der Schöffenfrage erwähne, so geschieht es, weil in dem Nürnberger Marktgewölbe die „verordneten Vorsteher des Handelsstandes", also ausschließlich sogenannte Rechtsunkundige, Recht sprechen, und mir scheint beinahe, daß diese Unkundigen das Recht besser finden als die studirten Juristen; wenigstens leiste ich sofort einen körperlichen Eid, daß im Marktgewölbe eine Gesetzinterpretation noch niemals vorgekommen ist wie die neulich aus Berlin berichtete, wonach der Diebstahl eines Dieners an seinem Herrn für straflos erklärt wurde, weil der Beschädigte die Ungehörigkeit begangen hatte, zu sterben, ohne vorher Anzeige zu erstatten. Auch würde ganz gewiß bei diesem Gerichte die von ernsthaften Juristen dahier ventilirte Kontroverse unmöglich sein, ob Fräulein Adele Spitzeder nicht deshalb straflos bleiben müsse, weil nicht sie selbst ihre Zahlungen „eingestellt" habe.*

Das Merkwürdigste an jenem Gericht aber war mir immer der bereits erwähnte Umstand, daß die Parteien, welche selbst erscheinen müssen und sich nicht vertreten lassen dürfen, regelmäßig mit den Erkenntnissen desselben zufrieden sind. Ich hatte einen Zeitraum von fünf Jahren zu kontroliren Gelegenheit; in dieser Zeit mögen etwa fünfhundert Sitzungen stattgefunden haben und durchschnittlich je vier bis fünf Prozesse auf die Sitzung treffen. In diesen fünf Jahren wurde einmal, sage einmal, die Berufung ergriffen, dieselbe aber überdies als unbegründet verworfen! Und es

* Es gab damals wirklich Juristen, welche das Vorhandensein eines betrüglichen Bankruttes deshalb verneinten, weil die Spitzeder behauptete, wenn man sie hätte fortarbeiten lassen, so hätten alle Leute schließlich ihr Geld erhalten.

sind nicht etwa bloß Bagatellsachen, die da entschieden wurden; ich hörte Gesellschaftsstreitigkeiten (jeder Richter weiß, was das für angenehme Nüsse sind) in einem Vormittag abwickeln, die, im gewöhnlichen Verfahren verhandelt, einen Aktenfaszikel von Meterhöhe erzeugt hätten. Woher aber diese bewunderungswürdigen Resultate? Da ich nicht Lust habe, von sämtlichen Juristen meines Vaterlandes in Acht und Bann gethan zu werden, so beeile ich mich, feierlich zu erklären: daß ich die Erfolge des Nürnberger Gerichts nicht lediglich auf die Ausschließung aller Rechtsgelehrten bei der Besetzung desselben zurückführe. Vielmehr liegt nach meinem Dafürhalten die Ursache zumeist darin, daß bei dem Prozeß im Marktgewölbe zu Nürnberg sich ein Prinzip erhalten hat, welches der modernen Gesetzgebung zu ihrem Schaden gänzlich zu Verlust gegangen ist. Bei uns entscheidet kein Richter über die strittige Angelegenheit selbst. Nach dem frühern Verfahren hatte er über die Darstellungen zu entscheiden, mit welchen die mit Arbeit überhäuften Konzipienten der Anwälte in terminwahrender Hast und Hitze die vorgeschriebene Bogenzahl zu füllen wußten, und auch heutzutage haben zwar die Gerichte manche Vormittage hindurch (soweit diese nicht durch das geistreiche Institut der „Hinterlegung“ ausgefüllt werden) die belebten Vorträge des schwarzmachenden Anwalts A als „Requirenten, Opponenten und Exequenten“ und darauf des weißmachenden Anwalts B als „Requisiten, Oppositen und Exekuten“ zu hören, von der Sache selbst aber erfahren sie eben nur das, was die Anwälte für gut finden oder der zeugenvernehmende Beamte niederzuschreiben für nötig erachtet.

Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Prozeßverfahrens

sind gewiß ein Fortschritt und zu manchen Dingen, insbesondere, wie Feuerbach sagt, auch dazu nütze, daß sich im Winter die Zuhörer an den Öfen im Sitzungssaale wärmen und die wohllöbliche Gensdarmerie, ohne ihre Füße naß zu machen (was sie bekanntlich nicht sehr gerne thut) eine „Razzia" abhalten kann, aber dies reicht doch nicht völlig aus. Was unserem Gerichtsverfahren im Zivilprozesse fehlt und worin wir mit dem neuen Prozeß durch den Anwaltszwang sogar einen Rückschritt gemacht haben, das ist das Prinzip der Unmittelbarkeit. Dahin müßte man trachten, so ist meine „ganz unmaßgebliche und allerunzielsetzlichste" Meinung, daß dem Richter nicht durch die den Parteien aufgezwungenen Advokaten ein Spiegelbild der Sache, sondern die Sache selbst unmittelbar und persönlich von denen, über deren Haut verhandelt wird, vorgeführt werde, daß er sein Urteil nicht auf tote Worte gründe, sondern die Entscheidung aus der effektiven Wirklichkeit herausschöpfe. Kurz gesagt, anstatt der „Advokatenfreiheit" bedürfen wir der „Freiheit von den Advokaten". Neben dieser wichtigen Frage scheint mir die Frage: ob Schöffen, ob Geschworne, ob Laien, ob Juristen als Richter erst in zweiter Linie zu stehen. Jedoch alles dies natürlich „salvo meliori".

III.

München, Ende Dezember 1872.

Vom Standpunkte der Staatsrechts-Philosophie aus kann man streiten, ob die Ausübung der Wahlbefugnis als ein Recht oder als eine Pflicht des Bürgers aufzufassen sei; darüber aber wird derjenige, welcher die jüngst verflossenen

hiesigen Gemeindewahlen mitzumachen die ehrenvolle Aufgabe hatte, keinen Augenblick im Zweifel sein, daß das Wählen jedenfalls kein Vergnügen ist. Erforderte es schon eine gewisse Anstrengung, sich unter heftigem Ellenbogenspiel durch die das Thor belagernde Ehrengarde hindurch den Eintritt in das Wahllokal zu erkämpfen, so war vollends die ganze Tiefe des fortschrittlichen, beziehungsweise ultramontanen Pflichtgefühls notwendig, um bis zur Abgebung des Stimmzettels auszuharren. Denn es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als etwa zwei Stunden lang bei etlichen dreißig Grad Hitze in einem Lokale, in welchem das Wasser von den Wänden tropfte, dazustehen:

„gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“

zwischen Staatsbürgern, die zwar nicht mit schwedischen Piken bewaffnet waren, aber zum Theil mit Zigarren, deren Geruch eigentlich zu den körperlichen Strafen gerechnet werden sollte. Es gab in diesem Gedränge böswillige Menschen, welche über „mangelhafte Einrichtungen“ räsonnirten und behaupteten, es sei Pflicht der Behörden, für Freihaltung der Eingänge in das Wahllokal und „menschenwürdige“ Existenz der Wähler bei dem Stimmabgeben zu sorgen; mit Recht aber wurden diese vereinzelten Unzufriedenen darauf aufmerksam gemacht, daß in der beanstandeten Wahleinrichtung nur ein neuer Beweis zu erblicken sei, wie eifrig man von Staatswegen bemüht ist, einerseits die praktische Gymnastik zu fördern, andererseits die allzusehr verzärtelte Generation durch Abhärtungsversuche zur Ertragung künftiger Kriegsstrapazen fähiger zu machen. Hat sich ja doch dieses Abhärtungssystem auf anderen Gebieten schon so trefflich bewährt! Was hält zum Beispiel ein heutiger Theaterbesucher

aus gegen die frühere Zeit! Da saß man ehedem zwei, höchstens drei Stunden in einem angenehm erwärmten, mäßig beleuchteten Raum, hörte eine liebliche Musik, die man beim Heimgehen vor sich hinzuträllern vermochte und kehrte, wie mein Kollega, „der Harmlos“, am Eingange des Englischen Gartens sich ausdrückt, „neugestärkt zu jeder Pflicht“, zu den heimischen Penaten oder vielmehr in das Hofbräuhaus zurück. Das war keine Kunst, so etwas konnte zuletzt jeder leisten, der nicht gerade bettlägerig war. Jetzt aber liegt die Sache anders; es sollte mich nicht wundern, wenn die königliche Hoftheaterintendanz die Verordnung erließe, daß künftig an der Kasse ein ärztliches Zeugnis vorgelegt werden müsse, ob der Billetnehmende auch im stande sei, den beabsichtigten Kunstgenuß ohne dauernden Nachtheil für seine Gesundheit auszuhalten. Denn es gehört immerhin eine kräftige Konstitution dazu, bei der jetzt im Theatersaal üblichen Siedhitze,* unter möglichst rascher Abwechslung greller Lichteffekte mit der absoluten Finsternis, welche die moderne Bühnentechnik zur naturgetreuen Nachahmung aller nächtlichen Szenen für nötig hält, sechs bis sieben Stunden hindurch jener Einwirkung auf das Trommelfell ausgesetzt zu sein, die man zur Zeit unter dem Namen „Musik“ begreift. Wer einen derartigen Kunstgenuß ohne Schaden an Leib und Leben erträgt, der ist sicherlich zu jeder Kriegsstrapaze geeignet.

Ich führe übrigens dies alles nur deshalb an, um mich zu entschuldigen, daß ich wegen mangelhaften Theaterbesuches nicht einmal den Ursprung des herrlichen Bundes-

---

* 1873 bestund noch keine elektrische Beleuchtung.

liedes kannte, mit welchem in der mehrbelobten Kufsteiner Klause die Abendsitzungen geschlossen zu werden pflegen. Daß diese tiefsinnigen Gedankenblüten der echten Lebensweisheit* bereits in alten Zeiten vom Seebichler am Thumsee gesungen wurden, und im „Seefräulein" den Schluß des ersten Aktes bilden, lernte ich — zu meiner Beschämung muß ich es gestehen — erst aus dem Büchlein, welches in eleganter Ausstattung die beiden Kinder der Steubschen Lustspiel-Muse auch dem lesenden Publikum zugänglich macht. Ich sage die beiden Kinder, denn dem „Seefräulein", welches die Bühnenprobe bestanden hat, ist eine religiös-politische Komödie „Der Römer in Deutschland" beigegeben, welcher freilich die Bühne noch auf längere Zeit verschlossen bleiben wird. Nicht ganz mit Unrecht, denn ihr Inhalt ist doch gar zu „unparitätisch" gehalten. Aber ich hätte auch einen materiellen Einwand gegen den Helden des zweiten Stückes, den Jesuitenpater Schlingelmaier, obwohl an sich seine Charakteristik ein kleines Kabinetsstück bildet, voll jener köstlichen** Laune, welche den Altvater der „Zwanglosen" zum Liebling der Lesewelt, aber auch voll jener ätzenden Schärfe, welche ihn zum Schrecken seiner litterarischen Gegner macht. Mein Einwand ist gegründet sowohl auf meine Rückerinne-

* Zu Nutz und Frommen solcher, welche dieses Lied nicht kennen, mögen hier die Schlußverse stehen:

G'scheid sein, nit einitappen;
Es muß ja der Mensch nit nach allem schnappen.
Dumm sein, nit g'scheider werden,
Das ist unser Schicksal allhier auf Erden.

** Durch einen Druckfehler stand hier im ersten Abdrucke „künstlich".

rung an jene Tage, da ich „zu Speyer, der edeln Kaiserstadt, im altehrwürdigen Dome“, der eben restaurirt wurde, mit dem geistvollen Affiliirten des Ordens, der inzwischen eine so vielvermögende Zierde eines bayerischen Domklerus und der deutschen **ecclesia militans** geworden ist, über Redwitzens Amaranth disputirte und von Ghismondens Unfrömmigkeit einiges abzuhandeln suchte,* als auch auf meine Erfahrungen aus der Zeit meines Aufenthalts im „**Al Gesù**“ zu Rom, da ich mit Pater Perrone, Pater Passaglia, Pater Schrader und den andern so tapfer um die arme Seele meines Freundes Schätzler kämpfte. Ich kann nämlich dem Verfasser des Pater Schlingelmaier zwar zugeben, daß ein junger Mann, wenn er aus der Hollebau abstammt, wenn er zuvörderst in einem altbayerischen **seminarium puerorum** erzogen wird, und wenn er sodann seine höhere Bildung in einem Lyceum genießt, unter der Direktion jener zartbesaiteten Pädagogen, deren Leistungen wir seit der letzten Wahl auch im Saale des Ständehauses so lebhaft zu bewundern Gelegenheit haben — ich kann, sage ich, zugeben, daß ein so gebildeter Kleriker allerdings jenes Gemisches von Schlauheit und Dummheit, von Fanatismus und Frivolität sich erfreuen mag, mit welchem in jenem Lustspiel der Pater Schlingelmaier in so drastischer Weise ausgestattet ist. Es läßt sich ferner — aber dies schon nur vielleicht — behaupten, daß Schlingelmaier, welchen der Dichter als einen Zögling des Collegium Ger-

* Der später so berühmt gewordene Dichter war zu jener Zeit wohlbestallter Advokatenkonzipient und ich besuchte ihn von Heidelberg aus. Sein Freund und ästhetischer Ratgeber war Domkapitular Molitor, eine der Größen der bayerischen ultramontanen Partei.



manicum darstellt, trotz aller Eindrücke der ewigen Roma und ihrer kirchlichen Herrlichkeit, trotz der dialektischen Schulung, welche er durch die strenge Scholastik in den Hörsälen der römischen Universität erfährt, sobald er den roten Talar der germanischen Zöglinge ablegt, dank seiner Vorbildung, alsbald wieder den alten Menschen anzieht. Aber das stelle ich entschieden in Abrede, daß der Jesuitenorden jemals einen so gearteten Kleriker unter seine Mitglieder aufnehmen würde, und das bin ich ebenso fest überzeugt, daß ein Jesuitenpater sich niemals so benehmen wird, wie dieser „Römer in Deutschland". Ich bin diese Verteidigung wirklich jenen feingebildeten, gelehrten und liebenswürdigen Männern schuldig, als die ich ohne Ausnahme seinerzeit die Bewohner jener bescheidenen Zellen kennen gelernt habe, von denen aus die eine Hälfte der europäischen Geisteswelt geleitet wird. Gerade die hervorragenden Eigenschaften, die hohe geistige Bildung, die fesselnde Liebenswürdigkeit, mit welcher — wenigstens nach meiner Erfahrung — die Männer der Societas Jesu stets, und selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, auftreten, machen den Orden so gefährlich. Es würde dem ersten strategischen Grundsatze, „den Feind nicht zu unterschätzen", offenbar widerstreiten, wollten wir uns die Jesuiten in der Form eines Pater Schlingelmaier vorstellen; und auch Lindenschmitts vielbewundertes Bild, welches im Salon Humpelmaier die Gründung des Jesuitenordens zur Anschauung bringen soll, dürfte nach dieser Richtung der Kritik verfallen. Denn solche Gründerköpfe hätten wohl ein Inquisitionsgericht zu stande gebracht, aber kaum die Fähigkeit gehabt, ein Institut ins Leben zu rufen, welches die gesammte religiöse Entwicklung Mitteleuropas

nicht bloß zum Stillstand, sondern zum großen Teil geradezu zur Umkehr geleitet hat. Denken wir nur an Bayern, wie es aussah, bevor die Jesuiten ihren Einzug hielten, und wohin sie in sehr kurzer Zeit Land und Leute gebracht haben! Damals, als die Schüler des heiligen Ignatius noch nicht die weißblauen Grenzpfähle überschritten hatten, war zum Beispiel fast der gesamte bayerische Adel der Reformation zugethan, wovon man heutzutage sogar die Erinnerung verloren hat. Wollte mir doch der im übrigen recht wackere Kaplan von Hohenaschau die historische Wahrheit des Zimmers nicht mehr zugestehen, in welchem dereinst auf diesem Preysingschen Schloß Luther soll bewirtet worden sein, und allerdings dem jungen Zentrumsmitglied,* welches zur Zeit seinen heißen Kampf mit Dr. Sigl zu bestehen hat, würde niemand einen solchen Gast zutrauen. Aber noch mehr: noch auf dem Konzilium zu Trient war es der bayerische Abgesandte, der Vertreter der bayerischen Regierung, der im Auftrag dieser Regierung die Abschaffung des Cölibats beantragte und in einer fulminanten Rede solche Dinge über die Folgen dieses Kirchengesetzes sagte, daß heutzutage gegen einen ähnlichen Redner wahrscheinlich der Staatsanwalt auf Grund des § 166 des Reichsstrafgesetzbuches einschreiten würde. Doch wozu in die Ferne schweifen, steht ja doch in dem mächtigen Bau neben und hinter der Michaelskirche ein lebendiges Denkmal vor den Augen eines jeden Müncheners, welche Bedeutung und Macht der Jesuitenorden seinerzeit in Bayern sich erworben hat. Was derselbe an Raum ganz

---

* Graf Konrad Preysing hat sich inzwischen im Reichstage so bekannt gemacht, daß er keiner weiteren Note bedarf.

allein für sich und seine Thätigkeit beanspruchte, das genügt jetzt für eine ganze Masse königlich bayerischer Staatsbedürfnisse. Da ist das ganze wichtige Arsenal der Verträge verwahrt, welche das königliche geheime Staatsarchiv bilden; da hat das Oberappellationsgericht und der Kassationshof Platz; da finden jene Finanzleute Bureaux und Registraturen, welche alljährlich durch scharfe Revisionsnotate den Komptabilitätsreferenten der Ministerien und Hofstäbe das Leben sauer machen; da kann Prof. Siebold seine künstlich erzeugten Fischskelette und sonstigen ausgestopften Thiere, v. Kobell die kolossalsten Mineralien und andere anderes ausstellen; da können Hunderte von löwenmähnigen Jüngern der Malerei sich für ihre den Kunstverein schmückende Thätigkeit vorbereiten, da findet sich sogar ein bescheidenes Plätzchen, wo einerseits Postmarken, Streifbänder und Freikouverte, anderseits aber Theaterbillete verkauft werden. Ich begreife diese Impietät ebenso wenig, als daß der sonst doch so milde und gutmütige Direktor der obigen löwenmähnigen Jugend* den Mut finden kann, gerade in einem solchen Gebäude, in welchem sogar die Steine von den Verdiensten der Jesu-Gesellschaft sprechen, einen Arbues oder gar, wie er in der letzten Zeit gethan, einen verheirateten Petrus zu malen. Allerdings sagt ein französisches Sprichwort: Chien vivant vaut mieux qu'évèque mort. Aber die Jesuiten sind trotz der lex Lutziana nicht tot. Das möge man sich wohl merken.

---

* Damals war der in kaustischen Witzen ebenso wie in seiner Kunst hervorragende Wilhelm von Kaulbach Akademiedirektor.

IV.

München, Anfang Januar 1873.

Als ich noch die hohe Schule zu München besuchte, bestand zwar kein eigenes Kultusministerium, aber manches sonstige Gute. So war es zum Beispiel doch gewiß eine recht sinnige Einrichtung, daß ein und derselbe Professor zugleich Ästhetik und bayerische Geschichte las. Der wackere Gelehrte, welcher diese beiden so nahe verwandten Disziplinen mit gleicher Wärme vortrug, ist sicherlich den meisten ältern Söhnen der hiesigen Alma mater in der Erinnerung geblieben durch die klassische Definition der Ästhetik, mit welcher er seine Vorlesungen über diese Wissenschaft einzuleiten pflegte. Er begann nämlich regelmäßig folgendermaßen: „Hm, meine Herren, wenn Sie ein altes, häßliches Weib sehen, g'fallt Ihnen die? G'wiß nöt. Aber wenn Sie ein junges, hübsches Madel sehen, hm, die g'fallt Ihnen? Nun sehen Sie, meine Herren, da haben's die Ästhetik." Ich weiß nicht mehr recht, war es, weil ich diese Wissenschaft schon genugsam praktisch inne zu haben glaubte, oder war es aus unbewußtem Partikularismus, ich hörte bei diesem gelehrten Manne nicht Ästhetik, sondern bayerische Geschichte, und dabei lernte ich, wie Leporello sagt, viel und mancherlei. So erfuhr ich denn unter anderm auch die historisch wichtige Thatsache, daß der große Minister Montgelas gewöhnlich seine eigene Handschrift nicht mehr lesen konnte. So schlecht schreibe ich nun zwar nicht (ich bin aber allerdings auch kein Minister), jedoch immerhin schlecht genug, sonst hätte nicht der Setzer neulich — sehr zu meiner Betrübnis — Steubs „köstliche" Laune beim Abdruck „künstlich" verderben

können, was zum Glück in der Wirklichkeit nicht gelungen ist.* Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß in meiner Jugendzeit noch nicht, wie jetzt, an allen Straßenecken ein Turnowsky, Schulhoff und andere den Beweis lieferten, wie in wenigen Stunden auch das jammervollste Schwefelholzgekritzel zur Kalligraphie ersten Ranges sich emporschwingen könne. Damals galt vielmehr undeutlich zu schreiben für das Charakteristikum eines geistreichen Mannes, und ich glaube, es war die Dichterin Chézy (Verfasserin der Euryanthe), welche sagte: „Wenn etwas so geschrieben sei, daß man es lesen könne, dann sei es von vornherein nicht des Lesens wert". Es waren eben damals schlechte Handschriften Mode, und um die Mode ist es ein eigenes Ding, sie allein auf Erden ist allmächtig, sie ist die einzige Gewalt, welcher gegenüber sogar die unfehlbare Kirche machtlos bleibt. Man erinnere sich nur, wie viele vergebliche Predigten gegen Reifrock und Krinoline gehalten worden sind, und walzen und polken nicht selbst unsere frömmsten Komtessen ohne alle Gewissensbisse, obwohl noch in den Zwanziger Jahren das Walzen im gut katholischen Frankreich mit Verweigerung der Absolution bedroht war?** Und welch schlagendes Beispiel der Suprematie der Mode über die

---

* Mein Freund Steub hatte anfänglich die Sache quer genommen und da er „Absicht zu merken" glaubte, so war er verstimmt. Ich mußte ihn durch Vorzeigen meines Manuskripts von dem Ungrunde seines Verdachtes überzeugen.

** Damals wurde eine nette chanson gesungen, die hierauf Bezug hatte und in welcher es hieß: „Vous avez valsé?" „Oui, Monsieur le Curé!" „Ma foi, tant pis pour Vous, car un tel péché ne se peut pardonner, c'est l'enfer, c'est l'enfer qui Vous emportera".

Religion liefert jeder erste Januar! Ohne Scheu gratuliren sich gegenseitig Katholiken und Protestanten, man beglückwünscht sich nicht uur heimlich in den Häusern, sondern öffentlich auf Straßen und Plätzen; selbst der heilige Vater nimmt die Glückwünsche des diplomatischen Korps und „seiner“ Behörden entgegen; ja er ist so darauf erpicht, daß wir jüngst beinahe eine politische Katastrophe erlebt hätten, bloß weil ein paar französische Schiffslieutenants nicht zum Gratuliren kommandirt worden waren.* Und doch sind nach der Lehre der katholischen Kirche alle diese Neujahrsgratulationen ebenso viele arge Sünden. Der heilige Ambrosius nennt es einen „unverschämten“ Aberglauben, den 1. Januar als Anfang eines neuen Jahres zu feiern, „als ob nicht alle Tage ein neues Jahr anfange“ (quasi non quotidie impleatur annus); Papst Zacharias belegt das Gratuliren mit dem Anathema, und ein Konzil zu Rouen bezeichnet es sogar als „Perfidie“ (si quis in hac perfidia reperitur) und verfügt, daß für das Begehen einer solchen der Kleriker ein volles Jahr lang, der Laie aber ein halbes Jahr lang Pönitenz zu leisten habe. Ich weiß dies noch von jener Zeit, als wir bei Freund Kunstmann, dem leider zu früh verstorbenen trefflichen Mann und Gelehrten, zu sonntäglicher Rekreation schöne, alte kirchenrechtliche Handschriften lasen; und wer es nicht glauben will, der schlage in Burchard von Worms Liber poenitentialis oder in seiner Dekretalensammlung Buch 10 Kap. 14 u. ff. nach. Der Kirche gelang es, der Arianischen Ketzerei Herr zu werden, obwohl Kaiser und Könige sie beschützten, aber der

* Allgemeine Zeitung von 1873 S. 12.

Neujahrsgratulationen wurde sie nicht Herr, weil sie — Mode waren.

Da darf es denn freilich nicht wundern, daß die weltliche Macht mit ihren Verboten gegen die Neujahrnachts-Feierlichkeiten auch nichts ausrichtet. Aber freilich, die Kirche wußte sich mit bekannter Feinheit besser als die Polizei aus der Affaire zu ziehen: sobald sie sich überzeugte, daß der Berg nicht zum Propheten komme, ging der Prophet zum Berge; man hängte der heidnischen Mode ein christliches Mäntelchen um und begnügte sich damit, daß die Gläubigen bei Verabfolgung der étrennes sich nicht mehr an die liebenswürdige Göttin Strenna erinnerten, der zu Ehren die Neujahrsgeschenke eigentlich gegeben werden. Die Polizei dagegen ärgert sich seit Jahrhunderten vergeblich über das Neujahrsschießen, über das Kalenderverbrennen und andere Gebräuche, die in der Nacht des 1. Januar üblich sind, und beharrt dabei, Anordnungen und Verbote dagegen zu erlassen, welche — wie wir in der jüngsten Neujahrsnacht zu erleben das Vergnügen hatten — ebenso gewissenhaft beobachtet werden, wie das für das Staatswohl in hohem Grade notwendige Verbot, Hunde in die Wirtshäuser mitzunehmen. Nach unserm Dafürhalten würden eine ziemliche Arbeitslast und nicht unbedeutende Kosten erspart, wenn man sich entschließen könnte, das von der Kirche mit so viel Erfolg geübte Prinzip auch auf die Polizeigesetzgebung anzuwenden und diejenigen Dinge unverboten zu lassen, die man eben doch nicht verhindern kann. Denn wenn in Wahrheit alles sollte aufrechterhalten werden, was in den 231 Artikeln des Polizeistrafgesetzbuches, in den Nachtragsgesetzen und in den Tausenden von Oberpolizei-Verordnungen, Di-

striktspolizei-Erlassen und Lokalpolizei-Beschlüssen geboten und verboten ist, und wenn man wirklich jeden Kontravenienten zur Bestrafung bringen wollte, so müßte nach einer mäßigen Berechnung die gesammte aktive Armee sammt Reserve und Landwehr zur Gendarmerie übertreten und es müßten mindestens 50 Prozent der königlich bayerischen Staatsbürger zu Polizeirichtern ernannt werden.

Es ist übrigens die liebevolle Fürsorge der Staatsgewalten für alle unsere Bedürfnisse und Verhältnisse bekanntlich kein Produkt der Gegenwart; es erscheint dieselbe vielmehr als eine althergebrachte und, man darf wohl sagen, mit der deutschen Geschichte überlieferte Stammeseigentümlichkeit. Welch eine Fülle von weisen und den beschränkten Unterthanenverstand mit mildem Polizeistocke lenkenden Anordnungen bergen zum Exempel die 124* bayerischen Partikularrechte, welche zu beseitigen und durch eine gemeinsame deutsche Nationalgesetzgebung zu ersetzen ungestüm fortschreitende Nationalliberale so pietätlos bestrebt sind! Wie wohlthuend heimeln jeden guten Bürger beispielshalber die lieblichen Verordnungen der Äbtissin des reichsfreien Damenstifts zu St. Stephan in Augsburg vom 20. September 1757 und 24. August 1787 an, durch welche für die Bärte der unter dem adeligen Krummstab lebenden Bauern von Asch, Batzenhofen und Pfaffenhofen Obsorge getroffen ist, und von denen die eine ungefähr also lautet: „Mit wahrem

* Ich weiß wohl, daß der neueste Bearbeiter des Bayerischen Zivilrechts, Dr. Paul Roth, diese Zahl nicht anerkennen will; allein formell gibt es so viele Rechtsgebiete in Bayern, wenn man ganz genau und namentlich unter Berücksichtigung des Umstandes zählt, daß einzelne Gesetzgebungen nach verschiedenen Zeitabschnitten gelten.



Schmerz und zu Unserem höchsten Mißfallen haben Wir in Erfahrung bringen müssen, daß die Bauern in Unserer Herrschaft Batzenhofen in ihrer Perversität so weit gehen, daß sie sich nicht nur selbst rasiren, sondern daß sogar hie und da einer den andern rasirt. Wozu haben Wir in landesmütterlicher Fürsorge in jedem Unserer Dörfer einen geprüften und in seinen Geschäften wohlerfahrenen Balbirer aufgestellt? Wir verfügen derhalb von neuem: daß sich fortan ein jeder Unserer Unterthanen allwöchentlich wenigstens einmal zu seinem vorgesetzten und von hoher Obrigkeit aufgestellten Bader verfüge und sich weder selbst rasire, noch von einem andern den Bart abkratzen lasse." Derartige herzstärkende Blüten der legislatorischen Thätigkeit finden sich noch viele in unseren heimischen Rechtsquellen, und ich wünschte, daß Professor Dr. Paul Roth, dessen vorzügliches Werk über das Bayerische Zivilrecht ihn als einen der gründlichsten Kenner dieser Quellen bewiesen hat, nach Vollendung seines dritten Bandes Zeit und Lust fände, die bayerischen Partikularrechte auch nach dieser Richtung der Mit- und Nachwelt zugänglich zu machen. Ich halte dies schon deshalb für wünschenswert, damit wir um so mehr zu schätzen wissen, wie verdienstvoll es ist, daß ungeachtet der Bestimmung der Verfassungsurkunde, wonach für das ganze Königreich nur ein gemeinsames Zivilrecht bestehen soll, dennoch diese historisch wohlbegründete Buntscheckigkeit des Rechtszustandes seither erhalten blieb, und damit wir neue Kräfte sammeln zum Kampfe gegen den Versuch, nicht bloß in Bayern, sondern sogar in ganz Deutschland ein klares, verständliches und den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechendes Recht zu schaffen, gerade als ob

die Gesetze der Menschen wegen da wären, und nicht die Unterthanen, um die Gesetze an ihnen zu probiren. Solchen destruktiven Tendenzen durch Hinweis auf altererbte Besonderheiten und deren praktisch erprobte Wirkung auf die Nationalwohlfahrt entgegenzutreten, dürfte beinahe ebenso verdienstvoll erscheinen als die Bemühungen eines kgl. Hoftheaterkapellmeisters, Webers neckischen Oberon durch Einfügen von Rezitativen zu einer langweiligen Opera seria umzugestalten. Als ob Weber den leichten Dialog, wenn er überhaupt Musik vertrüge, nicht selbst komponirt haben würde!

V.

München, im März 1873.

Seit lange weiß man, daß die Jurisprudenz mit den Naturwissenschaften auf einem einigermaßen gespannten Fuße lebt; ich erinnere nur daran, daß zum Beispiel eines der bedeutenderen ältern deutschen Gesetzbücher die Bienen zur Klasse der Würmer zählt,* und daß die frühere Münchner Gewerbeordnung das Spanferkel als einen Vogel ansah, indem bekanntlich nach langjährigem Streite zum Verkaufe der von den Köchinnen und den Gourmands so sehr geschätzten quiekenden Quadrupeden nur die Geflügelhändler als befugt erklärt wurden. Dessenungeachtet hat es überrascht, daß die hiesige Haute-Volée von Polizeiwegen unter die Naturvölker gerechnet wird; man erzählt nämlich: die

* Das unter dem Namen „Sächsisches Weichbild" bekannte mittelalterliche Stadtrechtbuch sagt (Nr. 121): „die Bien ist ein wilder wûrm".

Erlaubnis zu den Picknick-Bällen, welche alljährlich in den „Vier Jahreszeiten“ von einem aus mehreren Reichsräten, Flügeladjutanten und andern Mitgliedern der Aristokratie bestehenden Komitee veranstaltet werden, sei nur unter der polizeilichen Bedingung erteilt worden, daß keine „Trutzlieder“ gesungen würden, daß man sich nicht über den Tisch „hackle“, und daß man den Tänzerinnen nicht „heimblase“.* Nun haben zwar allerdings die bayerischen Reichsräte mitunter den Ministern unangenehme „Trutzlieder“ gesungen, zum Exempel beim Schulgesetz; allein ich möchte doch glauben, daß jene polizeiliche Anordnung nicht mit Bezug hierauf erlassen wurde, sondern daß sie lediglich eine Extensiv-Interpretation des Tit. IV der Verfassungsurkunde bedeutete und darzuthun bestimmt war, wie die Bayern nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch vor der Polizei alle gleich sind. Gegen einen solchen löblichen Grundsatz läßt sich gewiß nicht das mindeste einwenden, und es erschiene deshalb auch ganz gerechtfertigt, wenn, wie einige scharfsichtige Beobachter behaupten wollen, die Polizei der Neuzeit mit besonderer Bevorzugung von den Mitgliedern der sogenannten bessern Stände als eine väterliche Zuchteinrichtung empfunden werden sollte. Denn man darf nie jenes oberste Prinzip der Volkserziehung vergessen, welches der selige Stadtgerichtsrat Iberl in Nürnberg so schön in die geflügelten Worte zu kleiden pflegte: „In einem wohlgeordneten Staate darf niemand ungestraft vorübergehen“. Da nun der anständige Mensch durch wirkliche und flagrante Gesetzesverletzungen in der Regel

* Dieser natürlich nur aus Versehen erfolgte Polizeierlaß machte damals ein gewisses Aufsehen.

keinen Anlaß zur Bestrafung darbietet, so ergibt sich mit logischer Notwendigkeit das Bedürfnis nach polizeilichen Vorschriften, von welchen man annehmen kann, daß sie auch der gewissenhafteste Bürger von Zeit zu Zeit übersieht oder, was den Zweck der höheren Pädagogik noch besser erfüllt, die er mit dem besten Willen gar nicht vollständig zu beobachten im stand ist. Mein Freund A. rechnet hierunter die zur Zeit geltenden Vorschriften über das Dienstbotenwesen, jedoch mit Unrecht; denn wer nur einigermaßen in die tiefer liegenden Bewegungsmomente der Politik eingedrungen ist, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß es für die Staatsbehörden von höchstem Interesse ist, genau zu wissen, ob die Köchin Barbara Pfannenstiel ihren Dienst am 16. oder am 17. März gewechselt hat, ganz abgesehen von den Verzögerungen, welche, bei ungenügender Evidenthaltung der Listen, die Zustellung der von der Okkupationsarmee oder sonstigen Garnisonen an die respektiven „Gegenstände" einlaufenden Briefe erleiden könnten. Daß wegen Nichtanzeige des Dienstwechsels nicht der fehlende Dienstbote, sondern die nichts davon wissende Herrschaft gestraft wird, ist ganz natürlich; denn die Herrschaft kann man ganz leicht finden, während man den Dienstboten erst suchen müßte. Gerade hierin liegt eben meines Erachtens eine legislatorische Weisheit, welche etwa nur noch von jener der ehedem in Kraft befindlichen Vorschrift übertroffen wird, die, wenn nachts die Thüre eines Hauses offen stand, den Eigentümer des Hauses als strafbar ansah. Daß faktisch der Eigentümer, besonders falls er gar nicht im Hause wohnte, dieser Haftung offenbar nur dann hätte entgehen können, wenn er jedesmal von abends 9 Uhr bis morgens 5 Uhr an der

Thür als Aufsichtsperson stehen geblieben wäre, ist irrelevant, weshalb mit Recht jene treffliche Bestimmung auch in dem Entwurfe des Polizeistrafgesetzbuches von 1861 aufgenommen war. Sie wäre auch sicherlich geltendes Recht geworden, wenn nicht durch Zufall (oder sollte es mehr gewesen sein, fragt Kaspar im Freischütz) ein maßgebendes Mitglied aus einer der beiden Kammern, der zugleich ein Hausbesitzer war, kurz vor der Debatte mehrmals wegen Offenstehens des Hausthors angezeigt worden wäre.*

Ja, ja, es ist merkwürdig, welche Ursachen mitunter in der Gesetzgebung die Entscheidung geben. Mir ist unbekannt, was etwa die Fama über den letzten Anstoß zum § 131a des deutschen Reichsstrafgesetzbuches zu wissen vorgibt, ich will deshalb lieber einige Beispiele aus einer frühern Zeit erzählen, und zwar aus dem Bereiche der Zivilgesetzgebung. Kann ich doch hiebei zugleich einer Ausstellung abhelfen, welche man an meiner jüngsten Plauderei gemacht hat, daß ich zwar die Nichterfüllung der bayerischen Verfassungsbestimmung, wonach im ganzen Königreich nur ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch bestehen solle, gerügt, aber die vielen Versuche ignorirt habe, womit angestrebt worden sei, ein solches Gesetzbuch zu schaffen. So werden oft die besten Absichten verkannt; man legte mir als Mangel an Patriotismus aus, was lediglich die loyalste Bescheidenheit war. Denn wenn ich von der Thätigkeit der Zivilgesetzgebung in Bayern hätte plaudern wollen, so hätte ich

* Es war allerdings mehr als Zufall; denn ich und einige Gesinnungsgenossen machten jeden Abend um zwölf Uhr das Hausthor auf und riefen dann den nächsten Gensdarmen herbei. „Der Zweck heiligte das Mittel."



dabei kaum verschweigen können, daß ich so ziemlich der einzige noch Lebende bin, welcher sämmtliche Entwürfe und die genauere Geschichte der seit Beginn dieses Jahrhunderts in Bayern bestandenen Zivilgesetzkommissionen kennt;* ich hätte notwendig davon reden müssen, daß ich selbst als Theilnehmer einer solchen Kommission** die besten Jahre meines Lebens verbrachte, und schließlich hätte mich vielleicht die Eitelkeit verlockt, auch von meinem Entwurf eines Eherechtes (gedruckt bei A. Enke in Erlangen 1867) zu sprechen, von welchem ich überzeugt bin, daß er nach meinem Tode erst noch die richtige Würdigung finden wird. Alles dieses unterließ ich, wie gesagt, aus reiner Bescheidenheit; da nun aber dieses Motiv vollständig verkannt wird, beeile ich mich, eine kurze Skizze der bayerischen Gesetzgebungsversuche im Zivilrecht zu geben; vielleicht gewinnt man daraus die Überzeugung, daß die Gefahr eines allgemeinen deutschen Zivilgesetzbuches nicht sehr nahe bevorsteht, selbst wenn die Reichskompetenz für ein solches geschaffen wird.

Das alte Bayern, das Kurfürstentum bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, hatte bekanntlich ein ge-

* Ich bitte den gelehrten Verfasser des „Bayerischen Zivilrechts" (Tübingen 1871) um Entschuldigung, aber zwei Entwürfe sind in seiner sonst so vollständigen Darstellung gleichfalls unerwähnt geblieben.

** Den zwei früher hinweggerafften Mitgliedern (Dollmann und Endres) ist jüngst der wackere Metz gefolgt; möge der Himmel dem außer mir allein noch übrigen Mitgliede, das zugleich der Senior der bayerischen Juristen ist, gestatten, noch recht lange die Zierde des obersten Gerichtshofes zu sein. (Der vortreffliche Molitor ist inzwischen auch hinübergegangen und ich selbst werde wohl auch nicht mehr lange hienieden verweilen.)



meinsames bürgerliches Gesetzbuch in dem von Frhrn. v. Kreittmeyr verfaßten Landrecht von 1756. Man hat viel über dieses Gesetzbuch räsonnirt und viel daran getadelt; es ist auch sicherlich nicht fehlerlos; aber man halte es nur mit den legislativen Produkten der Neuzeit zusammen, man studire zum Beispiel den neuen bayerischen Zivilprozeß, man vertiefe sich in die Weisheit der reichsstrafgesetzbuchlichen Antragsreate, man durchlese, unterstützt von der wohlwollenden Beleuchtung, welche ihm Professor Dr. Friedrich Walther neuerlich angedeihen ließ, den Entwurf der Strafprozeßordnung für das Reich — und sicherlich wird man dann nie mehr über den Promenadeplatz gehen, ohne vor dem Vater des bayerischen Landrechts den Hut abzuziehen.

Als mit dem neuen Jahrhundert die Vergrößerung des kurfürstlichen Territoriums begann, glaubte man die Rechtseinheit durch gleichmäßige Ausdehnung des Landrechtes auf alle neuerworbenen Gebietsteile aufrechthalten zu können;* bald aber wurde der Zugang so massenhaft, und es war das bisherige Recht der neuen Erwerbungen von dem altbayerischen so verschieden, daß diese Prozedur nicht mehr anging und daß man deshalb an die Erlassung eines neuen gemeinsamen Zivilgesetzbuches denken mußte. So ging man denn im Jahr 1807 ans Werk, und der Staatskonferenzbeschluß, durch welchen die Ausarbeitung des Entwurfs angeordnet wurde, setzte fest, daß der Code Napoléon als

* So im Jahr 1803 in den Herrschaften Sulzbürg und Pyrbaum, in Mühldorf und Passau. Zu Ende des Jahres 1804, als von Preußen im Grenzpurifikationsvertrag Parzellen erworben wurden, gelangte das bayerische Recht nur in den nicht geschlossenen Ämtern, welche an Bayern kamen, zur Einführung.



Grundlage zu dienen habe, und daß insbesondere die Leibeigenschaft, die Siegelmäßigkeit und die Fideikommisse abzuschaffen seien. Die äußere Geschichte nimmt an, daß diese Anordnung durch die damaligen Rheinbundsverhältnisse veranlaßt war; die geheime Geschichte weiß von Familienverhältnissen zu erzählen,* welche jene Anordnung durchsetzten, obwohl der damalige Justizminister selbst, Graf Morawitzky (der Stifter des „Harmlos"), gegen den obigen Beschluß remonstrirte und darauf hinwies, daß die Grundsätze des Code Napoléon mit den Privilegien, welche die Stände in Bayern genössen, unvereinbar seien. Feuerbach, dem die erste Formulirung übertragen war, machte sich mit Feuereifer an die ihm gestellte Aufgabe, er legte rasch einen Entwurf vor, dessen Hauptabweichung vom Code Napoléon in der Einführung einer Linealsuccessionsordnung lag; eine Kommission von zehn Mitgliedern debattirte in mehr als hundert Sitzungen, und dann begann der Druck. Allein von den 2180** Artikeln waren gerade 2137 gedruckt, da wurde

* Die aus jener Zeit in meiner Jugend noch Übriggebliebenen erzählten nämlich, eine der Familie Montgelas nahestehende Tochter eines Hauses, in welchem alles Vermögen Fideikommiß war, habe die Aufhebung dieser Institution durchgesetzt, um gleichheitlich zu erben. Faktisch ist, daß die Fideikommisse in Bayern durch § 69 des Ediktes über den Adel vom 29. Juli 1808 aufgehoben, aber alsbald durch Verordnung vom 22. Dezember 1811 unter der Benennung „Majorat" wieder eingeführt worden sind. Post hoc ergo propter hoc.

** Nicht 1870, wie manchmal angenommen wird; bis zu Art. 1860 reichen die drei ersten Hefte, dann folgten einzelne Bogen. Der Entwurf in Quart, welchen Mussinan gesehen hat (vgl. Roth, Civilrecht S. 2 Note 6), ist eines der für die Mitglieder der damaligan Gesetzkommission auf Schreibpapier gedruckten Exemplare mit breitem Rande für Notizen.

die Sache aufgegeben, nicht, wie Feuerbach (in seinem Leben Bd. I S. 180) meint, weil der französische Einfluß schwächer wurde, sondern einfach weil die 60,000 Gulden, welche dafür bewilligt gewesen, aufgezehrt und andere Mittel damals nicht vorhanden waren.

Im Spätherbst 1810 wurde die Abfassung eines neuen Entwurfs angeordnet, jedoch nunmehr als Grundlage der **Codex Maximilianeus** bestimmt. Die Arbeit war gemeinsam an Feuerbach und den spätern Bundestagsgesandten Johann Adam von Aretin übertragen, zu denen später auf Aretins Veranlassung noch Gönner trat. Feuerbach, der ideal Angelegte, schlug vor, es sollten über jeden Punkt die drei Mitarbeiter so lange debattiren, bis sie e i n e r Meinung geworden seien, damit der Entwurf sich als ein einstimmiger darstelle; zu diesem Zweck versöhnte er sich ausdrücklich und feierlich mit Gönner, den er bis dahin (und auch wieder nachher) gründlich haßte. Man kann sich die Beratung dieser drei heterogenen Köpfe denken; der damalige Justizminister Graf Reigersberg hatte, wie er später in seinem bekannten Rauchstübchen oft lächelnd erzählte, beinahe wöchentlich die Aufgabe, die Kommission, die am Auseinanderfallen war, wieder in die Reihe zu bringen.* Endlich wurde der Entwurf doch fertig, und zwar war er, man kann wohl sagen, ein tüchtiges Werk;** er hatte sofort eine erweiterte Kommissionsberatung zu bestehen und kam dann in die sogenannte geheime Staatskonferenz. Es gab aber

* Einmal drohte sich Feuerbach sogar zu erstechen, allerdings nur mit einer Papierschere.

** Derselbe ist in Folio halbbrüchig lithographiert; er enthält vier Bücher mit einem Anhang vom Lehen und kurze Motive.

auch damals in Bayern zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien, diejenige, welche das Bayern der verflossenen Jahrhunderte in Religion, Sitte und Staatseinrichtungen erhalten wissen wollte, und die Partei des Fortschritts; die erstere war in der Staatskonferenz stark vertreten, ihr Führer Graf Karl Arco, der Schwager des Ministers Montgelas, ein geistreicher, wohlunterrichteter und energischer Jurist. Da wurde dem armen Feuerbach, dem „Ungläubigen", dem „Fremden", dem „Demagogen", das Leben sauer gemacht; dennoch gelangte die Beratung des ersten und zweiten Buches glücklich zu Ende; aber bei dem dritten Teil, der von den Erbschaften handelt, brach alles zusammen. Es kommt hier nämlich die Frage vor, wann bei Verlassenschaften eine Inventur stattfinden solle, und da hatte das alte Landrecht von 1618, die Taxordnung von 1735 und der Codex von 1756 bestimmt: die Inventur habe immer zu geschehen „bei den gemeinen einfältigen Bauersleuten". Diese Bestimmung war in dem neuen Entwurf weggelassen, als „kränkend für eine ganze ehrenhafte Klasse von Unterthanen", die Gegenpartei verlangte die Wiederaufnahme, die Debatte wurde immer hitziger, vom juristischen Gebiete ging man auf das Gebiet der Persönlichkeiten über und es fehlte nicht viel, so wären die Herren in Uniform im Konferenzsaale sich buchstäblich in die Haare geraten. Es waren Worte gefallen, die eine weitere gemeinsame Beratung unmöglich machten, und es blieb dem Justizminister (ich weiß dies aus seinem Munde) zu seinem Leidwesen nichts übrig, als für den folgenden Tag die Sitzung abzusagen und die einstweilige Vertagung der Konferenz zu beantragen. Dazwischen fiel dann allerdings die Abkühlung des russischen Feldzugs, dann die beiden fran=

zösischen Kriege, dann trat die Verfassungsfrage heran; kurz, der treffliche Entwurf blieb „schätzbares Material", und dies alles wegen der „einfältigen" Bauersleute.

Ein paar Jahre später kam es zu einem neuen Entwurf. Minister Graf Reigersberg war nämlich, obwohl er den gegenwärtigen bayerischen Zivilprozeß nicht kannte, der Meinung, daß Gesetzbücher durch eine parlamentarische Detailberatung nicht gewinnen könnten, und wünschte daher die Bestimmung der Verfassung, daß im Königreich ein gemeinsames Zivilgesetzbuch bestehen solle, schon vor dem Inslebentreten derselben erfüllt zu sehen. Zu diesem Zweck wurde Christoph Freiherr von Aretin (Bruder des obigen, Appellpräsident, später Landtagsabgeordneter) beauftragt, einen Entwurf vorzulegen, und da die Zeit drängte, so wurde der Codex Maximilianeus einfach revidirt, die Latinismen, einzelne veraltete Ausdrücke und etwelche Bestimmungen, die nicht mehr in die Neuzeit paßten, beseitigt, dafür aber ein neuer ehelicher Güterstand, mit condominium pro indiviso, und die Einkindschaft eingefügt.* Dieser Entwurf sollte am 1. Oktober 1818 in Kraft treten; das Einführungspatent, auf den 20. Mai 1818 datirt, war vollständig vorbereitet, ja schon anticipando mit der königlichen Unterschrift und der Kontrasignatur des Ministers in vielen Exemplaren lithographirt,** als es gelang, den König umzustimmen. Der äußere Grund, welchen man dem Monarchen angab, war:

* Auch dieser Entwurf wurde lithographirt; er erreicht bei weitem nicht das Werk von 1811 an knapper Diktion und reformatorischen Ideen.

** Ich fand ein solches Exemplar in dem Nachlasse meines Großvaters, der es zum Andenken an jene Tage aufgehoben hatte.

daß es nicht gut aussehe, wenn sechs Tage vor Publikation der Verfassung ein so bedeutendes, in den Wirkungskreis der Stände fallendes Gesetz diesen gleichsam entzogen würde. Der wahre Grund aber bestand in der Besorgnis der adeligen Gutsbesitzer: es möchten durch das neue Gesetzbuch ihre Rechte geschmälert werden; sah man doch selbst in dem einige Jahre darauf erlassenen Hypothekengesetze „den vollständigen Ruin des Adels", und ein hoher Adeliger machte einen Fußfall vor dem Könige, um ihn zu bestimmen, das Gesetz nicht zu sanktioniren, diesmal jedoch erfolglos.*

Als das Hypothekengesetz so gut ausgefallen war, wurde der geistvolle Verfasser desselben, Thaddäus von Gönner, sofort beauftragt, einen Entwurf für das gesammte Zivilrecht zu entwerfen; er lieferte auch in verhältnismäßig kurzer Zeit den ersten Teil, das Personenrecht — eine Arbeit, welche eine wahre legislative Perle genannt werden muß, und welche den Herren im Justizministerium zu Berlin zeigen könnte, wie man Gesetze formuliren soll.** Und was entschied das Schicksal dieses trefflichen Werkes? Es ist jammervoll zu sagen — ein Spaziergang des Verfassers im Englischen Garten.***

Einige Jahre später beauftragte König Ludwig I. den damaligen Appellpräsidenten in Eichstätt, Freiherrn von Leon-

* Nach mündlicher Mitteilung des damaligen Justizministers.

** Leider ist dieser Entwurf nicht vervielfältigt.

*** Der vortreffliche Jurist soll sich (was er aber stets in Abrede stellte) auf einem Spaziergange gegen gewisse zum Schutze der Unmündigen gegebene Bestimmungen des Strafgesetzes verfehlt haben. Die Anschuldigung führte zu seiner Pensionirung und Beendigung seiner amtlichen Thätigkeit.

rod,* mit Abfassung eines neuen Entwurfes, und in Mitte der dreißiger Jahre legte derselbe ein vollständig dem österreichischen Gesetzbuche nachgepaßtes kurzes und knappes Elaborat vor,** welches lithographirt wurde, aber nicht zur weiteren Beratung kam. Nun ruhte die Thätigkeit bis Mitte der vierziger Jahre, wo unter des Appellpräsidenten van der Beck's Vorsitze eine abermalige Gesetzgebungskommission für alle Theile des Rechtes gebildet wurde, in welcher dem berühmten Pandektisten Arendts das Zivilrecht übertragen war. Derselbe war eben (nach einigen Jahren) mit dem Vortrage über die allgemeinen Grundsätze, nach denen der Entwurf aufgestellt werden sollte, fertig, als Fräulein Lola Montez ihn nötigte, Bayern zu verlassen und sich nach Wien überzusiedeln. Auch die übrige Kommission zerstäubte und für mehrere Jahre trat Stillstand ein, bis der edle König Max II. seinen vierzigsten Geburtstag nicht schöner feiern zu können glaubte, als indem er die längst ersehnte Erfüllung der Verfassungsbestimmung anbahnte. Durch Handschreiben vom 12. November 1852 beauftragte er den vormaligen Professor, dann Oberappellrat, dann Kultusminister Dr. von Ringelmann mit Abfassung eines Entwurfes. Als dieser tüchtige Gelehrte und Richter zwei Jahre darauf zum Justizminister ernannt wurde, ging der Auftrag auf den Oberappellrat von Endres über, welchem Verfasser dieser Zeilen als Hilfsarbeiter zugeteilt war. Derselbe vollendete den ersten Entwurf in fünf Büchern in verhältnismäßig

* Vater des gegenwärtigen Staatsministers der Justiz.

** Welches ich heute noch dem im Kamerunischen Deutsch geschriebenen Entwurfe der Reichskommission zehntausendmal vorziehen würde.



kurzer Zeit, und nun begannen die Beratungen der Kommission, deren Mitglieder schon oben genannt sind und in welcher ich als Sekretär fungirte. Da ich als solcher keinen offiziellen Anteil an der Arbeit hatte, darf ich, ohne unbescheiden zu erscheinen, sagen, daß die beiden vollendeten Theile (Schuldverhältnisse und Sachenrecht) ganz vorzüglich gelungen sind. Übrigens kann sich jedermann selbst ein Urtheil darüber bilden, da sie gedruckt 1860 und 1862 im Buchhandel erschienen sind. Inzwischen aber war Herr von Ringelmann gestürzt worden; sein Nachfolger, Herr von Mulzer, hatte kein Herz für die Sache und die Kommission wurde vertagt, um nie wieder zusammenzutreten.

So kam es, daß wir in Bayern nicht zu einem gemeinsamen Gesetzbuche gelangen konnten und daß unser oberster Gerichtshof gezwungen ist, einhundertundvierundzwanzig Zivilrechte zu kennen und nach denselben zu entscheiden, was bekanntlich beim zukünftigen Reichsgerichtshof eine Unmöglichkeit sein soll. Warum? Weshalb nicht das Auskunftsmittel ergreifen, das mir ein erfahrener Appellrat aus X. einmal entdeckte, als ich ihm aussprach, wie schwer es sein müsse, alle in seinem Gerichtssprengel geltenden Partikularrechte zu kennen: „Es ist nicht so gefährlich, Herr Kollega,“ sagte er, „als es aussieht. Sehen Sie, entweder es gilt das bayerische Landrecht, oder es gilt ein anderes Recht; gilt das bayerische Landrecht, so entscheidet man danach und citirt es; gilt das bayerische Recht nicht, so entscheidet man doch danach, aber man citirt es eben nicht.“ Probatum est.

VI.

München, im Juli 1873.

Für den Freund engerer nationaler Einigung in Deutschland ist es eine höchst bedauerliche Erscheinung, daß es den deutschen Stämmen so schwer gelingt, sich in die gegenseitigen Eigentümlichkeiten hineinzuleben. So gibt es zum Beispiel in Süddeutschland unbegreiflicherweise noch immer Leute, welche sich weder von der Zweckmäßigkeit der neu eingeführten nordischen Bouillon-Epauletten noch von der Zierlichkeit der drei Knöpfe auf den Brandenburger Patten überzeugen können, obwohl diese Knöpfe schon seit mehr als hundert Jahren deshalb aufgenäht werden, weil sich ehemals die Soldaten des ihnen von Gott verliehenen natürlichen Taschentuches nicht bedienen wollten, sondern in abgekürztem Schneuzverfahren die Nase über den Uniformsärmel zu wischen pflegten. Ebenso gelingt es unter anderm auch dem Schreiber dieser Zeilen — obwohl er die größte Mühe aufwendet — noch immer nicht, sich den preußischen Begriff von „Eleganz" zu eigen zu machen, und jenes unnachahmliche Nasenschnarren zu imitiren, welches zum Berliner „bong tong" gehört und dort den Höherstehenden vom Proletarier unterscheidet.

Andrerseits geht es aber den norddeutschen Brüdern mit unseren bajuwarischen Besonderheiten nicht besser; ich will — aus Gründen* — nicht von den Reservatrechten u. s. w.

* Der Verfasser hatte nämlich im Jahre 1872 über den Art. 78 der Reichsverfassung einen Artikel veröffentlicht, welcher ihm eine Disziplinirung eingetragen hat, was ihm weniger leid thut, als daß da-



sprechen, eine andere schmerzliche Erfahrung drückt mir die Feder in die Hand. Obwohl nämlich so viele Berliner Jünglinge und Berliner Jungfrauen jeden Sommer bemüht sind, mit der Luft des bayerischen Hochgebirges auch die Sitten und Gewohnheiten unserer biederen Alpenbewohner — Lederhosen und Wadenstrümpfe mit inbegriffen — in sich aufzunehmen, muß es doch in Norddeutschland noch immer Gegenden geben, zu welchen der Name „Schmarren" niemals hingedrungen ist. Denn es hat die Erfahrung gezeigt, daß selbst einem der bedeutendsten norddeutschen Journale der von dem Verfasser des hiesigen „Vaterland" mit so viel Beharrlichkeit fast täglich wiederholte Witz von der „Partei Semmelschmarren" völlig unverständlich geblieben ist, indem jenes Blatt bei der Besprechung der Nüancen des Münchener klerikalen Treibens eine „Partei der Semmelschmierer" zum Vorschein brachte. Vermutlich dachte der große Kenner süddeutscher Verhältnisse, der da sein Licht leuchten ließ, an einen Jesuitenklub, der im Verborgenen liberale Gegner faktisch auf dem Butterbrode verspeist.

Allein wie kann man verlangen, daß die Fremden (sit venia verbo) eine genaue Kenntnis unserer kulinarischen Spezialitäten besitzen sollen, wenn diese von den Einheimischen selbst so arg vernachlässigt werden. Ich bin überzeugt, es gibt Tausende von Münchenern, welche von gewissen Anstalten ihrer Stadt zur Erhöhung körperlichen Wohlbefindens gar keine Ahnung haben. Ich meine damit nicht etwa jenes in Mitte eines der elegantesten Stadtviertel

---

durch der von ihm hochverehrte damalige Minister Graf von Hegnenberg-Dux sehr geärgert wurde.



befindliche Kinderspital, obwohl auch dieses, bei dem günstigen Umstande, daß es ohne alle Kanalisirung arbeitet, sehr zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt, und diese Aufgabe noch besser erfüllen wird, wenn künftig an einer sehr frequenten, aber desto engeren Passage in offenen Holzbaracken die ansteckenden Kranken den Vorübergehenden die Theorie von der Luftverbesserung drastisch zur Empfindung bringen werden, wie dies beabsichtigt sein soll.* Ich meine vielmehr jene zwei Anstalten, in welchen lange vor Moleschott und Büchner die praktische Umwandelung des Stoffes in Kraft und schon vor Erfindung des Liebigschen succus carnis die Erzeugung nahrhaften Fleischextraktes zu Gunsten löblicher Zunft der Alt- und Jungmetzger und sonstiger, eine gesunde Nahrung liebender Bürger jeden Vormittag geübt wurde und noch geübt wird. Wenn mir einer oder der andere freundliche Leser folgen will, ich bin gerne bereit, ihn zu führen.

Der Weg ist bedeutungsvoll: vom alten Schrannenplatz, dem Zentrum der Stadt, biegen wir sofort in den „Rindermarkt“ ein, und freuen uns, daß es dem pietätlosen Geiste der Neuerung bisher nicht gelungen ist, diesen wohlklingenden historischen Straßennamen zu beseitigen. Von da gelangen wir auf jenen Platz, an welchem der Schrecken der liberalen Schullehrer, die crux magistratus, der streitbare Pfarrherr von St. Peter, wohnt, und seine fortschrittvernichtenden Predigten ausdenkt, auf den „Petersfreithof“. Wir glauben plötzlich nicht mehr in München zu sein, ernste

* Dieses in der Jägerstraße damals befindliche Hauner'sche Kinderspital ist inzwischen, dank der Thätigkeit meines edlen Freundes Grafen Mey, verlegt worden.



Stille umfängt uns, der Lärm der Stadt ist zum undeutlichen Brausen herabgesunken, und nur wie aus weiter Ferne tönt das Rasseln der unvermeidlichen Bierwagen herüber. An einem solchen Platz wundern wir uns denn auch nicht, einem der wenigen Überreste deutscher Vorzeit zu begegnen. Da sitzen nämlich jahraus, jahrein, ob es stürmt oder ob die Sonne scheint, etwelche altehrwürdige Frauengestalten, den urgermanischen Nornen ähnlich, gewöhnlich drei, manchmal — jedoch selten — sieben. Ich weiß nicht, ob sie in irgend einem Lehensverhältnisse zu der Peters-Kirche stehen oder weshalb ihnen sonst dieser Platz ausschließlich gebührt, jedenfalls haben sie eine mystische Bedeutung. Denn vor ihnen liegen seltsame Büschel aus einem mir unbekannten Grünzeug, die sicherlich ehedem Zweige des wunderbaren Mispelbaumes gewesen sind und zu verschiedentlicher Zauberei gedient haben; heutzutage — sic transit gloria mundi — werden die Büschel — nach Aussage mehrerer hierüber konsultirten Köchinnen — nur noch zu allerlei häuslichem Gebrauche gekauft.* Da Goethe bekanntlich seinerzeit (Italienische Reise. Erste Ausgabe, S. 11) den Petersthurm bei der Durchreise durch München bestiegen hat, so liegt die Annahme nahe, daß er die Idee der „Mütter" im zweiten Theile des Faust auf dem Petersfreithofe gefaßt hat, weshalb es vielleicht angezeigt wäre, die auf dem Karlsplatze vergessene zweite Hälfte seiner Statue hier aufzustellen.**

* Es soll nämlich einfaches „Zinnkraut" sein.

** Goethes Statue, welche König Ludwig I. auf dem Karlsplatz aufstellen ließ, leidet nämlich an vollständigem Mangel jenes Körperteiles, welchen die Pädagogen für eben so notwendig als den Kopf erklären, um den zu Erziehenden Bildung beizubringen.

An den rätselhaften Alten vorübereilend, gelangen wir an die Offizin des berühmten und, so viel ich weiß, einzigen Münchners, der es versteht, sprechunlustigen Staaren die Zunge zu lösen, überfütterte Kanarienvögel von ihrer Indigestion zu heilen und der sonstigen kranken Federwelt ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Hart daneben öffnen wir eine geschlossene, aber, wie dem Ortskundigen bekannt, unversperrte Thüre und treten durch einen schmalen Gang in eine niedere, sehr rein gehaltene Stube. An hölzernen Tischen auf hölzernen Stühlen und Bänken sitzen da ernste Männer schweigend, mit dem Vertilgen der vor ihnen liegenden Fleischmassen beschäftigt. Wir folgen dem Beispiele, das wir von anderen hören und rufen das magische Wort „Ohne“; sofort bringt ein sehr wohlgenährtes weibliches Wesen (alle hier beschäftigten Personen zeichnen sich durch eine edle, aber nicht ungesund übertriebene Körperfülle aus) ein Schüsselchen Fleischbrühe, so kräftig, daß man glauben möchte, es seien alle Ochsen Münchens darin abgesotten, mit einem Ei. Es ist zu bemerken, daß man nur dann ein Ei bekommt, wenn man ruft „ohne“; man kann auch rufen „mit“, dann bekommt man Suppe ohne Ei.* Wir verzehren die Bouillon mit Hilfe eines blechernen Löffels und rufen sodann, was unser Nachbar ruft: „Vom Dünnen!“ Alsbald stellt man uns ein viereckiges Brettchen, welches den Teller vertritt, auf den Tisch, belegt mit Messer und Gabel, etwas Salz, einem kleinern Stückchen Ochsenherz und einem größern

* Längere Nachforschungen belehrten mich, daß der Ruf „mit“ und „ohne“ sich auf das Brot bezieht und in richtiger Ausgleichung der chemischen Bestandteile die Suppe mit Brot ohne Ei und die Suppe ohne Brot mit Ei verabfolgt wird.



Stück Ochsenfleisch.* Aber welch ein Fleisch! Man meint, bisher noch nie ein wirkliches Siedfleisch gegessen zu haben, so sehr übertrifft dieses vor uns liegende jedes sonstige, selbst das von der solidesten Hausfrau im Dampfhafen fabrizierte bœuf au naturel. Was man uns vorsetzt, ist nämlich eine Fleischkategorie, welche dem gewöhnlicheren Küchengebrauche fremd bleibt und fast gar nicht in den Handel kommt, da sie die Metzger wohlweislich selbst zu verspeisen pflegen. Sie stellt sich dem äußern Ansehen nach als eine etwa 1½ Centimeter dicke Schichte dar, eingeschlossen zwischen zwei weißlichen leicht ablösbaren Häuten. Dieses Eingeschlossensein ist es denn auch, welches bei richtiger Behandlung die unübertreffliche Succulenz und den Nahrungsreichtum bewirkt, durch welche sich diese Blüte alles Rindfleisches auszeichnet. Die Naturforscher streiten, ob man die erwähnte Sorte Chromfleisch, Grohnfleisch oder Kronfleisch schreibt; auch ist es ein schwer zu erfahrendes Zunftgeheimnis, von welchem Theile des Thieres sie gewonnen wird. Item, es ist ein eminenter Bissen. Sobald man seine Portion verzehrt hat, ist es Sitte, aufzustehen, eine noch an alte gute Zeiten erinnernde Gebühr (zwölf Kreuzer) zu bezahlen und andern Platz zu machen, und es ist eine psychologisch höchst richtig

* Bei dem Worte „Ochsenfleisch" kann ich nicht umhin, der in meinem Beisein von meinem edlen verstorbenen Freunde, dem Chemiker und Schriftsteller Freiherrn von Bibra in Nürnberg einem höhern Beamten gegebenen Antwort zu gedenken. Dieser frug: „Sagen Sie, Herr Baron, nicht wahr, Rindfleisch kann man doch ohne Gefahr essen; denn Ochsen bekommen doch keine Trichinen?" worauf Bibra antwortete: „Ach, Herr Geheimer Rat, man muß für *seine* Gesundheit nicht gar so besorgt sein."

gegriffene Einrichtung, daß gar kein Getränk, weder Wein noch Bier und auch nicht einmal Wasser, verabfolgt wird. Diese Halle ist nur dem Essen geweiht.

Da sich eine ähnliche Anstalt auch im Färbergraben oberhalb der Fleischbank befindet, ist die Annahme berechtigt, daß es sich hier um eine Dependenz der Schlachthäuser handelt, und daß daher mit der Errichtung des neuen Abattoir bei Thalkirchen auch dieses Stück altes München verschwinden wird. Vom Standpunkte des Magens kann man dies beklagen, für den Thierfreund dagegen ist die Beseitigung der gegenwärtigen Privatschlächterei, beinahe hätte ich geschrieben Schinderei, ganz abgesehen von den Vorteilen für Gesundheit und Reinlichkeit, die Erfüllung eines Herzenswunsches, und derjenige, der auf der Höhe der Zeit steht, wird ohnehin auf die Befriedigung der rohen Bedürfnisse des Essens und Trinkens keinen Wert legen; er hat nur die Bildung des Geistes im Auge, welche durch die moderne Staatsschule in so ungeheuerm Maße gefördert wird. Ich hatte mich ehedem auch zu der Ansicht bekannt, welche der zukünftige Vorstand des Reichseisenbahnamtes in den Worten auszusprechen gewohnt ist: „Wenn ein Junge zwei Stunden im Walde herumläuft, so lernt er mehr, als wenn er zwei Wochen in der Schule sitzt“; allein ich beuge mich vor den ungeheuern Erfolgen, welche in München die Schulbildung bereits erzielt hat. Ist sie doch schon so weit gediehen, daß der Magistrat in der „Litfaß“-Säule, welche am Markte steht, den Bauern, Maurern und sonstigen Mitgliedern der höhern Stände die polizeiliche Vorschrift, wie sie sich nach gemachtem Gebrauche zu verhalten haben, in englischer Sprache geben kann, und mit vielem Verständnis liest der Mann

in der ledernen Hose die Worte: „please adjust your dress before leaving“.*

VII.

München, anfangs März 1874.

„Die schönen Tage von Aranjuez, sie sind vorüber,“ so möchte ich gerne meine lang unterbrochenen Berichte wieder beginnen. Allein ich getraue mich nicht mehr, dieses geflügelte Wort zu gebrauchen; es knüpft sich für mich daran eine warnende Erinnerung. Ich saß eines Abends im Theater, um wieder einmal den ewig jungen „Don Carlos“ zu genießen. Es war dies zu einer Zeit, als man es noch für die Aufgabe eines richtigen Schauspielers ansah, die schönen Schillerischen Jamben in ihrem rhythmischen Tonfalle dem Ohre des Zuhörers recht bemerklich zu machen, ohne dabei in gekünstelte Affektation zu verfallen. Jetzt ist es freilich anders; nach den Grundsätzen der überall heute herrschenden Realistik müssen bekanntlich die Verse so auseinandergezerrt und zerrissen werden, daß sie als Prosa zu Gehör kommen.**

* Der Magistrat hatte eine der von den Franzosen euphemistisch „colonne d'aisance“ benannten Säulen aus England kommen lassen, woselbst sie die obige Inschrift tragen. Der Münchner Imitator hatte gewissenhaft die Buchstaben nachgemacht und auf Befragen erklärt: er habe gemeint, es sei dies ein Ornament.

** Ich erlaube mir, die geehrten Herren Regisseure daran zu erinnern, daß es einen von Schiller selbst redigirten „Don Carlos“ in Prosa gibt. Wäre es nicht einfacher, gleich diesen selbst aufzuführen, anstatt die schönen Verse so zu torturiren, wie es jetzt geschieht.



Ich saß also im Theater, der Vorhang hebt sich und der alte Jost als Don Philipps Beichtvater beginnt mit den obigen Worten. Da bricht meine Nachbarin, eine blonde höhere Tochter, in voller Entrüstung los: „Jesses, der alte Witz!“ Seitdem, wie gesagt, scheue ich jenes Citat, obwohl ich kein besseres weiß, um ein Gespräch über unser München einzuleiten, eine Stadt, welche in jüngster Zeit mit solcher Entschiedenheit als eine „verlorene“ bezeichnet wird, von den einen* wegen ihrer „bodenlosen Gottlosigkeit“, von den andern wegen ihrer „gottlosen Bodenlosigkeit.“

Ich muß die liebe Stadt an der Isar entschieden in Schutz nehmen. Daß es mit der Gottlosigkeit so weit gekommen sei, ist gewiß unrichtig. Sehe ich doch tagtäglich das Ascher'sche Fräuleininstitut in geschlossenen Reihen unter dem heftigsten französischen Parliren zur Messe in die Theatinerkirche marschiren, die schwarzäugigen Comtessen Violanda und Desirée schon um drei Viertel auf zwölf Uhr in die Frauenkirche eilen,** und die schlanke Baronesse X. sogar nachmittags in die Bonifaziuskirche wandern.*** Und auch sonst noch mangelt es nicht dahier an Kundgebungen herzerhebender Frömmigkeit, wovon allein schon — abgesehen von der stets wiederkehrenden neuen Vergoldung der Muttergottesstatue auf dem Marienplatze — die ehrende Quittung

* Dieses in einem ultramontanen Blatte, dessen Name mir entfallen ist, während anderseits die liberalen Blätter ihre Spalten mit Artikeln über die Straßenpflasterung füllten.

** Die letzte Messe ist nämlich um zwölf Uhr.

*** Was böse Menschen behaupten, daß die fromme Dame sofort auf der andern Seite wieder hinausgehe, um den blonden Leutnant Y. zu besuchen, glaube ich nicht.

des Kardinalsekretärs über empfangenen Peterspfennig ein genügender Beweis sein dürfte. Also über die bodenlose Gottlosigkeit Münchens kann man sich zur Zeit noch trösten; schwieriger ist es, dem Vorwurfe gottloser Bodenlosigkeit unserer Stadt entgegenzutreten, obwohl auch sie mit Hilfe von Gummi-Galoschen und allenfalls an einigen Stellen, nämlich da wo kanalisiert wurde, durch den Gebrauch von Stelzen leicht zu überwinden ist. Ich selbst wenigstens bin bisher weder ertrunken noch versunken, und doch hat mich das Schicksal in das Stadtviertel verschlagen, in welchem mit Vorliebe die sogenannten bessern Stände wohnen und welches deshalb mit Recht sich nur geringer Berücksichtigung seitens wahrhafter Volksmänner zu erfreuen hat. Dank dieser stiefväterlicheu Behandlung besitzt aber auch unser Quartier mehrfache hervorragende Eigentümlichkeiten, deren Mangel in andern Städten wahrscheinlich ebenso schmerzlich empfunden wird als hierorts die häufige und gesundheitsschädliche Schließung der hofbräuhäuslichen Hallen. So z. B. kannte ich seinerzeit Rom ziemlich genau, aber einen „Immondezajo“* von solcher Vollkommenheit, wie die Münchner Finkengasse (südöstlicher Richtung) ihn aufweist, habe ich dort niemals gesehen. Vom Standpunkt des von moderner Schulweisheit so sehr gepriesenen Anschauungsunterrichts ist es ferner gewiß von hohem Wert für die geographischen Kenntnisse der Jugend, daß vis-à-vis eines prinzlichen Palais am Eingang der Jägergasse, oder vielmehr, wie man

* „Immondezajo“ war zur Zeit, als ich in Rom weilte (1851), — ob jetzt noch, weiß ich nicht — die Aufschrift über jenen Straßenecken, woselbst die sorgsame Hausfrau den Kehricht und sonstigen Unrat ableeren durfte.



infolge der neuen Berliner Tafeln zu sagen hat, „Jägerstraße“, bei Thau- und Regenwetter das Schwarze Meer im verkleinerten Maßstab seine Wellen wirft; wird doch der Wanderer, welcher diese Passage erzwungen hat, alsbald belohnt, indem er auf seinem Weg in dem kleinen Raume von etwa hundert Schritten einen unterirdischen Pferdestall, eine Schweinemästung, sodann ein wohlkonditionirtes und reichbesetztes Spital und daran anstoßend eine getreue Kopie der altgriechischen Ställe des Augias (hierorts „Lampelgarten“ genannt) vorfindet.* Und sollte man es glauben, obwohl alle diese Anstalten keine Kanalisirung haben, sondern mit dem primitiven Institut der Versitzgruben arbeiten, ist doch in so gesunder Gegend die Cholera wiederholt in fulminanter Weise aufgetreten. Mehrfachen Anregungen, diese stark belebten Passagen etwas wegsamer zu machen — es pflegt nämlich nicht bloß die große Anzahl von Beamten, welche in der Maxvorstadt wohnt, ihren täglichen Bureauweg hier zu nehmen, sondern auch sämtliche Soldaten der beiden in der Türkenkaserne garnisonirenden Regimenter, welche in die Altstadt wollen — ist mit Recht entgegnet worden: es finde hier kein „Verkehr“ statt. Denn der „Verkehr“ beginnt nach den geläuterten nationalökonomischen Begriffen im Kollegium der Gemeindebevollmächtigten erst da, wo der „Kälberpraxer“ in Thätigkeit tritt. Vielleicht ist manchem Leser dies Wort unverständlich; es erinnert allerdings schon der Klangfarbe nach etwas an die Pfahlbauzeiten, aus denen auch wohl die betreffende Beschäftigung stammt. Die fragliche Münchner Spezialität hängt nämlich

* Das alles hat sich seitdem — ob infolge dieser Plauderei, quien sabe? — zum Bessern geändert.

mit der hierorts geübten weltberühmten Kälberschinderei zusammen, und man versteht unter „Kälberpraxer"* jene Leute, welche die durch Zusammendrehen der vier Füße mittels Strohseilen auf das Unmenschlichste geknebelten Tiere von den Kälberwägen, über deren Rand die lechzenden Köpfe herabhängen und häufig beim Fahren von den streifenden Rädern blutig gerissen werden, herabzuzerren und auf den Boden zu werfen haben, wo sie dann oft Nächte lang ohne Futter und Trank liegen bleiben und die Luft mit herzzerreißendem Geblök erfüllen, wie sich jeder, der es hören will, besonders in den der Eisenbahn nahen Wirtsgärten, über-

* Nach Schmellers bayerischem Wörterbuch bedeutet im Werdenfelsischen „Brächser" einen Hausknecht oder Fuhrknecht. „Eine Brachse" oder, wie man hier ausspricht, „a Praxen" ist ein kleines Beil, eine eiserne Hippe (nach ihrer Form ist bekanntlich heute noch eine Fischgattung benannt), und um die über „Elisabeth-Stehles" Abgang von der Bühne so tief betrübten Opernbesucher mit einer auf den Tannhäuser bezüglichen Belehrung zu erfreuen, will ich die interessante Notiz beifügen, daß Wolfram von Eschenbach drei solcher Brachsen in seinem Wappen führte. Ironisch soll nach Schmeller „Praxen" auch für „Schwert" gebraucht werden, und er zitirt hiefür ein altes Volkslied, „der Ölberg", in welchem die Fußwaschung — allerdings mit einer für die Füße der Apostel etwas eigentümlichen Bezeichnung — so geschildert wird:

Drauf wusch er ihnen d'Haxen
Und trückelts ab gar schön,
Der Peter nahm sein Praxen,
Wollt mit in Garten gehn.

Der Kälberpraxer der Neuzeit ist übrigens zum „Kalbskommissionär" avancirt, und man versteht jetzt hier unter obigem Titel jene Zwischenhändler, welche die namentlich aus dem Algäu kommenden En-gros-Kälbersendungen auf der Eisenbahn in Empfang nehmen und im Detail verschleißen.

zeugen kann. Seit Jahrzehnten eifert der Verein gegen Thierquälerei wider diese barbarische Praxis, ich erinnere mich, daß die Sache selbst Gegenstand einer Interpellation in der Kammer gewesen ist — aber „alte Gebräuche muß man ehren", sagt Graf Ottokar im Freischütz, und zudem ließe sich demjenigen der Thiere, welches allenfalls seine Beschwerde in der „gehörigen Form" an die „zuständige Behörde" bringen würde, immerhin der nicht anzufechtende Bescheid ertheilen: „Warum bist du ein Kalb geworden!" Jedoch, wenn man bedenkt, daß nicht ohne tiefe Begründung Schlegel-, Nieren- und Brust-Braten die drei Wahrzeichen Isar-Athens genannt werden, und wenn man erwägt, daß täglich Tausende von Menschen dahier sich nur vom Fleische solcher auf das Äußerste gemarterten Tiere nähren, so möchte die bescheidene Bitte erlaubt sein: ob sich die neue Wissenschaft der Hygiene, sofern sie mit der Analyse des „Grundbieres" fertig geworden sein wird, nicht vielleicht auch mit der Untersuchung beschäftigen möchte, welche nützlichen Folgen für die Gesundheit der Genuß von zu Tode geschundenen Thieren nach sich zieht. Und das möge ein hochweiser Magistratus merken, in Gesundheitssachen versteht selbst der treffliche Dr. Spieß* keinen Spaß. Deshalb lenken weise Männer, die irgendwo im Regiment sitzen, ihr Augenmerk mit Recht

---

* Dieser „Dr. Spieß" ist von Dr. Martin Luther in einer aus dem Jahre 1534 stammenden Tischrede geschildert. Es ist dies jenes so häufig vorkommende Exemplar der, „was der Brave wirklich ist, sich mit dem Maul zu thun vermißt," der „alle Weisheit, allen Witz für sich allein hat in Besitz", der, „kommt er gar ins Regiment, nichts andres neben sich mehr kennt", doch „kommt's zum Treffen und zu bösen Stunden, mitsammt dem Spieß ist schnell verschwunden".



darauf, den Untergebenen das Leben so bequem als möglich zu machen und ihnen namentlich den allzu häufigen Schnupfen zu ersparen, welchen man sich dahier in den ewig kotigen Straßen zuzieht. Von diesem Standpunkte aus ist mir stets ein Gegenstand hoher Bewunderung das Institut der alten Bannrechte gewesen, welches dem Unterthanen sogar die Notwendigkeit ersparte, darüber nachzudenken, wo er am besten und billigsten sein Brot, Fleisch, Gemüse u. s. w. kaufen könne, wo man sein Mehl mahlen und seinen Körper baden lassen solle. Auch war es mir deshalb schon früher (vgl. Plauderei Nr. IV) ein Herzensbedürfnis, die Äbtissinnen von St. Stephan in Augsburg der Vergessenheit zu entreißen, welche ihren Bauern verboten haben, sich selbst zu rasiren, weil sie sich dabei schneiden könnten, und ihnen bestimmte Barbiere anwiesen. Ebenso habe ich stets als große Menschenkenner die fürstlichen Herren des Stiftes Kempten bewundert, von denen einer durch seine Verfügung an die Pröpste von Lautrach und Grönenbach vom 22. September 1741 vorschrieb, welche Fußwege der gemeine Mann zu gebrauchen habe, ein anderer sogar väterlich seinen Unterthanen ganz genau angab, wie hoch und wie breit ihre Kleiderkästen sein müßten und wie viele Schubladen sie enthalten dürften. Ich freue mich lebhaft, als drittes Beispiel eines aus unserer Haupt- und Residenzstadt aufführen zu können, wo jüngst in einem Gebiete des bürgerlichen Lebens der Versuch gemacht wurde, durch Auffrischung des Instituts der Bannrechte die früheren gemütlichen Verhältnisse wieder herbeizuführen. Es ist dieses Gebiet freilich eines derjenigen, in welchen wir noch einige Überreste der ältesten Stammeseigenschaften unserer Rasse bemerken können, und welches sich daher auch am

besten zu Experimenten der obigen Art eignen dürfte. Denn unmöglich kann ich annehmen, daß nur die Bekenner der israelitischen Religion die nötige Pietät und Nervenkraft in Besitz haben, um vor ihren Lieben, wenn sie der Tod erfaßt hat, nicht zu erschrecken und deren Berührung zu scheuen, die Christen aber, die doch so viel von Unsterblichkeit und Auferstehung des Fleisches zu reden pflegen, sich vor dem Leichnam auch ihres nächsten Angehörigen wirklich fürchten oder gar vor demselben sich ekeln sollten. Wenn es also nur bei den ersteren Sitte ist, ihre Toten durch die nächsten Freunde waschen und kleiden zu lassen, während in den christlichen Häusern dies bezahlten Händen überlassen bleibt, so muß man darin einen Anklang an längst vergangene Zeiten finden. Es gründet sich dies offenbar auf die Ideen der Arier am Hindukusch und Himalaya, die uns angeerbt noch immer im Blute stecken und nach denen alles Tote, also auch der menschliche Leichnam als etwas Unreines erscheint, ein Satz, der noch heute bei einzelnen indischen Stämmen als Religionsgesetz gilt. Auf diese natürlich längst zur unbewußten Tradition gewordene Anschauung führe ich das bei uns bestehende Institut der Leichenfrauen zurück, welche die Aufgabe haben, die Toten zu waschen, zu kleiden, überhaupt ihnen die letzten Liebesdienste zu erzeigen. In München heißen dieselben von altersher „Seelnonnen“ oder „Seelschwestern“. Sie gehörten ehedem, nach Dr. Joseph Heinrich Wolfs Chronik von München, in den dritten Orden des heiligen Franziskus, wurden im Jahre 1483 mit dem Gelübde der Ehelosigkeit belegt, bleiben auch jetzt noch meist unverheiratet und führen noch immer eine Art klösterliches Leben in den sogenannten „Seelhäusern“, soweit diese der

Nivellirungssucht der Neuzeit entgangen sind. Nun war es früher jedermann anheimgestellt, welche von diesen Jungfrauen er im Bedürfnisfall in sein Haus berufen wollte, man konnte diejenige Seelnonne wählen, welcher man am liebsten die Hülle seines theueren Dahingegangenen anvertrauen wollte, die man in einem so schmerzlichen Augenblick am wenigsten störend fand, überhaupt diejenige, welche einem am sympathischsten war. Ich hatte mir zum Beispiel die meinige schon längst herausgesucht, und sie kam jedes Neujahr, um mir zu gratuliren, daß ich noch nicht durch ihre Hände gegangen sei. Ein solcher ungeordneter Zustand scheint nun einigen Vätern unserer Stadt zuwider geworden zu sein; und wie mir jüngst berichtet wurde, ist jetzt jeder Einwohner Münchens bereits zu seinen Lebzeiten, nach dem Bezirk, in dem er wohnt, einer bestimmten Seelnonne zugewiesen; dieselbe hat ein Bannrecht auf seinen Corpus, und es muß daher jedermann der ihm von hoher Obrigkeit verordneten Leichenfrau sich bedienen. Mein Gewährsmann war hierüber höchst erregt, er betrachtete dies als einen schreienden Eingriff in die individuelle Freiheit, er wollte gar nicht begreifen, wie ein so hoch liberaler Magistrat zu solch mittelalterlicher Maßregel kommen könne, wie sich die Bevölkerung einen derartigen Zwang gefallen lassen möge, und wie von Oberaufsichtswegen diese der Allgemeinen Deutschen Gewerbeordnung absolut widerstreitende Beschränkung geduldet werden dürfe. Ich habe ihn des Besseren belehrt, und was endlich die Rechtsfrage betrifft, so ist es zwar richtig, daß nach dem Reichsgesetze vom 21. Juni 1869 § 39 die Einrichtung von bestimmten Bezirken nur für die Schornsteinfeger gestattet ist: allein, weshalb darüber streiten? Nach der im Münchner

Gewerbewesen üblichen Naturlehre ist eben vermutlich die „Seelnonne“ das Weibchen von der Spezies „Kaminkehrer“.

VIII.

Aus Deutsch-Ordenslanden, Ende Mai 1875.

Wenn einmal die jetzige Zeit — wie der Herr Stadtpfarrer in seiner jüngsten Pfingstpredigt sich so schön ausdrückte — „in das Meer der Ewigkeit hinabgesunken“ sein wird; wenn ihre Kämpfe und Wirrnisse, ihre Erfolge und Triumphe, ihre Bestrebungen und Parteiungen der Vergangenheit angehören werden, dann mag sie der Theologe, der Jurist, der Geschichtsforscher so oder so benennen, der Kulturhistoriker wird sie jedenfalls nur als die „Epoche des Flaggens“ bezeichnen können. Denn ohne stets wiederkehrende Beflaggung thut's einmal der Deutsche der Gegenwart nicht, und auch ich müßte meinen Bericht aus der Deutsch-Ordens-Kommende Mergentheim eigentlich mit dem herkömmlichen Satze beginnen: „Die Stadt prangt in festlichem Fahnenschmucke.“ Als ich mit schwerem Herzen von Isar-Athen schied, ohne Frau Mallinger als Norma und ohne Herrn Oberlehrer X. als Frühlingsredner hören zu können, fand ich darin einen Trost, daß ich wenigstens der wegen Friedens-Mai- und sonstiger Feste drohenden Häuserdekorirung entkommen werde; ich flüchte an den denkbar stillesten Erdenwinkel, entfernt von allem Weltgetriebe, wohin, infolge des neu eingelegten Würzburger Schnellzuges, seit Mitte dieses Monats ein Brief von München erst in vierundzwanzig Stunden gelangt, und siehe da — ich falle mitten in eine Stadt-

beflaggung, Häuserdekorirung, Festdinirung u. s. w. hinein. Doch beginnen wir mit dem Anfang!

Da, wo sich die drei süddeutschen Staaten, die politisch nie miteinander gehen wollen, wenigstens geographisch berühren, wo in der Mitte des ehemaligen Frankens die Grenzen von Bayern, Württemberg und Baden zusammentreffen, wird durch ein echt deutsches Flüßchen, das ohne viel zu lärmen und zu kaskadiren dahinströmt, aber seine Ufer mit reichem Segen an Wein und Getreide schmückt, ein schmales, fruchtbares und stilles Thälchen gebildet, das Tauberthal.

Ungefähr in der Mitte desselben — wenn man Rothenburg, die altehrwürdige Stadt des Mittelalters, als Anfang, und Wertheim, wo der Main das Tauberwasser in sich aufnimmt, als Ende ansieht — liegt das Städtlein Mergentheim, mit 1150 Gebäuden und etwa 4000 Einwohnern, jetzt königl. württembergische Oberamtsstadt, Sitz eines Gerichtes, eines Forstamtes, eines Kameralamtes u. s. w. Schon im Jahre 1340 von Kaiser Ludwig IV. wurde der ehedem offene Flecken zur Stadt erhoben und sofort mit Mauern, Thürmen und einem Wall umgeben, von welchen Objekten die prosaische Gegenwart nicht mehr viel übrig gelassen, vielmehr an ihre Stelle Pappelalleen und Promenaden gesetzt hat.

Ob die Gegend um Mergentheim gerade eine besondere Ähnlichkeit mit derjenigen von Jerusalem besitzt, darüber muß ich die Entscheidung dem palästinakundigen Gutsherrn von Wessobrunn, Herrn Dr. Sepp, anheimstellen, sofern ihm seine politischen Arbeiten dazu Zeit lassen. Aber es spricht dafür die Vermutung, weil sich die seinerzeitigen Gründer der geistlichen Ritterorden, als sie im gelobten

Lande schlechte Geschäfte machten, mit Vorliebe gerade in der hiesigen Gegend niedergelassen haben. Die ersten, welche sich dahier etablirten, waren die Johanniter. Im Jahre 1192 ließen sich, wie die „Regesta Boica“ bekunden (vgl. H. Bauer in der Zeitschrift „Wirtembergisch Franken“ 1869. Bd. 8 Heft 2), die fratres hospitalis Jerusalemitani von dem edlen Hrn. Crafto a Boxberg, welcher im Begriffe war, dem Kreuzzuge sich anzuschließen, zur Sicherung seines Seelenheiles wertvolle Besitzungen im Tauberthale verschreiben. Etwas später schenkte der nobilis miles Albertus de Hohenloch („Württembergisches Urkundenbuch“ II, 365) dem Johanniter-Orden das Patronat der Pfarrkirche zu Mergentheim. Als aber der deutsche Ritterorden entstand, wendete sich die Gunst der Familie Hohenlohe diesem zu, und Heinrich v. Hohenlohe, der mit zwei Brüdern dem Orden beitrat, legte durch reiche Schenkungen den Grund zu der später so mächtigen Commende. Dieser Heinrich wurde der erste Commenthur, Magister in Mergentheim etwa um 1219, und ihm hat in der Schloßkirche ein Nachkomme und Namensvetter, der nun gleichfalls verstorbene Fürst Heinrich v. Hohenlohe, ein schönes Denkmal gesetzt. Der Grundsatz clericus clericum non decimat fand bekanntlich bei den geistlichen Ritterorden keine Anwendung. Die Reibereien zwischen denselben, welche den Verlust des Königreichs Jerusalem zumeist verschuldeten, fanden auch in Mergentheim, oder Marienthal (domus Mariae, wie es die Deutschherren benannten) ihren Widerhall. Bereits um 1259 gab es eine heftige Differenz wegen der Holzfällung in den benachbarten Waldungen, und die Streitigkeiten nahmen kein Ende, bis, nachdem verschiedenemale das Schwert

hatte entscheiden sollen, der praktische Ausweg getroffen wurde: daß im Jahre 1554/55 der Deutschorden den Johanniterorden vollständig auskaufte, indem er gegen eine mit 3000 fl. ablösbare Jahresrente von 150 fl. dessen gesammte Besitzungen in und um Mergentheim übernahm. Und so sonderbar spielt das Schicksal mit gefallenen Größen, daß der ehemalige Johanniterhof nunmehr einem ehr- und tugendsamen Lohgerber zur Werkstätte dienen muß.

Während sonach die Johannesritter in der Taubergegend nicht recht gedeihen wollten, kamen daselbst die „Brüder vom Deutschen Hause“ desto rascher „in Flor und Aufnahme“. (Dieses Ausdrucks bedienen sich die betreffenden Urkunden mit Vorliebe, und aus gleicher Quelle stammt wohl der bei dem Bankett des Georgi-Ritter-Ordens zu München übliche Toast, den jedoch, wenigstens in früherer Zeit, einzelne Mitglieder hartnäckig in der Lesart „Vor- und Taufname“ auszubringen pflegten.) Besonders die Familie der Dynasten von Hohenlohe, deren Stammschloß Neuhaus in seinen Ueberresten noch heut auf das Thal herabschaut, war es, welche durch Schenkungen und Vermächtnisse das Ordensgut mit großer Liberalität mehrte, bis zuletzt die „Balley Franken“ einen Länderbesitz von zehn Quadratmeilen und 32,000 Unterthanen besaß. Mergentheim selbst war der Sitz des Deutschmeisters und, seitdem im Jahr 1526 in Preußen der Orden weltlich geworden, der Sitz des Hoch- und Deutschmeisters, so daß voraussichtlich die nächste Abteilung von Freytags „Ahnen“ einige Streifzüge in das Taubergebiet nicht wird umgehen können, und der treffliche Dichter hoffentlich, aus Anlaß von Terrain-Studien an Ort und Stelle, zugleich zum Vorteile seines

Wohlbefindens und zur Forterhaltung seiner eminenten Arbeitskraft, die hier sprudelnde Heilquelle genießen wird. Denn dies ist jetzt der einzige Stolz der alten Stadt, die sich, sozusagen, aus der Geschichte in das Privatleben zurückgezogen hat; vergangen sind jene Zeiten, in denen sie, wie 1386, der Schauplatz des zwischen den schwäbischen Ständen geschlossenen großen Heidelberger Bundes war, welcher die Veranlassung zu der nachmals so wichtigen Kreiseinteilung Deutschlands geworden ist, oder, wie 1403, da in ihren Mauern der Landfriede zwischen König Wenzel und den streitbaren Bischöfen von Würzburg und Bamberg endlich zu stande kam. Diese und ähnliche Tage sind vorüber, freilich auch die schweren Jahre 1631, 1643 und 1645, in welchen die Stadt abwechselnd von den Schweden, Franzosen und Österreichern erobert wurde. In der Gegenwart denkt Mergentheim nur an Eroberung von möglichst vielen Kurgästen, oder auch daran, wie ein landwirtschaftliches Fest am besten zu arrangiren sei, was beispielshalber in den letzten Tagen der Fall war. Und ich kann nunmehr als Augenzeuge bestätigen, daß dazu hierorts ein außergewöhnliches Geschick vorhanden ist; denn die am 24. und 25. dieses Monats abgehaltene Wanderversammlung württembergischer Landwirte gehört zu dem Besten, was ich in diesem Genre bisher gesehen. Zwar der Inhalt an sich blieb, der Natur der Sache nach, der herkömmlich vorgeschriebene: Thierschau, Debattirung wirtschaftlicher Tagesfragen, Festessen und Exkursionen. Aber schon die Thierschau erschien mir besonders praktisch eingerichtet, indem man nicht bloß schöne Exemplare der Besichtigung vorführte, sondern darzulegen versuchte, wie man die schönen Exemplare erzeugen möge; es

war ein ganzer Kursus des auf bäuerliche Produktion angewandten Darwinismus vor Augen gelegt, wobei ich jedoch vielleicht einen guten Theil des empfangenen Eindrucks der mir gewordenen trefflichen Explikation meines Führers zuzuschreiben habe, des verdienstvollen Herrn Direktors von Hohenheim, den ich bisher nur als große Autorität und vorzüglichen Lehrer schätzte, nunmehr aber auch als liebenswürdigen und jovialen Gesellschafter kennen lernte. Dann die Debatten; ich bin noch in der Schule der ältern Bureaukratie aufgewachsen, und so kann ich nicht leugnen, daß es mir einigermaßen imponirte, die zwei hervorragendsten Minister des Landes in einer an die englischen Zustände erinnernden Einfachheit, ohne alle Prätensionen und ohne jene dem deutschen Beamten angewachsene Steifheit, die auch hinter dem Gehrock immer noch gleichsam eine gespenstische Uniform ahnen läßt, in Mitte der aus allen Ständen gemischten Versammlung Rede und Antwort geben zu hören, und zwar gemütliche, allgemein verständliche und nicht eine in jene höhere, durch das Amt bedingte Weisheit eingeknöpfte Rede und Antwort. Und wie richtig hatten die adeligen Mitglieder ihre Rolle im modernen Staat, als Vertreter des großen Grundbesitzes, aufgefaßt; es war ein Vergnügen, zu sehen, wie die diesem Stand angehörigen Redner, und vor allen der Präsident der Versammlung (Fürst von Hohenlohe-Langenburg), sich lediglich durch das Gewicht ihrer Bildung, ohne alles Hervorkehren ihrer sozialen Stellung, zur Anerkennung zu bringen wußten, und wie die im übrigen ziemlich demokratisch angehauchte Versammlung doch freiwillig und bereitwillig diesem Moment Rechnung trug. Und was nun endlich die Vergnügungsexkursionen anbelangt, so

waren auch diese etwas Extraordinäres; freilich hat nicht jede Gegend ein Klein-Versailles aufzuweisen wie das bei dem benachbarten Städtchen Weickersheim, wohin der erste Ausflug ging, gelegene Hohenlohe'sche Jagdschloß, ein wahres Bijou von einer kleinstaatlichen Residenz des vorigen Jahrhunderts. Noch seltener aber begegnet man einer so nobeln und splendiden Gastfreundschaft, wie sie der Besitzer des Schlosses, der Fürst von Langenburg, zu üben wußte, indem er für die überreiche Bewirtung der ganzen Versammlung (an tausend Köpfe, beziehungsweise in diesem Falle: Mägen) gesorgt hatte, welche in dem schönen, im besten Le-Nôtre-Geschmack angelegten Garten mit staunenswerter Schnelligkeit und Ruhe zu stande gebracht wurde, und den Unterschied einer wohlgeschulten herrschaftlichen Dienerschaft von dem sausenden und tumultuarischen Kellner-Service so recht fühlbar werden ließ. Daß unter solchen Umständen, obwohl der Bahnbeamte, dem das Wohl und Wehe des Extrazugs anvertraut war, Seine Excellenz den Herrn Handelsminister ehrerbietigst wiederholt zum Aufbruch gedrängt hatte, doch noch schließlich die unvermeidliche „Wacht am Rhein" gesungen wurde, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung, und so währte es ziemlich lange, bis endlich ein gedehnter Pfiff anzeigte, daß wir wieder in der in meinem Eingang erwähnten „festlich beflaggten" Stadt angekommen seien.

Inzwischen hatte sich nun meine Antipathie gegen die Fahnen-Aushängung so weit gemildert, daß ich (wenn auch mit einiger Überwindung) dieselbe etwas näher inspiziren konnte. Mannigfaltigkeit der Farben war nicht sehr üppig vorhanden; zwar hatte eine brave Landsmännin aus Wassertrüdingen unserm gemeinsamen engeren Vaterland und ein

wenig, wie ich mir schmeichle, auch mir zu Ehren eine blau-weiße Fahne aufgesteckt, und eine benachbarte Sächsin wollte daher nicht zurückstehen und flaggte weiß-grün; aber dominirend blieb das Schwarz-Rot, mit Weiß, mitunter mit Gelb verbunden, zumeist aber allein. (Schwarz-Rot ist bekanntlich die württembergische Farbe.) Ein feiner Beobachter machte mich aufmerksam, daß die neuen Reichsfarben in vielen Fällen nicht als Schwarz-Weiß-Rot, sondern als Schwarz-Rot-Weiß geordnet waren, was nicht etwa davon komme, daß man die schon besessenen württembergischen schwarz-roten Fahnen nicht auftrennen wollte, und daher, um Arbeit zu ersparen, den weißen Streifen bloß annähte, sondern womit symbolisch angedeutet sei, daß hierorts die Reichsfreundlichkeit sich, sozusagen, als Annex des Partikularpatriotismus darstelle. Ich finde das eigentlich natürlich; denn was die Mergentheimer an vortrefflichen Straßen, an Eisenbahnen, die nur dem Lokalverkehr dienen, und an sonstigen den kleineren Interessen zu gute kommenden Einrichtungen besitzen, würden sie kaum erhalten haben, wenn sie einem Großstaat angehört hätten, und wenn sie sich auch freuen mögen, nunmehr als ein Teil des Deutschen Reiches Respekt im Auslande, Machtstellung und sonstige Vorzüge, welche der silberne Streifen des Reichsbanners repräsentirt, mitzugenießen, so ist es doch begreiflich, daß sie dabei gut „wirtembergisch“* geblieben sind. Ehedem soll es allerdings anders gewesen sein, wenn ich den geschichtlichen Notizen glauben darf, die mir ein alter Herr, dem ich auf meinen

* So ist die alte Schreibweise und nur wie durch edictum principis „Baiern“ heute „Bayern“ geschrieben wird, so ist jetzt „Wirtemberg“ durch das imposantere „Württemberg“ ersetzt.

Spaziergängen um die Stadt häufig begegne, freundlich mitteilte, und die ich wißbegierigen Lesern nicht vorenthalten will.

Die letzten Hoch- und Deutschmeister waren regelmäßig österreichische Erzherzoge, und so kam es, daß beim Ausbruch des Krieges zwischen Napoleon und dem Kaiserstaat, als die französischen Truppen heranzogen, der Souverän von Mergentheim sein Ländchen sich selbst überließ. Als der damalige König von Württemberg dieses dem Imperator meldete, und dabei einfließen ließ, daß das Territorium ein sehr schätzbarer Gewinn sein würde, antwortete Napoleon kurz: „Eh bien, prenez-le.“ Damit war das Schicksal des Ordens-Staates entschieden, und alsbald nahm Württemberg davon Besitz, worauf ein im Feldlager zu Regensburg (ich glaube) am 14. Juni 1809 erlassenes Dekret Napoleons formell die Einverleibung in das junge Königreich aussprach. Die Kunst, in neuerworbenen Provinzen sich unbeliebt zu machen, von welcher wir jüngst recht herzerhebende norddeutsche Exempel zu sehen bekamen, scheint damals auch der süddeutschen Bureaukratie nicht unbekannt gewesen zu sein. Die Nürnberger wissen zum Beispiel noch zu erzählen, wie einmal, beim Heranziehen des Erzherzogs Karl, dem bayerischen Polizei-Direktor die Liebe, welche er sich durch seine Amtirung erworben, von der Bevölkerung durch Untertauchen in die Straßenrinnen und ähnliche zarte Fingerzeige recht lebhaft ad oculos demonstrirt wurde, und so kam es auch in Mergentheim eines schönen Tags dahin, daß sämtliche württembergische Autoritäten aus der Stadt geprügelt wurden. Darauf kam zur Dämpfung des Aufstandes von Stuttgart Militär, welchem die Mergentheimer mit Sensen, Dreschflegeln und sonstigen Landsturmwaffen entgegenzogen. Ein

vormals deutschorden'scher Büchsenspanner führte den Haufen, und schoß den Adjutanten des Kommandirenden vom Pferde. Die Soldaten aber wurden bald ihrer Gegner Meister, und hausten übel im Städtchen; mehrere Bewohner büßten mit dem Leben, viele wanderten auf den Asberg. Der Büchsenspanner aber kam straflos durch, indem er sich 24 Stunden hindurch in einer Rinne (die man mir noch zeigte) verborgen hielt, und dann entwischte. Lange war Mergentheim in Ungnade, und das Städtchen wollte nicht gedeihen, obwohl sich eine gebildete Bureaukratie mit dem ganzen Apparat des Polizeistaates in dieser Hinsicht alle Mühe gab, bis ein paar vierfüßige Schafe der Sache plötzlich eine Wendung zum Besseren gaben.

Es war am 23. Oktober 1826, als der Schafknecht Franz Gehrig (Ehre sei dem Manne) aufmerksam wurde, daß seine Schafe, die er im Taubergrunde weidete, sich begierig zu einem aus dem Gerölle hervorschwitzenden Wasser drängten, das, als er es versuchte, einen bittern salzigen Geschmack zeigte. So ward die herrliche Quelle entdeckt, welche Kochsalz, Glaubersalz und Bittersalz, sowie einige andere Heilsubstanzen enthält und ihrer Natur nach daher ein souveränes Mittel gegen alle jene Krankheiten und Leiden ist, die den „Staatshämorrhoidarius" in der Erfüllung seiner Pflichten als Beamter, Familienvater und Museumsmitglied zu behindern pflegen. Vor dem böhmischen Karlsbad und Marienbad, deren würdiger Kollege das Mergentheimer Karlsbad ist, hat letzteres den Vorzug, daß es keine Kongestionen erregt, und infolge seiner Zusammensetzung leichter verdaut wird; daher auch Kulturvorkämpfer, Hetzkapläne, mit dem Zeugniszwang bedrohte Redakteure und sonstige Personen,

denen das Blut gern in den Kopf steigt, dasselbe ohne Besorgnis gebrauchen können.

Zur Zeit ist das Bad allerdings nur in engeren Kreisen bekannt, aber wer mit erleichterter Leber und rasch wieder in Ordnung gebrachter Abdominalthätigkeit unter den hundertjährigen Linden des Mergentheimer Schloßgartens, oder in dem mit Blüten übersäeten und von dem herrlichsten Blumendufte durchwürzten Kurgarten, trefflichen Tauberwein schlürft und dabei dem Gesange der Nachtigallen lauscht, die ich in solcher Menge noch nirgends gefunden habe, der möchte alle Mitleidenden hieher citiren und diesen stillen Fleck gesegneter Gotteserde als ein Paradies für alle Ruhebedürftigen erklären. Nur nicht für Hundebesitzer, denn die württembergische Bureaukratie scheint sich, da es sonst nicht mehr viel zu maßregeln gibt, die Hunde als Objekt ihrer ganzen Strenge auserkoren zu haben. In Mergentheim speziell soll, wie man mir erzählt, fast jährlich eine Hundesperre beliebt werden; auch jetzt ist dies der Fall, infolge eines unglückseligen Köters, welcher, „in etwas beschleunigtem Tempo an der Stadt vorbeigelaufen zu sein", angezeigt wurde, und zwar eine Sperre, aus der man anderwärts etwas lernen kann. Denn dieselbe besteht darin, daß erstens jeder bellende Vierfüßler mit einem Maulkorbe wohl versehen sein muß, zweitens, daß er überdies an einem Stricke angebunden sein soll, und drittens, daß er dann erst noch nicht auf die Straße darf. Sonach — und hiemit erfülle ich meine Pflicht als Publizist der Gegenwart, der, wenn er nicht in den Geruch des Indifferentismus kommen will, notwendigerweise jeder Abhandlung eine Anspielung auf den Kulturkampf einflechten muß — sonach scheint in hiesigen

Landen das Minister von Lutzische Maulkorbgesetz weniger auf die predigenden Hetzkapläne, als auf die Vierfüßler Anwendung zu finden, welche den Kaplänen im Mond-Anbellen so erfolgreiche Konkurrenz machen.

IX.

Aus dem Appenzeller Lande, Mitte Juli 1875.

Von der Theatinerstraße in München führt unter dem Ministerium des Innern hinweg, ungefähr unterhalb der Räume, in denen die Wahlkreiseintheilungen gemacht zu werden pflegen, zu St. Salvator ein Durchgang, welcher der „Kuhbogen" heißt. Weshalb der gestrenge Hr. Staatsminister (von Pfeufer) diese unästhetische Benennung noch nicht oberpolizeilich verboten hat, begreife ich um so weniger, als dies schon die Rücksicht auf die angrenzende Hofparfümerie und deren in der Regel sehr hübsche weibliche Bedienungs-Mannschaft erfordert hätte.* Indessen zur Zeit weiß ich

* Man würde übrigens dem Kuhbogen schweres Unrecht thun, wenn man seinen Namen von der gehörnten Gattin des Stieres ableitete. Mein Freund, der sprachenkundige Rechtsanwalt von Auer, dem so mancher Redakteur Straflosigkeit und eventuell mildere Beahndung zu verdanken hat, hat auch diese Verteidigung übernommen und mich auf Schmellers Lexikon (2. Aufl. S. 1215) aufmerksam gemacht. Hienach heißt „Kue" im früheren Deutschen ein Gefängnis für widerspenstige Geistliche und von einem in der Nähe des jetzigen erzbischöflichen Palais vormals gestandenen derartigen Gebäude hat der Kuhbogen (richtiger Kuebogen) in München seinen Namen. Sonach ist es auch begreiflich, daß diese Benennung von Seite eines hohen Staatsministeriums nicht geändert, sondern gleichsam als Warnungs-

keinen andern Namen, und so war es also am Kuhbogen, wo ich einem meiner Kollegen begegnete, als ich jüngst ausging, um mich behufs Fortsetzung meiner Sommerfrische mit den nötigen Baarmitteln zu versehen. Nachdem ich ihm meine Reisepläne in kurzem geschildert, äußerte er ziemlich unwirsch (ich bemerke, daß mein Kollege nach Ansicht seines Hausarztes an der Leber leidet): „Warum denn immer in das bayerische Gebirg gehen, wo man, mit ein paar Ausnahmen, fast überall für viel Geld schlecht wohnt, miserabel ißt und ungenügend trinkt, wo man täglich wenigstens dreimal vom Wirt oder von der Kellnerin Grobheiten bekommt, wo einen morgens die (sit venia verbo) schönere Hälfte der Firma J. A. Pfeffermayer aus der Wein- oder der Kaufingerstraße um Neuigkeiten aus der Hauptstadt befragt, mittags Hr. Bierhueber, Sohn und Tochter aus der Kreuz- oder der Sendlingergasse neben einem das Mittagsmahl verschlingen, und abends vis-à-vis die Frln. Rosenfischer vom Schrannen- oder vom Dultplatz abwechselnd den lieben Abendstern aus „Tannhäuser“ und den lieben Schwan aus „Lohengrin“ auf einem nichts weniger als „wohl temperirten“ Klavier vortragen.“ Meiner bescheidenen Einwendung, daß ich eigentlich nach Tirol wolle, entgegnete er noch gereizter: „So — wimmelt es im Achenthal, im Innthal, im Zillerthal, im Pusterthal und überall sonst, wovon die „Lyrischen Reisen“ auch nur einmal Erwähnung gethan haben, etwa nicht von Münchenern und andern königlich bayerischen Staatsangehörigen? Gehen Sie meinetwegen hin; Blat-

---

tafel für Herrn Pfarrer Mahr und Genossen mit Vergnügen aufrecht erhalten wird.

tern, Masern, Scharlach und andere Kinderkrankheiten, welche nach den Zeitungen dort beständig herrschen, werden Sie ja wohl schon gehabt haben?“ Damit enteilte er, und ich besaß nunmehr die vollste Überzeugung, daß der Hausarzt Recht habe, und der Kollega bedeutend an schwarzer Galle leide; aber immerhin wurde ich etwas in meinem Entschlusse schwankend. Nachdenklich betrachtete ich die in der Nachbarschaft des mehrerwähnten Kuhbogens ausgehängten photographischen Berühmtheiten bayerischer Nation, freute mich ob der so zahlreichen großen Männer unseres engeren Vaterlandes, und speziell darüber, daß unter denselben auch der k. Kämmerer und Besitzer von Schwaneck (H. Mayer von Mayernfels*) als Leuchte im Gebiete der Heraldik und Adelskunde, den gebührenden Platz eingenommen hat. Da fiel plötzlich mein Auge auf eines der Schiller-Bilder, den Wilhelm Tell darstellend, wie er in „starrer Wendung“ den Hrn. Landvogt sammt Kahn und sonstigem Inhalt in den See zurückstößt, und es dämmerte in mir der Gedanke auf, ob nicht etwa die Schweiz ein günstiger Boden zu einem Gebirgsaufenthalt sein könnte. Glücklicherweise kam eben in diesem Augenblick mein Freund A. auf mich zu, der alljährlich mehr dem Druck übergibt als sämmtliche übrigen Mitglieder der Münchener Akademie der Wissenschaften zusammengenommen (was allerdings nicht viel heißen will), und von dem ich daher annehmen konnte, daß er mir über schweizerische Sommerfrischen-Verhältnisse die erforderlichen geographischen Aufschlüsse zu ertheilen im stande sein werde. Richtig erhielt ich auch sofort von ihm Aus-

* Guter „Quastelmeyer“, du bist seitdem auch, und zwar gegenüber dem Kuhbogen in einem Laden ins Jenseits hinübergewandert.

5*

kunft, Direktiven und Reiseroute nach einem stillen Plätzchen, wo Ruhe, treffliche Bergluft und gute Verpflegung zu finden seien.

Dies waren die Ursachen, weshalb ich Ende vorigen Monats auf der Eisenbahn nach Lindau fortrollte, nachdem ich noch vorher während meines bescheidenen Mittagsmahles von drei Gerichten sieben verschiedene Ansichten über den Ausfall der Landtagswahlen hatte anhören müssen. Wenn ich aber je gehofft hätte, damit für einige Zeit dieser Materie entronnen zu sein, so würde ich mich bedeutend geirrt haben, denn in den Wagen wurde an diesem Tage so viel politisiert, daß sämmtliche Lokalblätter daraus Stoff für die bis zum 15. laufenden Monats benötigten Leitartikel hätten finden können. Es war Sonntag nachmittags, und nach den aus- und einsteigenden Passagieren zu schließen, hatten die respektiven Gesinnungsgenossen dies benützt, um sich gegenseitig Visiten abzustatten. In meiner Abtheilung saß wenigstens ein halbes Dutzend Reisender die offenbar „in Wahlen machten.“ Mit rührender Zuvorkommenheit wurden insbesondere die ländlichen Koupee-Insassen von diesen Stadtherren behandelt; ein Fabrikant aus einer schwäbischen ehemaligen Reichsstadt ließ es sich sogar nicht verdrießen, einem schlichten Bäuerlein (wohl gezählt) dreizehnmal Feuer anzubieten, und ihm endlich, statt des hartnäckig verlöschenden Glimmstengels, einen aus dem eigenen Etui zu verabreichen. Ich fürchte nur, der wohllöbliche Fabrikherr wird den Konsum an Zündhölzern sammt Zigarre auf Verlustkonto zu buchen haben; denn nach seiner Gesichtsbildung dürfte der behandelte Landmann dennoch am Wahltag ultramontan gestimmt haben, wenn anders der bekannte

Ausspruch eines Naturforschers (ich weiß im Moment nicht ob Vogt's oder eines andern) richtig ist: daß ein Mensch, dessen Gesichtslänge, von den Augenbrauen bis zu den Nasenflügeln gemessen, mehr beträgt als die Summe des Maßes aus Stirnhöhe und Kinnlänge, von Unterlippe abwärts gerechnet, mit Naturnotwendigkeit der konservativen Parteirichtung angehöre.

Nach einer solchen Fahrt war nun freilich die frische Seeluft auf dem nach Rorschach dampfenden Schiff eine doppelte Erquickung, und mir kam das Gespräch mit einem Berliner Bankier, der sammt einem säbelbeinigen Töchterlein das Verdeck unsicher machte und über den sinkenden Kurs der Napoleondors seine Ansichten entwickelte, förmlich geistreich vor nach allem, was ich in den letzten Tagen hatte verschlucken müssen.

So betrat ich das schweizerische Ufer bereits in angenehmer Stimmung, und diese bewirkte wohl zumeist, daß ich sofort überall Spuren praktischer Einfachheit in den mir entgegentretenden staatlichen Einrichtungen zu entdecken glaubte. So zum Exempel schien mir die Zollvisitation ein Muster von Kürze: der betreffende Beamte, die Hände in den Hosentaschen verborgen, sah zuerst mich, dann meinen Koffer an, und dann nickte er mit dem Kopfe, worauf ein Matrose des Dampfschiffes mein Gepäck auflud, in die Eisenbahnexpedition trug und mir sofort selbst: „wyl de Her grad nüt da ischt,“ den Schein nach St. Gallen ausstellte, ohne daß über diese Vernachlässigung der Beamtenhierarchie irgendein Kompetenzkonflikt entstanden wäre. Über die Schienen der Rorschacher Hafenstation geht, wer Lust hat, ohne von einem Bediensteten mit dem anderwärts üblichen „Zaruck“

angedonnert zu werden; selbst wenn ein Zug kommt, wird nicht abgesperrt, man fährt langsam und überläßt es im übrigen jedermann, für sich selbst zu sorgen. Indessen fehlen mir die statistischen Notizen, um entscheiden zu können, ob bei uns oder dort mehr Beine abgefahren und Rippen eingedrückt werden. Ein anderes Beispiel einfacher Geschäftsbehandlung ward mir in St. Gallen, wo ich die Eisenbahn verließ, um per Post nach Appenzell zu gelangen. Ich hatte Platz- und Gepäckgebühr bezahlt, und der Beamte sagte höflich: „Ischt guet". Auf meine Anfrage: ob ich denn kein Billet und keinen Gepäckschein bekomme, hieß es: „S'ischt nüt nötig", und man bemerkte mir in aller Artigkeit: ich möge ganz unbesorgt sein, seit Menschengedenken sei nie ein Irrtum vorgekommen. Richtig erhielt ich auch, obwohl ich mein Gepäck allein fahren ließ, alles in bester Ordnung am Bestimmungsorte zugestellt.

Von St. Gallen führt eine sehr schön angelegte Poststraße, mehrere Berghöhen in allmählicher Steigung umziehend, nach Appenzell, geographisch, historisch und sozial wohl einem der interessantesten Kantone der Schweiz. Geographisch betrachtet, bildet dieses wahrhafte Gebirgsland — seine niedrigeren Gegenden liegen noch etwa 2500 Fuß über dem Meere* — eigentlich nur ein Enklave von St. Gallen, da es von diesem fünfmal größeren Gebiete vollständig umklammert wird, und gleichsam wie eine Berginsel aus dem umgebenden Tiefland emporragt. Obwohl das ganze Appenzeller Ländchen nur etwas über sieben Quadratmeilen groß

* Als tiefster Punkt wird die Tobelmühle bei Wolfshalden, 1391 Fuß über dem Meere, bezeichnet.



ist, theilt es sich doch in zwei nach Religion, Gesetz, Bildung, Sitte und Lebensweise völlig verschiedene Staaten (Halbkantone), Appenzell-Außerrhoden und Appenzell-Innerrhoden. Das Wort „Rhoden" soll, wie mir ein hiesiger Sachverständiger angab, identisch sein mit unserem hochdeutschen „Rotte" — man schreibt hier nämlich auch z. B. „Zeddel" statt „Zettel", „Egg" statt „Eck" u. s. w. — und demnach so viel bedeuten wie „Bezirk", so daß Innerrhoden deswegen so heißt, weil seine Bezirke mehr als zur Hälfte von dem anderen, den äußeren Rhoden, eingeschlossen sind. Während jedoch im Innerrhoden etwa 4000 Einwohner auf die Geviertmeile treffen, zählt Außerrhoden etwa 12,000 Seelen per Quadratmeile, und ist also eine der bevölkertsten Gegenden Europas. Wenn man nun bedenkt, daß Außerrhoden etwa 11,000 Gebäude besitzt, ohne eine Stadt zu haben, und erwägt, daß überdies noch Felsen, Flußbette und sonstige unwirtschaftliche Bodentheile des Ländchens abzurechnen sind, so stellt sich der ganze Kanton eigentlich als ein großes, etwas zerstreut gebautes Dorf dar. Überall, wo sich ein Fleckchen Baugrund gewinnen ließ, stehen Häuser; die Anhöhen, die Berghänge, die Thalschluchten — alles ist wie übersäet mit Wohngebäuden, Stallungen, Scheunen, Schupfen und Holzbaracken, so daß die Volksrede geht, es sei einer der Teufel mit einem Sack voll Städte und Dörfer über die Schweiz hinweggeflogen, da habe er an der Säntisspitze ein Loch in seinen Bündel gerissen, und so seien die Häuser haufenweis auf den Appenzeller Grund heruntergepurzelt. (Zschokke.) Man sollte nun glauben, daß in Innerrhoden, wo auf jeden Kopf ein hübsches Stück Erdboden trifft, das Volk weit besser daran sein müsse als in dem übervölkerten

Nachbarhalbkanton; dem ist aber nicht so. Ich würde in dieser Hinsicht meinen eigenen Beobachtungen nicht getraut haben, allein nicht nur die übrigen Sommerfrischler, von denen die meisten katholisch waren, was ich vorsorglich bemerken will, sondern auch die Reisehandbücher und sonstige Beschreibungen stimmten darin überein. Ein glaubwürdiger Gewährsmann sagt folgendes: „In Außerrhoden trägt alles das Gepräge des Wohlstandes, der Ordnung und Reinlichkeit. Die freundlichen, sauberen Wohnungen sind fast durchsichtig von ihren vielen hellen Fenstern und gewähren ein Gefühl von darin geführtem behaglichen Leben. Zwischen sorgfältig gepflegten Wiesen, Gärten, ausgedehnten Dörfern, zierlichen Landhäusern und Anlagen laufen wohlunterhaltene Landstraßen hin, belebt von Fuhrleuten, Landarbeitern und sonstigem Verkehr aller Art. In den Ortschaften selbst regt sich neben Feldbau und Viehzucht das Treiben von Künstlern, Handwerkern, Webern, Kaufleuten und Fabrikanten. Schulen und Bildungsanstalten blühen und werden immer mehr verbessert und vermehrt. Es werden Bibliotheken und Lesezirkel gehalten, es bestehen für die Wohlfahrt des Landes wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften, die reichlich besucht werden. Jedermann, der die Mittel hat, thut zum allgemeinen Besten, was er vermag, und für alle Bedürfnisse der Gemeinde findet man stets offene Hände. Bettler gibt es nicht und äußerst wenig Arme. Anders wird es, sobald man nach Innerrhoden übertritt. Der Glanz äußerer Ordnung und Sauberkeit verliert sich, die Straßen werden schlecht, das Volk, obwohl reich an natürlichem Mutterwitz, ist unwissend und bildungslos, ohne Sinn für bessere Schuleinrichtungen und gemeinnützige Anstalten. Man sieht es den unzierlichen

Dörfern, den ärmlichen Hütten mit ihren finstern, unreinlichen Gemächern an, wie im allgemeinen die Einwohner dürftig bemittelt sind; man zählte früher auf 10,000 Einwohner 400 Bettler von Profession, abgesehen von der Zahl der sogenannten verschämten Armen, die aus Stiftungen und Armengütern unterstützt werden.“ Dies sind die Unterschiede, welche sich zwischen Innerrhoden und Außerrhoden der Beobachtung aufdrängen; nun besteht aber noch ein weiterer Unterschied, nämlich der, daß Innerrhoden katholisch, Außerrhoden reformirt ist. Daß die beiden Unterschiede so ziemlich wie Ursache und Wirkung sich verhalten, dürften vielleicht selbst die streitbaren Damen des Münchner Paramenten-Vereins nicht in Abrede stellen können, obwohl andrerseits von mir keineswegs behauptet werden will: das äußerliche Wohlergehen eines Landes sei für die Richtigkeit der in demselben herrschenden religiösen Ansicht entscheidend, oder es hänge das Heil des Menschen von einem komfortablen Leben ab. Vielmehr bin auch ich der Ansicht, welche ein mir nahestehender geistlicher Herr in die geflügelten Worte zu kleiden pflegte: „Es macht nichts, daß das Hemd schmutzig ist, wenn nur das Herz rein ist!“

Außer der oben erwähnten Poststraße, welche nach Appenzell führt (mich aber diesmal ungeeigneterweise auf religiöses Gebiet geführt hat), gibt es von St. Gallen nach Außerrhoden noch einen Fußweg über eine Berghöhe, auf welcher die prachtvollen Aussichtspunkte Schäflisegg und Fröhlichsegg gelegen sind, und auf diesem gelangte ich nach dem mir von meinem Freund bezeichneten klimatischen Kurort Teufen, einem Dorfe von 5000 Einwohnern, das mit Herisau, Trogen und Hundwyl zu den Hauptortschaften des

Halbkantons Außerrhoden gehört. Hier hält eine wackere Witwe, Frau Meier, unterstützt von Sohn und Töchterlein, die Pension „zur Linde", in welcher man wie in Abrahams Schoß aufgehoben ist und sich ganz vorzüglich befindet, besonders wenn man so liebenswürdige Gesellschaft antrifft, wie sie mir beschert war, deren ich jedoch leider dringenden Wünschen zufolge nur in dieser Allgemeinheit Erwähnung thun darf. Unter so günstigen Umständen kann man auch etliches schlechtes Wetter mit in den Kauf nehmen, wovon uns leider ein fast allzu reichliches Maß zu theil geworden ist. Aber wie alles Üble sein Gutes mit sich führt (mit Ausnahme des neuen Münzsystems, von dem man als Deutscher im Auslande nur Schlimmes verspürt), so geschah es auch hier. Der strömende Regen ließ uns eines Nachmittags den Sehnsuchtsruf nach einem Tarock anstimmen, und dies bewirkte wiederum eine kulturhistorische Entdeckung, von welcher selbst Bädeker, Berlepsch, Tschudi und die übrigen Schweizer Fremdenführer nichts zu wissen scheinen. Es ist dies die höchst wichtige Thatsache, daß die Ostschweiz eigenartige Spielkarten besitzt, in welchen anstatt Pique oder Laub Rosen und anstatt Coeur oder Herz Wappenschilder figuriren. „Zehner" gibt es in dieser Karte nicht, an seiner Stelle findet sich eine Fahne abgebildet. Sonach sagt dort der Tarockspieler auch nicht, „einen Zehner herausschinden", sondern „eine Fahne erobern". Liegt in diesem Unterschied der Sprechweise nicht ein ganzes Stück Geschichte vor Augen? Kann die Lage des deutschen Bauernstandes, dem von seinen Feudalherren der letzte Groschen „herausgeschunden" wurde, im Gegensatz zu dem Selbstgefühl des schweizerischen Landvolkes, das bei Sempach, am Stoß, bei Murten u. s. w.

die Fahnen des Adels vom Schlachtfeld als Trophäen heimbrachte, wohl drastischer zum Ausdruck gelangen?

Angespornt von dieser wichtigen Entdeckung, über welche ich mir vorbehalte, eine Monographie zu schreiben, begann ich sofort, mich eingehend mit Studien über Land und Leute zu beschäftigen, und ich darf ohne Unbescheidenheit sagen: mit erheblichem Resultat. So erfuhr ich z. B. den schon längst gesuchten technischen Ausdruck für die kleinen Glaswinkel, welche zwischen den sogenannten „Butzenscheiben" eingefügt werden müssen, was heutzutage, wo jedermann ein „altertümliches" Zimmer haben will und beinahe in jedem Hause der Hauptstraßen Münchens sich ein paar Fensterstöcke mit runden Scheiben verglast vorfinden, nicht ohne Erheblichkeit ist. Diese Glastheile also heißen „Hornaffen", und es ward mir darüber folgende historische Anekdote erzählt: Appenzell ist für Beamte ein schlimmes Land; der höchste Gehalt, der in diesem Staat überhaupt bezogen wird, erreicht nicht mehr als den Betrag von 200 Franken, sage mit Worten: zweihundert Franken. Daß der Zudrang zu den Ämtern unter diesen Verhältnissen nicht sehr groß ist, begreift sich, und deshalb wird jeder Bürger durch den jährlich abzuleistenden Eid verpflichtet: „das, wozu er sollte gewählt werden, anzunehmen und zu thun, so gut er's kann und vermag". Denn alle Ämter werden durch Wahl besetzt, und selbst zum Landammann, der höchsten Spitze der Landesregierung, ist jeder ehrenhafte Bürger wählbar. Man sieht hiebei durchaus nicht auf den Stand, und so wurde einst ein einfacher Glaser Namens Zellweger zu dieser Ehrenstelle erhoben. Als Landammann wohnte er den Tagsatzungen bei, und wurde denn auch vermöge seines Amtes von einem

Berner Würdenträger einmal zur Tafel geladen, wo er in seinem Bauerngewand neben einen vornehmen Diplomaten zu sitzen kam. Dieser wollte den, wie er meinte, simpeln Mann etwas demütigen und frug deshalb: „Nun, Herr Landammann, was lassen Sie sich denn für das Einsetzen einer Scheibe bezahlen?“ „Sechs Batzen,“ war die Antwort, „aber — hier klopfte Zellweger dem Tischnachbar auf die Schulter — den Hornaff geb' ich drein.“ Der Diplomat soll sich nicht mehr an seinem Genossen gerieben haben.

Eine interessantere Notiz, namentlich für Philologen, dürfte die Wahrnehmung sein, daß den Appenzeller Bauern der Homer nicht unbekannt ist. Eine gesetzliche Vorschrift verfügt, daß an jedem Haus ein eiserner Arm mit Haken angebracht sein soll, an welchem bei Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Aufruhr und dergleichen eine Laterne ausgehängt werden muß; die Leute aber sagen: diese Haken seien bestimmt, damit etwaige böse Weiber, wenn sie keinen Frieden geben, hinaus an die Luft gehängt werden können, was offenbar eine Reminiscenz an die homerischen Verse über die Bestrafung der Here durch den Zeus ist.

Daß mich als Juristen auch das Rechtsleben des kleinen Landes lebhaft interessirte, ist selbstverständlich; doch ist darüber nicht viel absonderliches zu berichten, da die gegenwärtigen Gesetze meist nicht weiter als in die vierziger Jahre zurückreichen und daher mehr oder minder modernen Geistes sind. Eine alte Einrichtung fand ich nur noch in den sogenannten „Ehegäumern“, welche aus dem Pfarrer des Orts und den beiden Hauptleuten (den von der Gemeinde jährlich gewählten Ortsvorständen) bestehen und über gute Sitten, ehrbaren Wandel, Erfüllung der gegenseitigen

Pflichten der Eltern und Kinder zu wachen, sowie insbesondere ihr Augenmerk auf Eheleute zu richten haben, die wegen Streitigkeiten abgesondert wohnen; ihnen steht auch die erstinstanzielle Beurtheilung der Ehehändel und streitiger Eheversprechen, dann der Vaterschaftsklagen zu. Von großem Interesse aber ist das rechtsstatistische Material, welches die in musterhafter Ordnung gehaltenen Gemeinde-Archive darbieten; es sind von einem wackeren Nachkommen des obenerwähnten Landammanns, dem Lehrer J. K. Zellweger zu Gais, die Kriminalfälle zurück bis zum Jahre 1598 zusammengestellt worden, und ich kann mir nicht versagen, hier einige Data in dieser Beziehung mitzuteilen. Es kamen in Außerrhoden vor:

	1598—1698.	1698—1798.	1798—1858.
Mord	21	5	1
Giftmord	2	3	1
Kindsmord	1	2	6
Brandstiftung	5	2	6
Diebstahl und verwandte Handlungen . . .	181	349	312

Das Verbrechen des Landesverrates kam in Außerrhoden niemals vor; wohl aber war Widersetzlichkeit gegen die Behörden sehr häufig, und Schmähungen über ergangene Urteile, Beschimpfungen der Obrigkeit waren bis in das 19. Jahrhundert oft vorkommende Reate, die gewöhnlich höchst praktisch mit Wirtshausverbot und Geldbuße beahndet wurden. Argen Übelthätern dieser Art gab man einen Prügel in den Mund und stellte sie so auf den Pranger in das Halseisen, oder sie erhielten den Steupenschlag und in den schwersten Fällen Zuchthausstrafe. Hoffentlich hat sich die Unsitte des Räsonnirens in neuerer Zeit verloren,

und ist man auch im Appenzeller Lande mit allem was hohe Obrigkeit verfügt und ausführt, ebenso allgemein und vollständig einverstanden, wie solches erfahrungsgemäß im Deutschen Reich allerorten der Fall ist. Liegt doch hierin ein Zeichen unserer stets wachsenden Bildung und mit Siebenmeilen-Stiefeln fortschreitenden Kultur.

Ein weniger erfreuliches Symptom dieses Kulturwachsthums liegt für den nach ungewöhnlichem lüsternen Touristen in dem Verschwinden der Landestrachten und sonstigen Volksgewohnheiten. Vergeblich späht man in der Wirklichkeit nach der in den Reisehandbüchern so schön beschriebenen Sennerkleidung Innerrhodens; kaum hie und da ein rotes Gilet, von gelben Inexpressibles keine Spur mehr, und das weibliche Geschlecht kostümirt sich immer weniger nach alter Art, trägt sich nach Pariser Mode und schmückt sich, anstatt in der gediegenen Weise von ehedem, mit Pforzheimer Goldblech. Am Schutzengelfest (11. Juli) findet bekanntlich am Wildkirchli, dem durch Scheffels Ekkehard klassisch gewordenen Boden, ein großes Volksfest statt, bei welchem vordem Steinwerfen, Hosenlüpfen und ähnliche Kraftspiele geübt und schließlich nach der Musik des nationalen Hackbrettes getanzt wurde. Selbstverständlich fehlte ich dort am letzten Sonntag nicht; allein ich bekam nichts zu sehen als gewöhnliches Walzertanzen nach einer Ziehharmonika. Im Weißbad, der reizend gelegenen Molkenanstalt am Fuße des Säntis, war gar eine Blechmusik in Thätigkeit, und der glatzköpfige Hr. Oberkellner im schwarzen Frack war noch überdies recht stolz auf diesen „Fortschritt“. So wäre ich wahrscheinlich aus dem Ländlein abgezogen, ohne von dessen vielberühmtem musikalischen Thun und Treiben eine

Probe gehört zu haben, wäre mir nicht zufällig die Nachricht geworden, daß in Teufen selbst sich eine renommirte Mandolinen-Virtuosin befinde, bei welcher hie und da abends gesangskundige Freundinnen zu gemeinsamem Liede zusammenzukommen pflegen. Meiner angebornen Liebenswürdigkeit gelang es bald, eine Einladung zu einem solchen Konzert zu erhalten, und ich kann daher nunmehr in musikalischer Beziehung die besten Aufschlüsse ertheilen. Vor allem ist zu bemerken, daß „Mandoline" hierorts nicht jenes langhalsige dickbäuchige Instrument genannt wird, welches unsere Tenore in den Händen zu schwingen die Aufgabe haben, wenn sie auf der Bühne der **donna assoluta** eine Serenade bringen. Man versteht darunter vielmehr ungefähr das, was man vor etwa vierzig Jahren in München Zither nannte, und worauf auch ich — o selige Jugenderinnerung — bei einem Salzstößler in der Sendlingergasse, damals dem einzigen Zitherlehrer, auf einem Fasse sitzend, Ländler (per Stück à 6 Kreuzer) spielen lernte, bis dann Meister Petzmeyer kam und die Zither zum Rang eines musikalischen Instruments erhob. Vor Beginn frug mich die Mandolinspielerin, was ich zu vernehmen wünschte, natürlich sagte ich: ein echtes Appenzeller Gebirgsstück; sie fängt an und was höre ich — Herzog Maximilians in Bayern ersten Ländler. Es wird den edeln Herrn gewiß freuen zu erfahren, wie seine Kompositionen so gut den Gebirgston getroffen haben, daß sie nunmehr als echte Volksweisen gelten. Nachher begannen die Mädchen den vielbelobten dreistimmigen Appenzeller Gesang, und ich muß sagen: man hat nicht zu viel Rühmens davon gemacht; ich konnte bis spät in die Nacht an diesen einfachen harmonischen und

mit naiver Innigkeit vorgetragenen Klängen der jugendlich frischen Stimmen mich nicht satt hören.

Runzle nicht die Stirne, gestrenge Ehegattin, wenn du dieses liesest; denn abgesehen von meiner unerschütterlichen Tugend sind auch die Appenzeller Mädchen nicht durch körperliche Schönheit verführerisch. Es ist wirklich auffallend; die Kinder sind größtenteils reizend hübsch, man findet wahre Engelsköpfchen unter den kleinen Wesen, die barfuß in die Schule laufen. Aber ein erwachsenes schönes Mädchen oder eine auch nur mäßig hübsche Frau ist mir während der ganzen Zeit meines Hierseins nicht begegnet, und insbesondere die erschreckliche Magerkeit ist störend. Ein Landeseingeborner, mit dem ich darüber sprach, meinte: „Mir machet is nüt drus, wenn es Maidli scho kai Holz vor em Hus hät, wenn's nu öppis — auf die Stirn deutend — under em Dach hät" — eine Anschauung, die ebenso von Intelligenz, wie von großer Tugendhaftigkeit zeugt.

Hiemit will ich schließen. Sollten wohlwollende Gönner in der vorstehenden Plauderei übrigens eine besondere Milde und Süßigkeit bemerken wollen, so möge dies nicht mir zum Verdienst angerechnet werden; denn da man hierorts jeden Morgen beim Frühstück erstlich mehrere Gramm Honig und sodann noch eine ziemliche Quantität reichlich mit Zucker eingekochter Marmelade zu verzehren bekommt, so muß dies nach Moleschotts Lehre von den Nahrungsmitteln eine zunehmende Süße des ganzen Menschen notwendig zur Folge haben, und es würde vielleicht die Einführung des „Café complet" im Deutschen Reich am ehesten geeignet sein, die Bitterkeit des Kulturkampfes nach und nach zu beseitigen,

was ich antragslustigen Reichstagsmitgliedern zur Würdigung anheimzugeben mir ehrerbietigst gestatte.

X.

Aus der Schweiz, im September 1875.

Wohlmeinende Kritiker haben an meinem letzten über Land und Leute im Appenzeller Kanton erstatteten Berichte getadelt, daß ich gerade die Hauptsache der dortigen Gegend, die klimatischen und Molken-Kurorte, gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Es war dies aber keineswegs ein Übersehen, sondern — ich will es nur offen gestehen — ich habe nicht gewußt, wie ich bei Besprechung dieses Punktes mich verhalten sollte, um nicht irgendwo anzustoßen. Ich würde nämlich vor allem die Wahrnehmung nicht haben verschweigen können, daß der berühmte Bombastus Theophrastus Paracelsus, welcher trotz seines Beinamens „von Hohenheim" ein Appenzeller Landeskind gewesen ist, noch immer einigen Einfluß auf die Behandlung der unter der Gesammtbezeichnung „nervöse Leiden" begriffenen verschiedenen Krankheitsformen zu üben scheint. So werden z. B. nach der Methode eines vegetarianischen Arztes jener Gegend cholerineartige Zustände durch Genuß von sogenannter „Stöckelmilch" mit gekochten Zwetschgen beseitigt (ich habe solches selbst mit angesehen). Derselbe Heilkünstler läßt seine Kurgäste, wenn sie an Husten oder Schnupfen leiden, morgens mit bloßen Füßen im thaunassen Grase spazieren gehen, und es hilft, wie mir einer der so Behandelten auf Ehre und Gewissen bestätigte.* Solche Notizen aber hätten

* Offenbar hat Pfarrer Kneipp seine Heilmethode aus meiner Plauderei gelernt.

mich leicht bei meinen ärztlichen Freunden, an deren Wohlwollen mir sehr viel gelegen ist, in übeln Ruf gebracht. Andrerseits wieder hätte ich doch berichten müssen, daß man die Molke hierorts „Schotte" nennt, und weil diejenige Molke, welche die Kurgäste nicht verbrauchen, zur Fütterung gewisser grunzenden Individuen verwendet wird, so heißt der Bauernwitz diese Thierlein die „Schottentrinker". Obwohl nun aber, so viel ich noch aus den Schubertschen Vorlesungen über Naturgeschichte weiß, der innere Bau des schinkenliefernden Vierfüßlers am meisten der menschlichen Körperstruktur sich nähern soll, könnte doch den einen oder den andern Molkenkonsumenten diese Appenzeller Identifizirung unangenehm berühren, was ich vermeiden möchte. Ich beschränke mich also auch heute darauf zu berichten, daß eine Stunde von Teufen entfernt, das Dorf Gais gelegen ist, der älteste Molkenkurort in Europa (er war schon im vorigen Jahrhundert besucht). Daß er auch der erste und vorzüglichste sei, bestreitet ihm das benachbarte Heiden und will den Vorrang durch eine Zahnrad-Eisenbahn erlangen, die immer „nächstens" eröffnet werden soll.* Gais aber wehrt sich energisch, und hat zu diesem Behuf einen etwas verwilderten Garten mit der kosmopolitischen Überschrift „Jardin de Cure" (sic) geschmückt, dessen wenig einladendem Aussehen ein Kellner in weißer Halsbinde dadurch nachzuhelfen trachtet, daß er jedem aus dem Postwagen steigenden Fremden die Einladung entgegenschnarrt: „Belieben zu speisen, belieben table d'hôte?" Von Gais gelangt man, auf einem steilen schlechten Weg abwärts fahrend, in einer Stunde nach dem Hauptorte der katholischen

* Sie ist ja doch endlich wirklich eröffnet.

Kantonshälfte, dem Dorf Appenzell, wo man zwar auf dem Kirchhof aussteigt, der zugleich als Posthof dient, aber dafür im „Hecht" ein Gastwirtsehepaar findet, welches an Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit mustergültig ist. Wer eine angenehme und billige Sommerfrische sucht, dem sei dieses Gasthaus bestens empfohlen. Westlich von hier liegt das besuchte Bad Gonten, südlich (der Säntisgruppe zu) Weißbad. Der hohe Säntis, der vielbesungene höchste Berg des Appenzeller Ländchens, verliert übrigens, wie mancher andere große Herr, viel, wenn man ihm näher tritt. Von Teufen aus gesehen ist er ein prachtvoller Geselle mit imposanten Zacken und Ecken, mit nobeln felsigen Kontouren und mit einer stimmungsvollen bläulich-grauen Färbung; in Gais stellt er sich nur noch als ein schwarzer ungeschlachter Steinbrocken dar, und vom Weißbad aus, das an seinem Fuße liegt, sieht man ihn eigentlich gar nicht. Dennoch reut es mich nicht dorthin eine Partie gemacht zu haben; denn abgesehen davon, daß uns das Mittagsmahl von einem ausnehmend hübschen Wirtstöchterlein aufgetischt wurde, fand ich auch zufällig bei diesem Anlaß in einem Bauernhause, in das mich auf dem Heimwege plötzlich einfallender Regen zu flüchten zwang, ein Exemplar einer höchst interessanten alten Appenzeller Verordnung über den Vollzug der Todesstrafe. Bisher hatte ich die Natur unserer altbayerischen Bauern für die härteste gehalten, und Fälle von dicken Hirnschädeln, wie sie mir in meiner kriminalrechtlichen Praxis seiner Zeit vorgekommen waren, schienen mir unübertreffbar. Die Lebenskraft der Appenzeller Landleute muß aber jener Verordnung zufolge wenigstens ehedem noch zäher gewesen sein. Darin wird nämlich dem Scharfrichter

befohlen: „Um den armen Sünder vom Leben zum Tode zu bringen, soll er denselben in zwei Theile hauen, in einen unteren längeren und einen oberen kürzeren, und er soll die Entfernung des einen Theils vom andern so groß machen, daß ein Wagenrad dazwischen durchgeht.“ Es hat demnach, nach damaliger Ansicht, das bloße Kopfabhauen nicht genügt, um die Existenz eines Appenzeller Bürgers zu beseitigen.

Auch in einer andern Richtung, nämlich was Schlauheit und diplomatisches Verhalten betrifft, treten die dortigen Bewohner unsern Bauern würdig an die Seite. Wie sich die unsrigen, wenn sie sich auf irgendeine Sache nicht einlassen wollen, einfach „dumm stellen“, wo dann kein Gott mehr etwas mit ihnen zuwege bringt, so sagt der Appenzeller, wenn er mit der Farbe nicht heraus will, hartnäckig: „iach weiß niacht,“ und dann ist alles weitere Fragen vergeblich. In einem Punkt dagegen zeichnen sie sich vortheilhaft vor unserem Volk aus, nämlich in der Behandlung der Thiere. Das barbarische und sinnlose Schlagen der Pferde, wenn ein Wagen z. B. eine Anhöhe hinauf soll (was sogar beim Militär bei uns geduldet wird), ist dort nicht zu finden; ich habe gewöhnliche Fuhrleute beobachtet, die unverdrossen, ohne einen Schlag zu thun, selbst ohne Knallen mit der Peitsche, mit Zureden, Streicheln und dergleichen fortfuhren, bis die Pferde die zugemutete Leistung ermöglichten. Auch das Viehtreiben, das bei uns zu Land regelmäßig ein wahrhaft teuflisches Schauspiel darbietet, geht dort mit aller Ruhe und Vernunft vor sich. Und gar erst die Behandlung des Milchviehs! Ich sah die Kühe bürsten, striegeln und mit einer Fürsorge abreiben, wie dies bei uns etwa einem wertvollen englischen Renner zu theil wird.

Die Befriedigung, welche ich über diese Wahrnehmung aussprach, wäre mir übrigens beinahe gefährlich geworden. Kaum hatte ich sie geäußert, so bemächtigte sich meiner einer der mitanwesenden Herren, und mit einer Beredsamkeit, welche des Mandats zum Gemeindebevollmächtigten irgendeiner der Hauptstädte unseres geeinigten deutschen Vaterlandes vollständig würdig gewesen wäre, begann er mir haarklein zu beweisen, daß ich, meinen Ansichten gemäß, offenbar mich des Fleischessens enthalten müsse, indem nur durch die Herrschaft der Vegetarianer die Thierquälerei radikal beseitigt werden könne. Vieles was der begeisterte Anhänger der wieder erstandenen altindischen Lehre vorbrachte, war sehr richtig und ansprechend, und ich begreife vollkommen, daß dieselbe in der Schweiz so viele Anhänger findet. Bei uns scheinen ihr vorerst nur die Metzger selbst anzugehören, da sie bei ihrem beständigen Hinaufschrauben der Preise den Genuß des Fleisches bald nur noch den Millionären möglich machen, und so die gewöhnlichen Sterblichen systematisch an die Pflanzenkost gewöhnen werden. Der wackere Missionär schöpfte aus meinen Antworten die feste Überzeugung mich nach und nach bekehren zu können, und versprach in einigen Tagen wieder zu kommen und mir weitere Belehrung zu ertheilen, was ich gern acceptirte, da ich wußte, daß ich bis dahin nicht mehr anwesend sein werde.

Denn wie alles Schöne auf dieser Erde ein Ende nimmt, so nahte auch die Zeit, wo ich von der trefflichen Pflege der Frau Meyer zur Linde scheiden mußte, wenn ich noch etwas vom Berner Oberland sehen und insbesondere Interlaken und seine Hotels genießen wollte, von deren Herr-

lichkeiten mir jedermann erzählt hatte. So bestieg ich denn nach bitterem Trennungsschmerze das täglich viermal vorüberkommende „Pöstli“. Ich kann bei diesem Anlasse nicht umhin, so sehr ich mich bestrebe unsere speziell bayerischen Institutionen als die bestmöglichen zu empfinden, doch zu gestehen, daß der Schweizer Postwagen sich nicht zu seinem Nachtheile von unserem Postomnibus unterscheidet. Die Zeiten sind, wie ich glaube, allerdings vorbei, wo zum Exempel im Partenkirchener Wagen der Regen gemütlich durch die Löcher der Decke den Insassen auf die Köpfe strömte, und einem darob grollenden Passagier die freundliche posthalterliche Ermahnung zu theil wurde: „Spannens halt's Paradachl auf“. Allein immer noch sind unsere mit zwei müden Kleppern bespannten Stoßkarren, in denen man quersitzend sich wechselseitig die Kniescheiben bearbeitet, nicht zu vergleichen mit den eleganten von vier trefflichen Pferden gezogenen Schweizer Postwagen, die vorn- und rückwärts ein Koupee haben, in welchen man den freiesten Überblick über die Gegend genießt und deren Preise nebenbei äußerst mäßig sind. In einem solchen Rückkoupee empfindet man noch die ganze Poesie des Reisens von ehedem, welche, nach dem Zeugnis aller Dichter und sonstiger zartgestimmten Seelen, durch die Eisenbahnen aus der Welt vertrieben ward. In der Schweiz wird übrigens dieser Verlust — sofern man nur dritter Klasse fährt — weniger bemerkbar, weil in den Waggons stets alles voller Festfreude ist. So viel ich sah, befindet sich den Sommer über die eidgenössische Jugend beständig in Bewegung: die einen kommen von einem Schießen und tragen die Hüte voll von Trophäen, die anderen fahren zu einem Sängerfeste, bei wel-

chem, nach den mitgeschleppten Pokalen und Trinkhörnern zu schließen, die Musik Nebensache bleibt, die dritten dokumentiren sich durch ungebleichte Leinwandkostüme als Turner und werden an jeder Station mit wehenden Fahnen und Jubelgeschrei empfangen. Und wenn einmal ausnahmsweise keine dieser drei Kategorien auf dem Zuge wäre, so fährt jedenfalls irgend eine Schule mit, welche unter Leitung ihres Hrn. Lehrers eine Exkursion macht und beständig Lieder singt, deren Strophen von „schönem Vaterland" und „biederem Schweizervolke" wimmeln. Einen eigentümlichen Eindruck machten mir hiebei die Vergnügungstouren der verschiedenen höheren Töchterschulen, bei denen häufig bereits ziemlich entwickelte Backfische väterlich von einem ganz jungen Manne spazieren geführt werden. Indessen wenn es den Eltern recht ist, mir kann es auch recht sein.

Interlaken, wo ich meine erste Haltstation machte, blieb weit hinter meinen Erwartungen zurück. Zwar was Komfort und Eleganz betrifft, würden auch die verwöhntesten Ansprüche keine Aussetzung zu machen haben; allein der schmale, dreieckige Zwickel, in dessen Hintergrund die Jungfrau sich täglich auf einige Zeit sehen läßt (denn den größten Theil des Tages bleibt sie „verschleiert"), bietet doch etwas sehr wenig „Aussicht", und selbst der Genuß dieses beengten Stückes Natur muß in Gesellschaft einer Schar affektirter, geputzter und geschniegelter Herren und Damen genossen werden, deren Bemerkungen in jeder der verschiedenen Sprachen, in denen man sie anhört, gleich einfältig lauten. Als nun vollends zwei Engländerinnen sogar auf der Promenade mit einem Führer und mit Gebirgsstöcken auftraten, und ich ihnen dreimal an einem Tage begegnet war, ging meine

Geduld zu Ende. Ich eilte weiter hinein in das eigentliche Berner Oberland; allein da kam ich vom Regen in die Traufe. Die Schamlosigkeit, mit welcher dort die Ausbeutung der Fremden betrieben wird, der unwürdige Bettel, die absolute Faulheit der Bewohner, die entwürdigenden Manöver, um dem Durchreisenden auf irgend eine Art Geld aus der Tasche zu locken, spotten jeder Schilderung. Es ist geradezu unfaßlich, wie die Herren Mutze, die doch sonst so stolz sind, über ein solches Treiben nicht erröten und ihr Volk jahraus jahrein so vor allen Nationen prostituiren mögen. Man sagte mir: vor einiger Zeit habe man in Bern sich aufgerafft und eine Kommission zur Prüfung der Mittel eingesetzt, diesen greulichen Zustand zu beseitigen; das Resultat der Gesammtweisheit der Kommission habe aber in der Aufforderung an die Fremden bestanden: „sie sollten nichts hergeben“. Ich habe einen halben Tag hindurch versucht, diesem Ratschlage nachzukommen, kann aber erklären, daß ich mein ganzes übriges Leben hindurch nicht so viele Schimpfworte zu hören bekam, als an dieser einen Tageshälfte. Da nun überdies, während ich in Grindelwald verweilte, am ersten Tage ein störriges Pferd einen Träger totschlug, am zweiten ein herabrollendes Felsstück einem Führer den Hirnschädel zerschmetterte und am dritten ein preußischer General in einen Abgrund stürzte, schien mir das Mißverhältnis zwischen Vergnügen und Unannehmlichkeit unter jenem Himmelsstriche denn doch zu bedeutend, und ich wollte schon in beschleunigtem Tempo über den Brünig zurückflüchten, als ich mich noch rechtzeitig der Ermahnungen verschiedener Gönner, die ich mir auf der Reise erworben, erinnerte: ja nicht den Gießbach zu versäumen. Ich stieg

deshalb in der betreffenden Dampfschiffstation aus, und was ich da zu sehen und zu genießen bekam, entschädigte mich allerdings reichlich für den Verdruß der vorhergegangenen Tage. Eigentlich sollte ich hier die Feder niederlegen und nur sagen: „Kommet und erfreuet euch selbst!“ Denn ich fürchte, auch mit dem besten Willen wird es mir nicht gelingen, diese Perle höherer Hotelwissenschaft und Gasthofskunst nach Verdienst zu schildern. Hätte ich nicht die Zeiten Vater Galimbertis im „Roten Roß“ zu Nürnberg noch miterlebt, und wüßte ich nicht zu Lorch am Rhein den herrlichen „Schwan“, diesen wackeren Hüter altrheinischer Küche und edeln unverfälschten Rebensaftes — ich würde sagen: „So etwas wie das Gießbachhotel war noch nicht da und ist außer ihm nicht mehr da.“

Wenn man vom „Bödeli“ her, jener Alluvialniederung, welche den Thuner vom Brienzer-See trennt und auf welcher Interlaken erbaut ist, in nordöstlicher Richtung nach dem Brünig zu fährt, stürzt, kurz bevor der See zu Ende geht, von der steilen Berghöhe des rechtsseitigen Ufers herab ein reichströmender Gebirgsbach, der sogenannte Gießbach. Etwa zwölfmal* auf vorspringenden Felszacken abprallend, bilden seine Gewässer ebensoviele stufenartige Kaskaden, die sich schäumend in natürlichen Becken sammeln, um immer von neuem in wilden Sprüngen ihren Weg über die schwarzen Steinmassen fortzusetzen, bis sie, in stäubende Atome aufgelöst, in dem tiefblauen See zur Ruhe gelangen. An diesem wunderbar herrlichen, von der Natur gebildeten Wasserfall befindet sich etwas unter der halben Höhe des

* So viele zählte ich, Bädeker und Berlepsch sprechen von sieben.

Bergabhanges das Hotel der Gebrüder Hauser, aus dem älteren von Buchen und Tannen beschatteten Pensionsgebäude und dem neuerrichteten eigentlichen Gasthause bestehend. Dieses letztere, in reinem und schönem Stile gebaut, steht mit der Hauptfront gerade dem Gießbach gegenüber, so daß die vorderen Zimmer sämmtlich den vollen Anblick desselben gewähren. Das Parterre ist den Speise- und Reunions-Sälen gewidmet und keine fürstliche Residenz übertrifft diese an Pracht der Dekoration und Einrichtung. Ein Erard-Flügel steht zur Verfügung pianofortekundiger Gäste, Klavier- und Gesang-Noten in reicher Auswahl liegen zu Handen, eine elegant eingebundene Bibliothek der Meisterwerke aller Hauptsprachen ist in den Wandschränken aufgestellt, und daß die bedeutenderen deutschen, französischen, englischen, russischen, italienischen, polnischen und spanischen Zeitungen aufliegen, versteht sich ohnehin. Der Gasthof hat sein eigenes Gaswerk zur Beleuchtung der Salons und Gänge; aber auch der ganze Weg den Berg hinab, bis zur Dampfschiffstation, wird täglich auf das brillanteste von den Hotelbesitzern auf eigene Kosten erleuchtet. Unsere Unternehmer, die immer sofort nach Staatshilfe und insbesondere nach Gemeindezuschuß rufen, könnten sich da ein Muster nehmen. Fast über jede der Kaskaden des Gießbaches ist eine schöne, eiserne Brücke geschlagen, auf welcher man das Naturschauspiel sicher und in der nächsten Nähe betrachten kann, und um auch dem prätentiösesten Geschmacke zu genügen, ist — und das mag ein hübsches Geld gekostet haben — bei der Kaskade ein Durchgang in den Felsen gesprengt, so daß man, gleichsam hinter einem Schleier von Wasser stehend, den Absturz mit seinen schimmernden, glitzernden, stäubenden

Massen von rückwärts betrachten kann — ein wahrhaft ergreifender Anblick. Dies alles und die ausgedehnten Anlagen gehören zu den allgemeinen „Betriebseinrichtungen", welche von jedem Gast ohne besondere Vergütung mitgenossen werden. Man denkt nun etwa: es müssen eben im übrigen die Rechnungen danach sein — aber keineswegs; Wohnung, komplettes Frühstück (mit Butter und Honig), feinst gekochtes Diner von etwa acht Gängen und ergiebiges Souper kosten im Pensionspreise (ohne Wein) sieben Franken, also etwas über drei Gulden; der Passant ist bei eintägigem Aufenthalte für fünf Gulden ganz famos logirt und verpflegt; ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte. Wäre ich Referent über das Gewerbewesen, ich würde von Oberaufsichtswegen jeden unserer Restaurants und Gastwirte einen Kurs bei den Herren Hauser durchmachen lassen, damit sie einen Begriff erhielten, wie man ein Hotel betreiben muß, um auch den verwöhntesten Anspruch zu befriedigen und doch dabei reich zu werden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem einen der Besitzer meine Verwunderung auszudrücken, wie er sich die Last eines solchen Geschäftes aufbürden möge, und nicht lieber das Kapital, das doch in all den Gebäuden, Einrichtungen und Anlagen stecken müsse, in Papier anlege und als Privatier von den Zinsen lebe. „Sehen Sie," lautete die Erwiderung, „das steckt so im Blute, mein Großvater war Hotelier, mein Vater war Hotelier und vier Brüder sind mit Leib und Seele Hoteliers; es ist uns das größte Vergnügen, etwas besonderes in dem Fache zu leisten." „Übrigens," fuhr mein liebenswürdiger Wirt lächelnd fort (der, obwohl er meinen Namen heute noch nicht weiß, und obwohl ich absichtlich, um die Probe

zu machen, ein nichts weniger als elegantes Reisekostüm trug, doch mich mit derselben Zuvorkommenheit behandelte, wie den zugleich mit mir anwesenden Lord L.), „übrigens wüßte ich auch kein Staatspapier, das annähernd soviel Rente abwürfe, als der Gießbach." „Nun, wieviel trägt Ihr Etablissement im Jahr," war meine Gegenfrage. „Ich sagte Gießbach," bemerkte Herr Hauser, „denn beachten Sie wohl: von allem, was wir den Gästen für Logement, Service, Eclairage und für Essen und Trinken verrechnen, nehmen wir nicht einen Centime für uns; das wird alles wieder in das Geschäft verwendet und muß nur gerade die Kosten des Etablissements decken; sonst könnten wir auch wohl nicht so wohlfeile Preise stellen. Unsere Rente ist lediglich der Gießbach: nämlich wir nehmen als Gewinn nur den einen Franken, den wir für die Beleuchtung des Gießbachs jedem Gast auf Rechnung stellen — dies ist aber freilich, da wir siebzigtausend bis achtzigtausend Fremde haben, jährlich eine ganz hübsche Summe." „Mein Herr," sagte ich darauf, „ich habe Ihnen vorher erklärt: ich ziehe den Hut vor Ihrem Talent in der Behandlung der Gäste, jetzt ziehe ich ihn zweimal."

Die Beleuchtung des Gießbachs, deren ich soeben erwähnte und für die ich bereitwillig drei Franken und mehr gezahlt hätte, ist von unbeschreiblicher Wirkung. Die gewaltig rauschenden Wassermassen, welche, in einzelne Wellenberge abgestuft, eine Höhe von mehr als tausend Fuß herabstürzen, von oben bis unten durchsichtig, abwechselnd in weißem, bläulichem und rötlichem Lichte strahlend, während rings umher finstere Nacht ist, die nur für Augenblicke durch eine flammende Rakete unterbrochen wird — der Eindruck

ist ein so überwältigender, entzückend und erschütternd zugleich, daß ich mich eines ähnlichen kaum entsinne. Ich verbrachte fast die ganze Nacht schlaflos, so war ich durch das herrliche Schauspiel erregt. Oder sollte der Wasserfall nicht allein hieran schuld gewesen sein? Zu den eigentümlichen Vorzügen des Gießbach-Hotels gehört nämlich auch die Art der Bedienung. Beim Eintritt empfängt den Reisenden der Besitzer selbst, erteilt ihm über die disponibeln Räume Aufschluß und nimmt seine Wünsche über Etage, Aussicht u. s. w. entgegen;* dann wählt er das passende Zimmer und bezeichnet es dem Oberkellner; dieser wird jedoch durch ein sehr schönes, sehr elegant gekleidetes und sehr fein gebildetes Fräulein dargestellt. Dieselbe notirt die Nummer** und telegraphirt sie in das betreffende Stockwerk, wo uns der Etagekellner in Empfang nimmt. Dieser ist aber wieder ein sehr hübsches, nett angezogenes, weib-

* Das ist keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß in einem Vormittage oft zweihundert Zimmer gewechselt werden, indem so viele Personen abgehen und ebensoviele ankommen. Und wie einfach ist das System! Herr Hauser und seine Oberkellnerin haben jeder einen kleinen Karton in der Hand, auf welchem alle Zimmernummern gedruckt sind, und der natürlich jeden Morgen gewechselt wird; das Zimmer, welches genommen ist, wird mit einem Bleistift durchstrichen und somit stets volle Übersichtlichkeit erhalten.

** Um den Namen wird nicht gefragt, und die Zudringlichkeit des Fremdenbuches besteht dort nicht. Allein sofort beim Eintritte wird für den Fremden ein Folium angelegt und darauf seine Rechnung begonnen; diese wird stets zugleich mit dem Eintrag im Buche fortgeführt, so daß man dieselbe, fünf Minuten nachdem man sie verlangt hat, auch schon in Händen hält. Aber freilich arbeiten im Bureau die Leute während der Saison jede Nacht bis zwei und drei Uhr.

liches Wesen, welches dem Gast voll Artigkeit, jedoch vollkommen reservirt, entgegenkommt und von vornherein durch seine anständige Haltung dem anderwärts gegen Kellnerinnen hergebrachten primitiven Benehmen ausweicht. Nun begeben wir uns zur Table d'hote, werden vom Besitzer, welcher diese stets selbst überwacht, an unseren Platz geleitet; allmählich füllen sich die Tische, es wird das Zeichen zum Beginn gegeben, und jetzt entfaltet sich ein Anblick, der auch einem älteren Herzen warm machen kann. Etwa zwanzig junge, frische, reizende Mädchen, sämmtlich in die allerliebste Tracht des Berner Oberlandes gekleidet, eines schöner als das andere, treten ein und bedienen den Tisch mit einer Ruhe, Schnelligkeit und Nettigkeit, die über alles Lob erhaben ist. Ich kann nicht leugnen, meine Suppe ist kalt geworden, ehe ich vor Schauen zum Essen kam. Hier will ich enden, um nicht durch zu große Begeisterung bei meinen Leserinnen anzustoßen.

XI.

Vom Vierwaldstätter-See, 1875.

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen, siehst du liebe Emma, so muß der Vers gelesen werden, denn käme Geßler nicht durch diese, sondern durch eine andere hohle Gasse, so würde ja Tellens ganzes Attentat nischt werden.“ „Gewiß, lieber Arthur, du hast Recht, ich glaube auch, der Nachdruck muß auf „diese“ liegen.“ So ungefähr lautete das Gespräch, welches, im Nebenzimmer geführt, mich in Luzern erweckte, wo ich im Schweizerhof übernachtet hatte. Daß ich ganz trefflich behaust und verpflegt war, bedarf

kaum der Erwähnung; denn nachdem der Versuch, Luzern als Musterbeispiel der syllabistischen Regierungsweise aufzustellen und von da aus den eidgenössischen Liberalismus aus den Angeln zu heben, nicht recht verfangen wollte, bestrebt sich Alt und Jung, wenigstens den Ort als Hotelstadt par excellence auszubilden, und besonders alles auszustudiren und zu praktiziren, was Fremde englischer und amerikanischer Nationalität anzulocken vermag. Darum ist auch dortselbst das Geschlecht der Beefsteaks unendlich reichlich vertreten; die lebendigen mit zwei Beinen laufen wunderbar gekleidet und mit allerlei unmöglichen Kopfbedeckungen versehen in den Straßen herum, und die gebratenen übertreffen alle ihre Rivalen an Größe, Dicke und Vollsaftigkeit. Wer etliches Geld zu verzehren hat und hinreichend Verstand besitzt, um alle Sorten lieblicher Genüsse gehörig zu würdigen, kann gar nichts vernünftigeres thun, als sich in Luzern zu etabliren, er wird in jeder Hinsicht sich befriedigt finden. Mir für meine Person, der ich leider nicht zu diesen gut organisirten Naturen gehöre, war ein Tag genügend erschienen, um neuerdings die Stadt (ich habe sie schon vor dreißig Jahren in ihrer sonderbündlichen Blüte für längere Zeit besucht) und ihre Schönheiten zu genießen; ich hatte den berühmten Löwen, das Zeughaus und die Fresken in der alten Holzbrücke, würdige Pendants der Wandbilder im Münchener Nationalmuseum, genugsam bewundert, hatte in Gemeinschaft mit dreihundert anderen Hungrigen unter ohrenzerreißendem Tellergerassel und umschwirrt von dreißig sausenden Kellnerfräcken eine allerdings vorzügliche Table d'hote genossen und sehnte mich weiter hinein in den klassischen See, in welchem Schillers unsterbliches Meisterwerk

spielt, uud welcher in bescheidenem Deutsch Vierwaldstätter See, im pompösen Romanisch aber: „lac des quatre nations“* genannt zu werden pflegt. Die stattliche Anzahl prachtvoller Salondampfer, welche am Quai angelegt hatten, gab mir die tröstliche Versicherung, daß ich die Fahrt mit etwas mehr Bequemlichkeit würde machen können, als den Touristen auf dem Starnberger See geboten wird, wo ein auch in der Politik vielleistender Verwaltungsrat** jeden Morgen kontrolirt, ob nicht noch ein Passagier auf das kleine Dampfschiff gepfropft werden kann, um das größere ja nicht heizen zu müssen und etliche Kreuzer an Kohlenverbrauch zu ersparen.

Ein wunderbar schönes Panorama öffnet sich dem von Luzern in den See Hinausfahrenden wenige Minuten nachdem er das Ufer verlassen. Im Hintergrunde die Stadt malerisch hingebreitet mit ihren Thürmen, Thürmchen, Mauerzacken und den reizenden Villen, welche den Seerand umsäumen; links der anmutige Rigi mit seinen grünen Matten, rechts der sagenreiche Pilatus, vor uns der gewaltige Bürgenstock und daneben das mächtige Stanser Horn. Über die Sachseler Berge taucht schneeumhüllt die Jungfrau empor, der Eiger, der Mönch, die Wetterhörner und die Schreckhörner. Als wir abfuhren, war der Himmel bedeckt, die Fernsicht daher beschränkt, aber der Anblick deshalb nicht minder erhaben. Die helldunkle Beleuchtung färbte die Berghänge mit wunderbaren Tinten, in raschen Schattirungen wechselnd wie oben die Wolken vorübereilten; immer düsterer

* Offiziell jedoch nur „lac de quatre cantons“.

** Zu jener Zeit war der hier gemeinte Herr Deputirter für München.

wurde das Kolorit; auf der schwarz gewordenen Wasserfläche schäumten geisterhaft die weißen Wellenkämme empor, die ganze Uferwand war in finstere Schatten gehüllt, nur der Bürgenstock mit seinen kühn aufstrebenden Massen strahlte, von einem durchbrechenden Sonnenstrahl getroffen, in hellem Licht. Ich lehnte in Gedanken versunken an der Brüstung, mir war, als schaute ich in schweres Menschenschicksal, umschattet von herbem Mißgeschick, bedrängt durch drohendes Unglück, nur ein leuchtender Punkt, die unverlöschbare Hoffnung auf ein besseres Jenseits — „Durch diese hohle Gasse muß er kommen, ich glaube doch, liebe Emma, der Vers muß so gelesen werden; denn wenn nun nicht der Geßler, sondern ein anderer käme, so könnte ja Tell ihn nicht erschießen.“ „Gewiß, lieber Arthur, du hast Recht; ich glaube auch, der Nachdruck muß auf dem „er“ liegen.“ Rasch drehte ich mich um, das also waren meine Luzerner Zimmernachbarn; ein junger Mann mit Brille und glatt an den Gesichtsrand hinausrasirtem Backenbärtchen, der sich auch ohne Visitenkarte sofort als königlich preußischer Real-Gymnasial- oder anderweitiger Lehrer darstellte und welcher eifrig in ein Exemplar des Schiller'schen Schauspiels (Cotta'sche Ausgabe mit den Noten) hineinschaute, und eine ganz nette, kleine Frau, die voll Bewunderung ihren vermutlich erst kurz angetrauten Ehegemahl anschaute. „Oder meinen Sie es sollte heißen: Durch diese hohle Gasse muß er kommen?“ wandte sich der Schillerbeflissene an mich, „denn allerdings, wenn Geßler nicht durch die Gasse geritten käme, sondern neben derselben vorüber, so wäre offenbar Tellens Absicht vereitelt.“ „Ich glaube wirklich, lieber Arthur, du hast Recht, der Nachdruck muß auf das „durch“ gelegt werden,“ schaltete

das Frauchen ein, während ich mich nicht enthalten konnte zu sagen: „Schauen Sie doch lieber in die Natur hinaus, als immer in Ihr Buch," was mir aber nur einen verachtungsvollen Blick beider Ehegatten eintrug.

Inzwischen hatte sich der Nebel immer mehr herabgesenkt, und bis wir an dem in stiller Seebucht verborgenen Hertenstein und dem freundlichen Wäggis vorüber nach der dritten Dampfschiffstation auf der Flüelen-Route, dem Dorfe Vitznau, gelangten, begann es leise zu regnen. Ich war deshalb sehr froh an dem Aussteigeplatz einen Omnibus bereit zu treffen, welcher mich nach der etwa zehn Minuten entfernt liegenden Pension Pfyffer führte — eine Adresse, die mir meine wackere Frau Meyer aus Teufen auf den Weg mitgegeben hatte. Auch hier ist kein männliches Geschäftsoberhaupt vorhanden, wie ich dies in der Schweiz auffallend oft wahrzunehmen Gelegenheit hatte; ich weiß nicht, sind die Wirte daselbst besonders kurzlebig oder heiraten sie erst in allzu späten Lebensjahren junge Frauen — ich fand die meisten kleineren Etablissements in den Händen von Witwen. Soweit meine Erfahrung reicht, schlägt dies nicht zum Nachteil der Fremden aus, jedenfalls nicht, wenn die Sache so perfekt geleitet wird, wie zum Exempel von Frau Pfyffer, die ungeachtet ihres mehr als fünfhundertjährigen Adels — ein Mitglied der Familie tagte schon mit auf dem Rütli und kommt bei Schiller als „Pfeiffer von Luzern" vor — von morgens bis abends thätig ist und ein mütterliches, aber sehr strammes Regiment über ihre dienstbaren Geister führt, sämmtlich (mit notwendiger Ausnahme des Kutschers) weiblichen Geschlechts. Die Pension liegt hart am See, am Fuße des Rigi, auf welchen weit hinauf hübsche

Anlagen führen; der Tisch ist reichlich und geschmackvoll, die Zimmer freundlich, die Betten gutliegerig und der Preis der Tagverpflegung so, daß ein Wirt des bayerischen Gebirges dafür kaum ein Beefsteak mit Kartoffeln verabfolgen würde. Kein Wunder also, daß sich daselbst eine zahlreiche Gesellschaft aus aller Herren Ländern zusammengefunden hatte; abgesehen von einem angeblich ungarischen Paar, das sein Zimmer niemals verließ und dessen Nationalität daher nicht genügend konstatirt werden konnte, saßen da friedlich beisammen: ein bayerischer General nebst chopinverehrendem, trefflich klavierspielendem Töchterlein und ein der Malkunst beflissenes Mitglied der Kreuzzeitungspartei aus der Mark mit gesangskundiger Gattin, ein kurländischer Edelmann ohne und ein Ingenieur aus Karlsruhe mit liebenswürdiger Familie, eine Schauspielerin aus St. Petersburg und ein Mitarbeiter des „Courrier d'Alsace" sammt einem kleinen Neffen, schweizerischer Nation, und, last but not least, Dr. Dernburg, Mitglied und Schriftführer des Reichstags, welcher als derzeitiger Chefredakteur des Berliner Organs des Nationalliberalismus zugleich eine publizistische Großmacht darstellt, neben meiner partikularistischen Wenigkeit. Auch zwei Angehörige von der Klasse der „unprotected females" hatten sich eingefunden, Fräulein Adele, eine Französin, und Fräulein Helene, eine Hanseatin, welche sich anfänglich schüchtern nur mit einander beschäftigten. In solchen Fällen pflege ich ein schwarzseidenes sogenanntes „Pfaffen"-Käpplein aufzusetzen und einen langen dunkelfarbigen Rock anzuziehen, was, verbunden mit schlicht herabgekämmten Haaren (soweit solche noch vorhanden sind), mir ein sehr ehrwürdiges Ansehen gibt. Hiedurch gelang es mir bald, bei den Fräulein

einiges Vertrauen zu erwecken, welches Freund Dernburg durch weise Sprüche und tugendsame Maximen immer mehr befestigte, so daß wir schon nach wenigen Tagen zur Verabredung einer gemeinsamen Partie gelangten, bei der wir zu mehrerer Sicherheit den kleinen Schweizer-Neffen als Gardedame mitnahmen.

Wie billig, galt der historischen Reihenfolge nach unser erster Ausflug dem Rütli, nur wäre er beinahe unser letzter überhaupt geworden, da uns der Himmel unaufgefordert eine allzu natürliche Vorstellung der Geßler'schen Wasserfahrt zu theil werden ließ. Jener weltberühmte Wiesfleck, auf welchem, laut mehreren Inschriften, „in der Nacht vom 7. auf den 8. November 1307 die schweizerische Freiheit ihren Anfang nahm", liegt nämlich auf dem rechten Ufer des Vierwaldstätter Sees (von Luzern aus gerechnet),* hart am Fuße des Seelisberg, der fast senkrecht in schroffen Felsenwänden emporsteigt, so daß man von Treib aus, woselbst man das Dampfschiff verläßt, nur in einem Kahn dahin gelangen kann. Wir fuhren denn auch bei ziemlich klarem Himmel wohlgemut in einem kleinen, nur von einem alten Manne geruderten Boot ab, waren glücklich am Mythenstein vorüber, und eben in der litterarhistorischen Debatte begriffen, ob Schiller in der Stelle: „Dem Mythenstein grad über, liegt eine Matte heimlich im Gehölz," die Lage oberhalb des Mythensteins oder, was ich für wahrscheinlicher halte,** die Lage gegenüber den beiden Mythen, diesen

* Walter Fürst (Akt I, Scene 4) rechnet von Altorf aus und sagt deshalb „links am See".

** Ich schließe dies aus Akt I, Scene 1, Vers 39, wo Schiller als Zeichen des herannahenden Sturmes „den Mythenstein seine Haube



prachtvollen Gebirgsriesen, bezeichnen wollte, „da verhängt es Gott, daß solch ein grausam mörderisch Ungewitter gählings hervorbrach aus des Gotthards Schlünden, daß unserm Ruderer das Herz entsank," und mehr oder minder auch uns Insassen. Die Wellen schlugen immer heftiger in den Nachen herein, und um das richtige Gleichgewicht im Naßwerden herzustellen, schüttete der Himmel Regenströme auf unsere regenschirmlosen Häupter herab; das Landen an diesen steilen Ufern war keine Möglichkeit, und Umkehren hätte auch nichts geholfen. Die Viertelstunde von der Inschrift, welche „die Urkantone dem Sänger Tells" gewidmet, bis zum Rütli kam uns wenigstens viermal so lang vor, und wir begrüßten das Land mit lebhafter Freude. Eben schüttelten wir uns die Hände, um uns über unsere Rettung zu beglückwünschen, und unsere Kleider, um sie zu trocknen, da tönt es rücklings in meine Ohren: „Durch diese hohle G a s s e muß er kommen; so wird doch wohl der Vers zu lesen sein, liebe Emma; denn siehst du, wenn Geßler nicht durch die Gasse, sondern über den Berg gekommen wäre, so würde es Tellen schlimm ergangen sein." „Gewiß, lieber Arthur, du hast Recht; ich glaube jetzt auch, der Nachdruck muß auf der „Gasse" liegen." Wahrhaftig, da stand mein Ehepaar, pudelnaß wie wir, aber er unbeirrt in seinen Schiller schauend und sie voll Bewunderung ihren Gemahl anschauend.

Das Rütli selbst macht keinen großen Eindruck; vielleicht wenn man in einsamer Nacht bei Mondenschein dorten steht, gelingt es, sich im Geiste fünf Jahrhunderte zurück-

---

anziehen" läßt, was wohl auf den Berg, nicht aber auf den nur etwa 25 Meter hohen Fels paßt.

zuversetzen und von historischen Schauern ergriffen zu werden; bei Tage macht der wohlgepflegte, von hübsch bekiesten Wegen durchzogene Platz mit seiner nebenstehenden Wirtschaft, wenig psychischen Effekt. Jedenfalls aber ist ein Mensch mit nassen Füßen überhaupt höherer Begeisterung unfähig, und wir konnten daher nichts besseres thun, als eiligst uns innen durch Wein und außen durch ein Herdfeuer möglichst zu erwärmen, und dann, sobald der Sturm nachgelassen, nach Hause zu eilen. Ein Mißerfolg schreckt keinen Deutschen ab; daher schritten wir andern Tages sofort zur zweiten Partie, nach Altdorf. Diesmal aber verblieben wir wohlweislich bis zum Schluß auf dem Dampfboote.

Was man Vierwaldstätter See nennt, ist eigentlich ein Konglomerat von sechs verschiedenen Seen, die an ihren Endpunkten zusammenstoßen. Der Luzerner See, von dem sich in nordöstlicher Richtung der Küßnachter, in südwestlicher der Alpnacher See abzweigen, erstreckt sich, und zwar nach Südosten hin, bis Vitznau, wo er durch zwei hereinragende Gebirgsvorsprünge (vom Volk unästhetisch „die Nasen" genannt) fast gänzlich abgeschlossen wird, so daß nur eine schmale Durchfahrt offen bleibt. Diese Enge soll die Gotthardbahn mittels einer Brücke überschreiten, wenigstens nach einem der vorhandenen Baupläne, was jedenfalls ein großartiger Gedanke ist. (Ist nicht geschehen). Hinter den Nasen zieht sich völlig nach Westen der Buochser See hin, während der nach Brunnen führende Theil, die südöstliche Richtung beibehält. Dieser ist die Wasserstrasse nach Altdorf, an seinem Ufer liegt rechts das anmutige Beckenried, links das vielbesuchte freundliche Gersau. Weniger freundlich muten den Vorüberfahrenden die grauenhaften Abbildungen der drei ersten Eid-

genossen an, welche in Brunnen am sogenannten „Susthause“ beim Landungsplatz al fresco angebracht sind; besonders fabelhafte, in gestreiften Trikot gekleidete Beine, auf welchen er die vom Dichter (Akt II Sc. 2) so schön geschilderte Bergfahrt durch die Surennen sicherlich nicht vollbracht hätte, zeigt Arnold Melchthal oder Arnold von der Halden, wie angeschrieben steht und wie er wirklich geheißen haben soll, was übrigens Schiller nicht unbekannt gewesen sein kann, da er den Vater „Heinrich von der Halden“ nennt. „Sollten sich denn nicht einer oder einige patriotische Kunstliebhaber finden, die auf ihre Kosten diese Horreurs durch anständige Bilder ersetzten?“ fragte mich in tiefster Entrüstung Fräulein Adele, und ich beeile mich, diese Frage dem geehrten Schweizer Publikum zur Kenntnis zu bringen.

Von Brunnen beginnt, nach Süden zu sich erstreckend, der „Urner See,“ unstreitig der sehenswerteste Theil des Ganzen; die Natur ist hier von einer so wilden Schönheit, wie sie außerdem etwa, nach meiner Erinnerung, nur noch die Ufer des Königssees bei Berchtesgaden zeigen; man möchte dreifache Augen besitzen, um all die Romantik des Anblicks zu genießen. Dieser Meinung waren indessen zwei blonde Misses auf unserem Salondampfer nicht; jede auf vier Stühlen sitzend schliefen sie ununterbrochen fort, so oft wir sie beobachteten, und ich hatte viele Mühe, Frl. Helene im psychischen Gleichgewicht zu erhalten, da sie den Kapitän ernstlich angehen wollte, solche Barbaren ans Ufer zu setzen. Man landet in Flüelen und fährt dann mit Wagen nach Altdorf, wo wir gewissenhaft die Stelle, wo der Hut aufgepflanzt war, den Ort, von dem aus Tell den Schuß wagte, und wo der Schütze nunmehr, schauerlich in Stein ausge-

hauen, aufgepflanzt ist, dann den Brunnen, welcher den Standpunkt seines Knaben bezeichnet, bewunderten. Einer der beiden letzteren muß aber, meines Dafürhaltens, im Laufe der Jahrhunderte sich verschoben haben, denn das müßten sonderbare Beine sein, länger selbst als diejenigen des Marquis Posa auf dem jüngsten Bilde Piloty's, die mit achtzig Schritten diese Entfernung durchmessen wollten, und das soll doch (vergl. Akt III Sc. 3 Vers 186) die Schußweite gewesen sein. Indessen kommt es ja bei Reliquien heiliger oder profaner Natur weniger auf die Richtigkeit als auf die Wirksamkeit an, und wenigstens unsere Damen waren in stille Rührung versunken. Menschen von geringer Pietät für historische Denkmäler, pflegen in Altdorf ziemliches Interesse an dem guten Wein im Gasthof zum „Goldenen Schlüssel" und an den zwei schönen Töchtern des Hauses zu nehmen, welche unter der Benennung „die beiden Schlüsselblumen" in der Touristenwelt viel gelobt werden. Vielleicht hätte auch ich mich in eine längere Prüfung dieser Spezialitäten vertieft, wenn nicht die weiblichen Mitglieder der Partie wiederholt zum Aufbruche nach Bürglen gedrängt hätten — eine Tour, die ich jedem romantisch angelegten Schillerfreunde hiemit feierlich widerrate. Das Wohnhaus Tells zu einem Wirtshaus umgestaltet, an dem Schächenbache, in welchem der Befreier der Schweiz nach einer rührenden Sage in hohem Alter bei der Rettung eines Kindes den Tod gefunden haben soll, eine Sägmühle, die in voller Thätigkeit ist, um den berühmten Bannwald zu Brettern zu verarbeiten,* eine größere Ernüchterung für

* Ich befragte mich: ob denn die Vernichtung dieser „Landwehr

ein in klassischen Erinnerungen schwelgendes Gemüt läßt sich gar nicht denken, und wir standen etwas verstimmt auf der Veranda der „Tellwirtschaft“, von welcher nach den Reisehandbüchern „ein herrlicher Blick“ sein sollte. Da höre ich vom Seitentische her: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen; liebe Emma, mir scheint wirklich, man soll den Vers so lesen, denn daß der Geßler kommen muß, daß ihn die Ananke, wie die Griechen es nannten, dazu treibt, das will doch Tell wohl hervorheben.“ „Aber um aller Heiligen willen“, brach ich los, „sind Sie jetzt noch nicht im reinen?“ „Erlauben Sie, mein Herr“, äußerte sehr empört die kleine Frau, „mein Mann ist immer im reinen.“ Ein losbrechendes Gelächter unserer beiden Reisegefährtinnen zwang mich zum schleunigen Rückzug, der jedoch nicht so schnell bewerkstelligt werden konnte, daß ich nicht noch die Worte vernommen hätte: „Es könnte aber doch sein, liebe Emma, daß man lesen soll: durch diese hohle Gasse muß er kommen, denn zuletzt macht doch nur der Umstand das Attentat möglich, daß die Gasse hohl ist.“ „Gewiß, lieber Mann, du hast ganz Recht, ich glaube jetzt auch der Nachdruck muß auf der hohlen Gasse liegen.“

Völlig aufgeheitert kehrten wir auf das Dampfschiff zurück, besuchten auf dem Heimwege die nunmehr an der historischen Reihenfolge stehende Tellsplatte am Fuße des Axen und die zum Andenken an Tells glücklichen Sprung errichtete Kapelle, die sich aber in einem sehr verwahrlosten

gegen die Schlaglawinen“ gestattet sei, worauf mir erwidert wurde: „Keineswegs, es ist streng verboten, dort Bäume zu fällen, aber es geschieht eben doch“. Ganz wie bei uns in betreff der „Schutzwaldungen“.

Zustande befindet. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als im allgemeinen der Tellkultus in der Schweiz sehr lebhaft betrieben wird; am Vierwaldstätter See werden sogar jährlich einigemal volkstümliche Darstellungen der ganzen Sage vorgeführt, und was die Jugend betrifft, so ist es eine wahre Freude zu hören, mit welcher Liebe Schillers Drama von derselben studirt wird. Unser kleiner Schweizer zum Beispiel kannte das Stück vollständig auswendig, und zwar wörtlich, und er ließ kein unrichtiges Citat passiren. Als ich einmal gelegentlich den Vers verwenden wollte: „Dort der Hollunderbusch verbirgt mich ihm," wurde ich sofort mit den Worten korrigirt: „es heißt aber Hollunderstrauch". Seitdem wir uns nämlich so eifrig mit dem Aufsuchen der Tellreliquien beschäftigten, regnete es förmlich in der Pension von Schiller'schen Anspielungen. Den Apfel aber schoß hiebei unser redegewandtes Reichstagsmitglied ab, als er eines Tages beim Erklingen der Glocke, mit welcher Lisette, die flinke Aufwärterin, das Zeichen zur table d'hôte zu geben pflegte, das prachtvolle Citat losließ: „Die braune Lisel kenn' ich am Geläut" — ein Ausspruch der alsbald in der Pension zum geflügelten Wort erhoben wurde und den Nachruhm des Erfinders bis auf die spätesten Zeiten bringen wird.

Nun war nur noch Küßnacht mit seiner Erinnerung an die Schlußkatastrophe zur Besichtigung übrig, und der erste schöne Morgen wurde zum Besuch benützt. Hiebei schloß sich uns ein seit wenigen Tagen in der Pension eingetroffener Gast an, über dessen Beruf und Reisezwecke verschiedene Kombinationen angestellt worden waren. Er zeichnete viel, suchte überall nach alten Bauernkitteln, Armbrüsten,

Spießen, Bundschuhen und dergleichen, verriet bedeutende literarische Belesenheit, war stets auffallend frisirt und sprach mit einem gewissen Pathos. Fräulein Adele hielt ihn für einen Dichter, Fräulein Helene für einen Maler, ich für den Chef eines Bekleidungsinstituts, Freund Dernburg für einen Schauspieler. Der gütige Leser wird später erfahren, daß er von diesem allen etwas war, nämlich ein Theaterdirektor, und zwar bei einem Institut, das in Deutschland große Triumphe feiert.

Um von Vitznau nach Küßnacht zu gelangen, fährt man am zweckmäßigsten mit dem Dampfboote bis nach Wäggis, steigt von da über die Ausläufer des Rigi, und geht dann einen sehr hübschen Weg am See entlang nach dem oben genannten Orte, von wo man nach etwa einer halben Stunde auf der Arther Straße an der „hohlen Gasse" anlangt. Der Ort, wo der Tyrann dem Pfeil erlag, ist natürlich wieder mit einer Kapelle bezeichnet; die hohle Gasse selbst aber hat man geistreicherweise, „damit sie bequemer betrachtet werden kann", so sehr abgegraben und planirt, daß von einem Hohlweg, sozusagen, nichts mehr übrig geblieben ist. Welche Äußerungen der Entrüstung über diesen Mangel an Pietät unsere Fräulein den Lüften übergaben, verschweigt des Erzählers Höflichkeit gegen die Regierung von Luzern und die Gemeindeverwaltung, die es angeht. Nur die vortreffliche Bewirtung im Gasthaus beruhigte die aufgeregten Gemüter einigermaßen, wir erhoben die Gläser, um auf die Schweiz, auf Wilhelm Tell, auf Schiller, sogar auf Geßler anzustoßen. „Durch diese hohle Gasse muß er k o m m e n; siehst du, liebe Emma, ich glaube wirklich, so muß der Vers gelesen werden, denn das Kommen ist ja doch

die Hauptsache; was wollte Tell machen, wenn nun Geßler gar nicht käme.“ „Du hast ganz Recht, lieber Arthur, ich glaube auch, der Nachdruck muß auf dem „Kommen“ liegen.“ Richtig, da saßen sie wieder, das unvermeidliche Ehepaar, er in seinen Schiller schauend und sie voll Bewunderung ihren Ehemann anschauend. Doch jetzt nahte die Vergeltung. „Mein Herr“, erhob sich unser neuer Reisegefährte, „Sie sind vollständig auf dem Holzweg, wenn Sie da von Nachdruck und dergleichen sprechen. Das ist ein überwundener Standpunkt. Natur muß auf der Bühne herrschen, realistisch müssen die Sachen gegriffen werden. Denken Sie sich nur in die Situation: Tell weiß, daß Geßler zu Pferd nach Küßnacht reist, er selbst ist zu Fuß, er will ihm aber zuvorkommen, also muß er eilen, er läuft, was er kann, um ihm über Loverz den Weg abzuschneiden — was ist die Folge? Er trifft erschöpft, atemlos, in Schweiß gebadet ein, äußerst aufgeregt, racheschnaubend ist er ohnehin — demnach, was fordert die Naturwahrheit? Der Acteur stürzt heftig atmend mit großen Schritten vom Hintergrund bis an die Lampen vor und schreit cito und ohne abzusetzen: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen“ (heftiger Schnaufer), noch rascher, citissime: „es führt kein andrer Weg nach Küßnacht hin“ (noch heftigerer Schnaufer) — sehen Sie, das ist Wahrheit, das packt. Überhaupt, was sind alle die Personen im Schiller'schen Drama? Tell war ein gewöhnlicher Bauer, Arnold Melchthal war ein Bauer, Stauffacher war ein Bauer und seine Frau eine Bäuerin; ich lasse den Melchthal als Naturburschen geben, den berühmten Dialog zwischen Stauffacher und Gertrud nicht deklamiren, wie man ehedem that, nein, ich lasse ihn ein einfach als Disput zwischen einem Bauern

und seinem Weib vortragen, bei dem sie sich schließlich bei den Worten: „wer solch ein Herz an seinen Busen drückt“ allenfalls mit einem herzhaften Schmatz versöhnen. Sehen Sie, ich reise deshalb, um eine Mustervorstellung vorzubereiten, ich kopire alle alten Requisiten, deren ich habhaft werde, um möglichst naturgetreu zu sein. Aber ich werde noch einen Schritt weiter gehen, ich werde die Leute sprechen lassen, wie sie wirklich in der Natur gesprochen haben, im Schweizer Dialekt. Was sagen Sie dazu?“ „Verehrtester Herr Direktor“, erwidette ich, „vergessen Sie dann ja nicht, bei der Rütli-Scene nicht wie früher einen Halbkreis zu stellen, so daß das Publikum sieht und hört, was auf der Bühne vorgeht, sondern schließen Sie den Kreis; Sie glauben gar nicht, was diese braunen, blauen, roten, gelben und grünen Buckel, die dem Zuschauer zugedreht werden, für einen realistischen Effekt machen. Wir Münchner wissen das aus Erfahrung zu bestätigen.“* Damit empfahl ich mich, und will mich auch meinem geneigten Leser empfohlen haben.

XII.

München, Mitte Dezember 1875.

Zu schweigen sei in gewissen Verhältnissen und zu manchen Zeiten ebenso zweckmäßig als mitunter sogar notwendig, ward uns nach alter Sitte von Jugend auf ein-

* Der vielbelobte Possart, der als Regisseur die „Realistik“ auf der Münchner Hofbühne einführte, hat nämlich seinerzeit die Rütliverschwörer in einen vollen Kreis gestellt, so daß faktisch die Zuschauer nur den Rücken der Sprechenden sahen.

geprägt, und je mehr ich im Leben vorgeschritten, um so mehr muß ich dem griechischen Weltweisen Epiktet zustimmen, welcher sagt: „Es hat niemanden gereut, geschwiegen zu haben, gesprochen zu haben aber oft.“ Und dennoch drängt es mich heute, vielleicht zur Unzeit und wahrscheinlich ohne Nutzen, über einen Gegenstand zu reden, an welchen schon vielfach Worte und Druckerschwärze verwendet worden sind und voraussichtlich noch mehr in der Zukunft werden verwendet werden, nämlich über die dem Reichstag eben vorliegende Strafgesetznovelle. Nur kann ich sofort „als mildernden Umstand“ beifügen, daß ich eigentlich nicht über die Novelle selbst, sondern vielmehr über einige Sätze der Rede mich verbreiten möchte, mit welcher der Fürst-Reichskanzler die Gesetzesvorlage verteidigt hat.

Mag es sein, daß ich schon von Natur aus so reaktionär angelegt bin, oder wirkt der vormalige Staatsanwalt noch so mächtig in meinem Innern nach — ich kann nicht verhehlen, daß ich eine ganz besondere Sympathie für die Organe der öffentlichen Sicherheit, für Konstabler, Schutzmänner, Gendarmen und selbst für die Nachtwächter besitze. Schon in der fröhlichen Studentenzeit legte ich diese Zuneigung an den Tag, ich konnte abends beim Nachhausegehen keinem der damals noch grünbefrackten Wächter des Gesetzes begegnen ohne ein harmloses Gespräch mit ihm anzuknüpfen, zum Beispiel: „Ob er Donna Elvirens Kammermädchen nicht gesehen habe,“ oder ob er „mir nicht wenigstens sagen könne, wo der Verräter wohnt.“ Diese Zuneigung ward auch nicht selten erwidert, indem mir die also Angesprochenen häufig ihre Begleitung bis zu einem gewissen dunkeln Gebäude in der Weinstraße (Polizeidirektion) anboten,

und mir sogar mitunter dort freies Nachtquartier verschafften. Später pflegten die Kammerjungfern meiner Kousinen und sonstigen Verwandten mit Vorliebe ihren Bräutigam aus der Klasse der Gendarmeriebrigadiers zu wählen, und mein Tagebuch verzeichnet eine unendliche Reihe von Gängen zu verschiedenen „Personalreferenten", welche ich zum Behufe der Unterbringung von Mitgliedern des genannten Korps als Kondukteure, Gerichtsdiener und in ähnlichen Stellen zu machen hatte. Kurz, ich bin ein stiller Verehrer der verschiedenen „Wächter des Gesetzes", und deshalb hat mich die Merkuriale ganz ungemein befriedigt, welche der große Kanzler dem deutschen Publikum, dem gebildeten wie dem ungebildeten, über sein unverständiges Verhalten gegen die Sicherheitsmannschaft bei Ausübung ihres Berufes ertheilt hat, und welche er durch den Hinweis auf die so wesentlich sich abhebende Stellung der Konstabler in England noch verschärfte. Man muß vom Fach und der Sache praktisch (z. B. als funktionirender Kriminalbeamter) näher getreten sein, und ein richtiges Urteil gewonnen haben, wie schwer der Dienst, wie gering die Vergütung und wie aussichtslos die Karriere eines Schutzmannes oder Gendarmen ist, um vollständig zu begreifen, wie durchaus nötig es erscheint, diesen Bediensteten einen moralischen Halt dadurch zu verschaffen, daß ihnen beim Vollzug ihrer schweren Aufgabe die Sympathie und die Achtung der besseren Klasse der Bevölkerung begegnet, welche in England das Institut der Konstabler begleiten, und die bei uns leider noch immer mangeln.

Daß, wie in der Rede des Fürsten betont wird, ein genügender Schutz gegen thätliche Angriffe, eine gesetzliche

Garantie für die persönliche Sicherheit dem ausübenden Beamten vor allem zur Seite stehen muß, läßt sich gar nicht anstreiten, und allerdings ist es eine schon oft beklagte Thatsache, daß in der deutschen Urteilfindung immer noch eine gewisse Neigung zum Freisprechen oder doch möglichst gelinder Bestrafung obwaltet, und eigentlich immer der Beklagte und nicht der Kläger, der Angeschuldigte und nicht der Beschädigte sich der richterlichen Rücksichtsnahme zu erfreuen hat. Man hat vermutet, es sei dies eine übel angebrachte Anwendung des römischrechtlichen Satzes: „in dubio pro reo.“ Allein die Sache hat wohl einen tieferen Grund. Hier ist er: in meinem Eifer als jugendlicher Staatsanwalt hatte ich einstmals einen Spitzbuben hart angelassen. Der Mann erhob sich und sagte: „Ja Herr Staatsanwalt, wenn wir Spitzbuben nicht wären, so wären ja auch Sie und der hohe Gerichtshof nicht da. Also seien Sie froh um uns.“ Da also der Richter nicht ohne Grund seine Existenzbedingung, den Spitzbuben, ganz unwillkürlich mit einer gewissen liebevollen Milde behandelt, so mag es ganz angezeigt erscheinen, das Strafminimum gegen den Reat der Widersetzlichkeit einigermaßen zu erhöhen. Aber man darf ja nicht der Meinung sein, daß damit dem Übel erheblich abgeholfen werde. Mich wundert, daß keiner der im Reichstage sitzenden bayerischen Juristen, von denen doch so mancher zu den Leuchten bajuwarischer Rechtskunde zu zählen ist, auf die Erfahrungen der früheren Gesetzgebung im Heimatlande hinzuweisen sich veranlaßt sah. Nach dem Strafrechte von 1813 war die Widersetzung mit drakonischer Strenge beahndet; die geringste Thätlichkeit gegen einen Gendarmen bildete ein Verbrechen und wurde mit Arbeitshausstrafe nicht unter zwei Jahren

belegt (Art. 316); schon der Ungehorsam unter gefährlicher Drohung hatte ein Strafminimum von sechs Monaten gegen sich (Art. 411) -- ein Minimum, bei welchem man jetzt (§ 213 des Reichsstrafgesetzbuches) unter Umständen zwei Gendarmen totschlagen kann. Und haben diese strengen Strafen etwas genützt? Wer damals in der Praxis thätig war, wird das Gegentheil bestätigen; die Botmäßigkeit des Publikums war entschieden noch geringer als heutzutage, das Bestreben, den Organen der Polizei bei der Ausübung ihres Amtes beizustehen noch viel weniger vorhanden als jetzt, Widersetzungen waren an der Tagesordnung. Gerade wegen der Höhe der zu verhängenden Strafe wurden in der richterlichen Anwendung des Gesetzes alle möglichen Versuche gemacht, den Beschuldigten herauszureißen. War der thatsächliche Beweis absolut nicht zu bemängeln, so wurde Unzurechnungsfähigkeit, geminderte Zurechnung, und Gott weiß was alles, dem Angeschuldigten zugebilligt; ging es aber durchaus nicht, so wurde schließlich auf dem „Gnadenweg" geholfen. Die Erfahrung spricht also dafür, daß durch hohe Strafen gegen den Reat der Widersetzung die Neigung zur Widersetzlichkeit nicht wesentlich verringert wird, und mir kommt die Strafgesetznovelle, indem sie durch Erhöhung des Strafminimums die Sympathie des Publikums für die Schutzmänner wecken will, beinahe so vor wie jener Lehrer in den „Fliegenden Blättern", welcher seinem Buben eine tüchtige Tracht Prügel applizirt und dabei ausruft: „Ich will doch sehen, ob ich dem Burschen keine Liebe zu mir einflößen kann."

Die Widersetzlichkeit gegen die Sicherheitsorgane ist — nach meiner unmaßgeblichen Ansicht — nur das Symptom

einer tiefliegenden „ethischen Epidemie“, und manches ließe sich — auch ohne gerade den Kulturkampf hereinzuziehen — hierüber sagen. Nur soll man mir nicht mit einer Klage über „das brutale Benehmen“ der Schutzmänner und Gendarmen gegen das Publikum daherkommen; dies ist auch so ein hergebrachtes Stichwort, das einer dem andern nachsagt, und über das ich mich jedesmal gründlich ärgere. Es gibt natürlich überall einzelne grobe und sich selbst überhebende Individuen und nicht jedermann ist es gegeben, den „Galanten Schwerenöter in der Westentasche“ stets auch vor den Augen zu haben, wie es Herr Generalpostdirektor Stephan laut seiner jüngsten Ausschreibung von den Postbeamten verlangt. Allein im allgemeinen ist es absolut unwahr, was man so häufig behaupten hört, daß die niedrigen Bediensteten in Deutschland, sei es im Polizei-, Justiz- oder Postdienst, im Vergleiche zu anderen Ländern sich durch Unhöflichkeit oder barsches Betragen zu ihrem Nachtheil auszeichnen. Man reise nur z. B. in der Schweiz, aber in der dritten Klasse, und sehe wie da die „Republikaner“ von den Kondukteuren behandelt werden; nicht einen halben Tag würden in Bayern solche Flegelhaftigkeiten geduldet, wie sie hier der Brauch sind. Von der wirklich musterhaften Geduld, mit welcher bei uns der am Trittbrett hängende Kondukteur wartet, bis der Reisende in allen Taschen gesucht hat, um endlich sein Billet zu finden, weiß man da nichts. Der Beamte schreit in den Wagen hinein: „Billeten herrichten!“ und diese Grobheiten, wenn dann beim Durchgehen nicht jeder bereit ist! Ich habe mit Empörung gesehen, daß ein solcher Schweizer Kondukteur einen armen alten Arbeiter, der eingeschlafen war und deshalb sein Billet nicht parat hatte, erst heftig

schüttelte, und dann mit der Faust in die Rippen stieß, und als ich meinen Unmut aussprach, wurde ich dadurch bestraft, daß der Sohn der freien Schweiz wenigstens zwanzigmal den Wagen ohne alle Veranlassung durchraste, mir jedesmal mein Billet abverlangte, und die Thüre mit aller Kraft hinter sich zuwarf, so daß alle Schläfer emporfuhren. Solche Vorgänge sind dort so alltäglich, daß man mir die Beschwerdeführung allerseits widerriet. Ebenso möchte ich dem Publikum nicht raten, von einem italienischen oder gar französischen Polizisten auch nur annähernd die Geduld zu verlangen, wie solche z. B. einem Münchener Gendarmen auf der Oktoberfestwiese zugemutet wird.

In dem Benehmen der Bediensteten selbst also, sowie darin, daß der Bürger gegen Ausschreitungen und Übergriffe derselben nicht genügend geschützt sei — was von verschiedenen demokratischen Blättern gegen die Ausführungen des Reichskanzlers in das Treffen gebracht wurde, was aber, soweit meine Erfahrungen reichen, nur hinsichtlich des militärgerichtlichen Verfahrens gegen Gendarmen mitunter der Fall ist — darin liegt der Sitz des Übels nicht. Nach meinen ziemlich reichhaltigen Beobachtungen sind es zumeist drei Gründe, welche verhindern, daß die Polizeiorgane jene Sympathien beim Publikum genießen, und jene Unterstützung in Ausübung ihrer Funktionen finden, die ihnen nötig wäre, und die sie im allgemeinen unzweifelhaft verdienen. Über den ersten dieser Gründe will ich aber schweigen, derselbe betrifft das alte Grundübel der deutschen Polizeigesetzgebung, ihre Einmischung in eine Menge von Dingen, welche das große Ganze blutwenig interessiren, und deren Kontrole nicht die Spitzbuben, sondern nur die anständigen Menschen genirt,

so daß nur diese letzteren die Objekte der polizeilichen Einschreitung sind, und dadurch die mit dem Vollzug betrauten unteren Organe den besseren Klassen der Bevölkerung „zuwider" werden müssen. Hierüber ist schon so viel gesagt worden, ich selbst habe schon Bogen verschrieben, vorerst wird da noch nichts zu machen sein, also basta.

Was aber die beiden anderen Gründe betrifft, so finden sich diese auf dem Wege der Induktion. Sehen wir zu, bei welchen Anlässen die meisten Exzesse vorkommen, bei welchen Gelegenheiten die Bediensteten der Polizei am meisten über den Mangel einer Unterstützung seitens des Publikums zu klagen haben; die Erfahrung lehrt, daß dies bei Aufrechthaltung der Ordnung an öffentlichen Festen u. s. w. und dann bei der Einschreitung gegen eine gewisse Klasse des weiblichen Geschlechtes der Fall ist. Und hier liegt nun eines der Krebsübel zu Tage, nämlich daß man überhaupt Schutzleute und Gendarmen im Gebiete der Sittlichkeitspolizei verwendet. Darin nehme man sich die englischen Einrichtungen zum Exempel; wenn man englische Konstabler-Achtung erzielen will, dann muß man vor allem die englische Sauberkeit in dieser Richtung einführen. Ich will nicht einmal verlangen, daß man unseren Schutzmännern und Gendarmen die englische Disziplin auflege, wonach jeder Konstabler die strengste Behandlung erleidet, der im Dienste mit einem Frauenzimmer auch nur konversirend betroffen wird; aber wenigstens soweit könnte man es doch auch in Deutschland bringen, daß die Patrouillengänge, wie dies derzeit nahezu regelmäßig geschieht, von den Gendarmen nicht in Begleitung eines „Schatzes" gemacht werden.

Und was die Sittlichkeitspolizei selbst betrifft, so mag

man meinethalben, wie zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, eigene Tugendwächter auf den Straßen herumschicken, deren alleinige Aufgabe es ist, zu überwachen, daß sich kein Mädchen vom Pfade der Tugend entfernt ohne hierzu die polizeiliche Erlaubnis zu besitzen; die eigentlichen für öffentliche Sicherheit und Ordnung aufgestellten Polizeiorgane aber sollten mit der Prostitution und ihren Priesterinnen absolut nichts zu thun haben. Nichts depravirt in den Augen der Menge so sehr als diese Beschäftigung, und der Verdacht der Parteilichkeit sammt der dadurch notwendig erzeugten Mißachtung, eben die Hauptursachen mangelnder Sympathie gegenüber den Polizeibediensteten, entspringt bei der niederen Volksklasse fast ausschließlich aus solchen „Frauenzimmergeschichten". Das ist eine der Ursachen, weshalb — wie der Reichskanzler in seiner Rede mit Recht beklagt — der Schutzmann noch immer so angesehen wird, als ob er die polizeiliche Willkür verkörpere und ganz ohne Feuer ist da der Rauch wirklich nicht. Aber noch weit natürlicher ist diese Anschauung in dem anderen der oben bezeichneten Fälle, bei Aufrechthaltung der Ordnung beim Zusammenströmen großer Menschenmassen. Sehen wir einfach, wie es da bei uns zugeht. Mit unendlicher Mühe, mit wiederholten Ermahnungen, unter Beihilfe einzelner vernünftigen Leute aus dem Publikum ist zum Beispiel ein Spalier gebildet; jetzt kommt ein junger Leutnant, drängt sich durch und spaziert ruhig in dem Raum herum, aus dem bisher jedermann herausbefohlen ward; der Gendarm salutirt und — schweigt. Ich frage, ob das in England möglich wäre? Das deutsche Publikum aber ist geduldig, der junge Mann ist in Uniform, man liebt und ehrt bei uns noch (gottlob) des „Kö-

nigs Rock", man nimmt an: der Offizier ist quasi im Dienst, man ist ruhig. Aber jetzt entdeckt der Leutnant in der Menge einen Freund, seine Kousine, seine Hausfrau nebst Tochter und führt sie in den abgeschlossenen Raum, und zu dem Leutnant gesellt sich ein Hauptmann mit ditto einigen Bekannten und dann ein Major mit Familie und so fort mit Grazie in infinitum. Ja, wie soll da der Schutzmann oder Gendarm angesichts einer Schar von Personen, die sich als exlex geriren, der Menge begreiflich machen, daß sie gehorchen solle? Noch auf der letzten Königsparade dahier erlebte ich es selbst, wie anfänglich das gesammte zuschauende Publikum Ordnung hielt, dann stellten sich Offiziere und von ihnen protegirte Zivilisten in den abgesperrten Raum, und nun war kein Halten mehr, die gröbsten Exzesse begannen, und anstatt wie zuvor von der Mehrzahl unterstützt zu werden, fanden die Gendarmen nur die Antwort: „Warum dürfen denn die da stehen?" Und ähnlich geht es überall zu, immer die demoralisirenden Protegirungen und Bevorzugungen.* Steht man an der Theaterkasse und wartet, so sieht man wie Protegirte durch eine andere Thür in das Kassalokal eingeführt werden und die Billete vorweg bekommen; ist man im Eisenbahnwartsaal eingeschlossen und muß sich gedulden, so sieht man die Protegirten auf dem Perron spazieren gehen; hat man in irgend einem Bureau etwas zu suchen und harrt resignirt auf die Abfertigung, so wird plötzlich ein Protegirter „hervorgewunken" und vor allen anderen erledigt. (Ich darf dies sagen, denn ich würde

* Im Volksmunde pflegt man diese Bevorzugten einfach die „G'wappelten" zu nennen, weil sie mit einem ganz besonderen Stempel versehen zu sein scheinen.

ja, wenn ich wollte, zu diesen Protegirten gehören.) Und da soll das große, das ungebildete Publikum das Gefühl „polizeilicher Willkür“ verlieren, während ihm tagtäglich und in allen Fällen, wo es mit den Ämtern in Berührung tritt, diese formelle Ungleichheit in der Behandlung zum Bewußtsein kommt!

Hier lege man vor allem die bessernde Hand an und dazu gehört, was Schutzmänner und Gendarmen betrifft, das caeterum censeo: Abschaffung nicht der militärischen Organisation, aber des militärischen Charakters der Polizeiorgane, Unterordnung aller Klassen der Bevölkerung unter dieselben und gleiche Behandlung im öffentlichen Verkehr, ohne Unterschied des Ranges und Standes. Der englische Konstabler setzt eben auch die englische Gleichheit vor dem Gesetz voraus.

XIII.*

München, Ende Januar 1876.

Vom rationellen Standpunkt aus ist es durch nichts gerechtfertigt, einen bestimmten Tag deshalb als Fest zu feiern, weil an demselben Datum hundert Jahre früher irgend etwas sich ereignet hat. Denn abgesehen davon, daß die Zahl 100 keine höhere innere Bedeutung besitzt als 129 oder 77, oder welch' andere immer, so mag es vielleicht einen gewissen Wert haben, wenn ein dauernder Zustand sich durch eine größere Periode hindurch aufrecht erhalten hat, und

* Diese Plauderei stammt aus der Zeit, in welcher der hundertjährige Geburtstag des berühmten Joseph von Görres gefeiert ward.



man kann sich etwa freuen, daß eine Sache bereits so und so lang besteht. Aber die Thatsache, daß schon hundert Jahre verflossen sind, seit jemand geboren wurde, enthält in sich kein Verdienst, und wenn der Jemand inzwischen gestorben ist, so sollte man es eher bedauern, als bejubeln, daß derselbe nicht fünfzig Jahre später auf die Welt kam, weil er ja dann möglicherweise noch am Leben wäre. Indessen gewisse Gefühle scheinen in der menschlichen Natur unaustilgbar begründet zu sein, und dazu gehört mit Eminenz das Gefühl für Insignien und für Reliquien. Derselbe Mann, der auf der Plattform gegen das Institut der Titel und Orden donnert, läßt sich mit Wonne als „freiwilliger Feuerwehr-Obersteiger“ photographiren, und trägt beim Sängerfest den ganzen Rock voll Schleifen und Medaillen. Und während der modern Gebildete es als Injurie ansehen würde, wollte man ihm zumuten den Armknochen des heiligen Paphnutius mit Inbrunst zu berühren oder das Sacktuch der seligen Maria von Alacoque andächtig an die Lippen zu drücken, steht er voll Rührung vor dem alten Schlafrock Friedrich v. Schillers und organisirt eine Nationalsubskription zum Ankaufe des Hauses, in welchem Goethe einmal einen Schnupfen sich zugezogen hat. Und nun gar erst die Privatreliquien, welche Sammlungen und Stöße von Erinnerungen häufen die meisten auf ihrem Lebensweg an! Davon können jene menschenfreundlichen Naturen, die man mit den Vertrauensposten der Testamentsexecution und Verlassenschaftsauseinandersetzung zu beehren pflegt, ein Lied singen. Da ich nun auch das Glück habe, zu diesen zu gehören, und deshalb aus Erfahrung weiß, mit wie wenig Pietät der Dritte diesen Krimskram anschaut, und wie viel

ungeduldige Stoßseufzer die Durchsicht solcher Residuen begleiten, so habe ich eine höllische Scheu davor, meinen zukünftigen Nachlaß in dieser Richtung allzu reich zu dotiren. Deshalb habe ich niemals Haarlocken, Ballschleifen, Kotillon-Boukette und sonstige getrocknete Blumen aufbewahrt (ausgenommen einen Myrtenzweig aus dem Brautkranz der Königin-Mutter, der ich bei ihrer Hochzeit Pagendienste leistete); ich zerreiße in der Regel jeden Brief, nachdem ich ihn beantwortet, und unter hundert beschriebenen Blättern wandern neunundneunzig in den Papierkorb. Und dennoch hat sich in dem halben Jahrhundert meines Daseins ein ganz artiger Stoß von vergilbtem Papier angehäuft, in dem, wie mir die unvertreibbare Eitelkeit zuraunt, mancher der Unsterblichkeit würdige Gedanke schlummert. In Mußestunden gehe ich zuweilen diesen Pack durch, und als ich dies jüngst ebenfalls gethan, fiel mir ein Aufsatz in die Hand, der nun gerade 30 Jahre alt ist. Ich hörte nämlich im Wintersemester 1846 die Vorlesungen über Geschichte bei Görres und voll des mächtigen Eindrucks, den dieser gewaltige Geist auf mich machte, schrieb ich unter dem Titel „Eine Vorlesung bei Görres" eine Skizze, welche für die „Allg. Ztg." bestimmt war, deren Abdruck aber an den damaligen Zensurverhältnissen scheiterte. Vielleicht bietet dieselbe, gerade weil sie aus so langvergangener Zeit stammt, einiges Interesse selbst noch nach den ausführlichen Schilderungen, welche jüngst in der genannten Zeitung über den großen Toten zu lesen waren. Ich gebe sie also unverändert, wie ich sie im Febr. 1846 niedergeschrieben:

„Es war eine späte Nachmittagsstunde, als ich das Universitätsgebäude betrat; finstere Schneewolken, die den

Himmel bedeckten, machten den grauen Wintertag noch trüber, und spärlich nur fiel durch die farbigen byzantinischen Fenster des Stiegenhauses das gebrochene Licht in die leeren Hallen, auf deren Quadersteinen einzelne Schritte dumpf verhallten. Hier sieht man nichts von dem frischen Leben einer fröhlich aufstrebenden Jugend, kein Hauch jenes freiheitlich überquellenden Studententums, das unsere deutschen Universitäten zu beleben pflegt, mittelalterlicher Geist weht uns an, und unwillkürlich blickt man um sich und erwartet plötzlich einen altertümlichen Scholaren im langen Talar hinter einer der Säulen hervortreten zu sehen. Den Hörsaal, der im Erdgeschoß liegt, hatte ich bald gefunden, und die Gesellschaft, welche ich da antraf, rief mich rasch in die Gegenwart zurück. Anfangs traute ich kaum meinen Augen; diese Leute wollten Geschichte hören? Und bei Görres, dem großen phantasiebegabten Görres! In meinem Leben hatte ich noch keine solche Auswahl nichtssagender Physiognomien, blöder Augen und dicker Köpfe beisammen gesehen; wenn dies die Blüte der angehenden katholischen Geistlichkeit bildet, dann mag eine schöne Zukunft über unser bayerisches Landvolk heraufziehen.* Aber mit dieser schwarzen Schar theilte sich eine ganz andere Klasse von Zuhörern in die hölzernen Bänke der Wissenschaft; da saßen ernste Männer, gereift im Leben, meist solche, denen einst die Führung eines Staates anvertraut gewesen, oder die noch jetzt im politischen Wellenschlag ein Ruder führen. Und nun verstand ich: für diese Hörer liest Görres, von den eigentlichen Studenten, die sein Kolleg besuchen, versteht ihn kaum einer.

---

* Man bittet, nicht zu vergessen, daß dies vor 30 Jahren war.

Jetzt trat er ein, das Haupt nicht mehr stolz erhoben mitrufend wie einstens in dem sturmbrausenden Wehen einer neuen Zeit, sondern nach vorn gesenkt, als wäre ihm der Nacken gebeugt von dem Übermaß des Erlebten; das Auge nicht mehr in flammender Begeisterung ausschauend nach dem aufsteigenden Frührot des Völkermorgens, sondern erloschen und nur in dunkler Glut eines mitternächtigen Nordlichts manchmal noch aufzuckend. So schritt er an mir vorüber, anzusehen als ein verwitterter Runenstein jener vergangenen Zeiten des deutschen Aufschwungs, der heute in einem katholischen Kirchhof eingemauert ist.

Langsam und halbleise begann er, aber sofort neu und überraschend, denn er zog gleichsam erst eine Scenerie zusammen wie zu einem Drama und versetzte so den Hörer mitten in die Vergangenheit hinein; indem er vom ersten Konrad sprach, flog er über Raum und Zeit hinweg und gab das damals Geschehene wie eine Gegenwart. Immer mehr schwoll seine Rede an, nicht bloß einen historischen Moment entwickelte er systematisch im Detail, mitten hinein griff er in die gesammte Geschichte, die Völker und ihre Geschicke ließ er in großen Zügen vorüberwallen vor dem Blicke des Geistes und das Vergangene rollte sich auf vor dem erstaunten Auge wie ein ungeheures Epos. Mit einer wunderbaren Pracht der Sprache, voll des reichsten Farbenschmelzes, in gewaltig gezeichneten Bildern zog die Völkerwanderung in klaren, durchsichtigen Umrissen vorüber, ein Stamm nach dem anderen trat auf, als spielte vor uns eine mächtige Tragödie ab.

So hatte ich freilich noch nie Geschichte gehört; es ist wohl kein streng wissenschaftlicher Vortrag, es ist eine Dich-

tung, die mit all dem Zauber der Romantik, aber wie mit einem ewigen Wehegefühl gemischt, dahinrauscht. Da findet sich nicht jenes freudige Betrachten des Vorübergegangenen, das da sich bewußt ist, es müsse das Alte vergehen, um ewig ein Neues aus sich gestalten zu lassen; es tönt vielmehr wie eine Totenklage um all das Schöne, was einst gewesen, es bricht überall der Schmerz hindurch, daß alles, was besteht, einem unabwendbaren Verhängnisse geweiht ist. Es mag unrichtig und falsch, es mag ein Verkennen der Geschichte sein, ich will dies nicht beurtheilen, doch es liegt ein tiefer Reiz darin, wie Görres es vorträgt, und des Hörers ganze Seele folgt ergriffen seinen Worten.

Jetzt aber sank seine Stimme immer tiefer, immer düsterer wurde die durchfurchte Stirne, man sah, ein bitterer Schmerz legte sich auf seine Gedanken. Er sprach, wie damals (als slavische Stämme mitten in dem deutschen Kronland Böhmen sich seßhaft machten) zum erstenmal das deutsche Volk seinen Mittelpunkt, sein uraltes „Asgard“, die Götterburg, verloren, und wie es seitdem ihn nie wieder errungen habe, sondern hin und her schwankte in dem Meere der Geschichte, dem unabwendbaren Untergang entgegen. Alle die Glut, die einst in früherer Zeit für Deutschland in des großen Mannes Worten geflammt hatte, brach auch jetzt wieder lodernd hervor, aber sie war verkehrt in eine Verzweiflung über das arme Vaterland, die keine Thränen, sondern Blut weint. — — — Da brach er plötzlich ab, als ob vom Schmerz überwältigt; es war dunkel im Saale geworden und still; die Federn eilten schon lange nicht mehr über die Kollegienhefte hin, denn nur die gespannteste Aufmerksamkeit konnte dem Adlerfluge seiner Gedankenreihe

folgen, und die meisten, die ihm zuhörten, hatten längst den Faden des sich rastlos überstürzenden Ideenganges verloren. Langsam verließ der greise Lehrer, das schneeweiße Haupt ganz auf die Brust gesunken, den Saal, und ich schaute ihm tieferschüttert nach; denn ich glaubte, das Rätsel seines Inneren in seinen Worten gelesen zu haben: der Görres von 1815 ist zum Görres von heute herabverzweifelt!"

Ich habe im Vorstehenden unverfälscht meine unmittelbaren Eindrücke und das aus der Anschauung geschöpfte Urteil gegeben; ob es richtig war, ob sich die Auffassung in jugendlicher Lebhaftigkeit geirrt habe, wage ich nicht zu entscheiden; aber das weiß ich, daß ich in meinem langen und begeisterten Studium des „Rheinischen Merkurs" für mein politisches Verständnis und für stilistische Bildung unendlich viel gelernt habe. Wie schwer es übrigens damals war, zu einem Werke wie das soeben genannte zu gelangen, davon macht sich die heutige Generation wohl kaum einen Begriff. Im Buchhandel war natürlich der „Merkur" nicht zu beziehen; in der Hof- und Staatsbibliothek, in welcher ganz bezeichnend zu jener Zeit die schöne große Treppe nicht benutzt werden durfte, „weil sie verdorben werden könnte",* erhielt ich die Resolution: solche Bücher paßten nicht für junge Leute. Braver alter Samiel,** hättest du mir nicht

---

* Ich klebte damals folgendes Distichon an das Thor der Bibliothek, worüber eine polizeiliche Untersuchung entstand:

Münchner Hofbibliothek.

Herrlich bist du geziert mit Säulen und Stufen von Marmor.
Aber leider es geht niemand die Stufen hinauf.

** Im alten München war es nämlich ein ständiger Witz des Auktionators, wenn in einer Versteigerung auf ein Buch absolut nie-

heimlich auf antiquarischem Weg ein ziemlich defektes Exemplar verschafft, ich hätte jedenfalls bis zum Todesjahre des Meisters warten müssen, um den Schatz zu heben. Denn erst nach den Märztagen von 1848, als das Zigarrenrauchen auf den Straßen gestattet wurde, öffnete sich auch das Stiegenhaus der Bibliothek und zugleich der Zugang zu der Rubrik „libri prohibiti", in welcher friedlich neben einander Casanovas Memoiren und das Leben Jesu von Strauß katalogisirt waren, und zu denen auch, wenigstens faktisch, der „Rheinische Merkur" gerechnet wurde.

Dennoch hätte die heutige Studentenschaft, welche sich in ihren liberalen Elementen von dem Säkularfeste der jüngsten Tage so vollständig fernhielt, von uns damaligen Kommilitonen etwas lernen dürfen. Als sich die Kunde von Görres' Tode verbreitete, traten die freisinnigeren Universitätsgenossen zu einer Beratung zusammen, wie man sich an der Begräbnisfeier zu beteiligen habe, ohne daß darin ein serviles Zugeständnis an die zu jener Zeit herrschende Richtung gefunden werden könne. Denn darin waren wir alle einig, daß der Verstorbene ein Mann gewesen, der sich seinerzeit um Deutschland hoch genug verdient gemacht habe, um alles Spätere darüber zu vergessen und ihn als einen der besten Söhne des Vaterlandes nach seinem Tode zu ehren. Das ist nun heutzutage anders geworden, und daß allmählich jede objektive Beurtheilung schwindet, daß über

---

mand ein Gebot legen wollte, solches mit dem Ausrufe: „Samiel hilf!" dem einzigen damals bestehenden eigentlichen Büchertrödler zu übergeben, der schließlich für sämmtliche unverkaufte Ware einige Kreuzer bezahlte und seinen Dultstand damit garnirte. Daher sein Name.



Wert oder Unwert eines Mannes nur noch der Umstand für entscheidend gehalten wird, ob er auf die Parteiparole schwört, darüber könnte mich, wenn ich der Kultusminister Falk sein würde, selbst der Empfang eines Fäßleins mit Austern aus Husum („Kölnische Zeitung" vom 27. Januar 1876) nicht trösten.

XIV.

München, Mitte April 1876.

Gute Freunde zu besitzen gewährt dem Menschen mancherlei Vortheile; unter anderm sorgen dieselben regelmäßig dafür, daß einem die Privatbibliothek nicht allzu ungemessen anwächst, indem sie von Zeit zu Zeit Bücher zu entlehnen pflegen und sodann verlieren. Auf diese Art sind denn auch, wie ich mich soeben durch vergebliches Suchen überzeugen mußte, die „Gedichte eines Lebendigen" aus meinem Besitze verschwunden, die ich mir seiner Zeit (bereits inmitte der vierziger Jahre) angeschafft habe, als ich sie bald nach ihrem Erscheinen durch Freund Lindwurm,* den unvergeßlichen, leider uns und der Wissenschaft so früh entrissenen, kennen lernte. Es war dies im schönen Heidelberg, wir trafen uns in Professor Pfeufers gastfreundlichem Hause und Lindwurm zeigte mir mit einigem Stolze sein von Georg Herwegh selbst erhaltenes Exemplar, das die geistvolle Dedikation trug: „Der nicht heilige Georg seinem lieben Lindwurm." Ich konnte dieses Büchlein späterhin wohl brauchen.

---

* Lindwurm, Direktor des Krankenhauses in München, starb 1874, noch nicht 50 Jahre alt.

Denn vor dem Jahre 1848 und bevor der Dichter bei der deutschen Jugend durch das tragikomische Ende seines Freischaren-Heldentums verdienter- oder — wie neuere Geschichtsforscher behaupten — unverdienter Weise in Verruf gefallen war, sang man ja allabendlich in den liberaleren Studentenkreisen mit überzeugungstreuestem Pathos „der Freiheit eine Gasse" und in exaltirteren Momenten wohl auch:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle müssen Schwerter werden!"

was übrigens bei uns Mitgliedern der Nov-Athenia nicht so bös gemeint war, wenn wir, mit schwarz-weiß-rotem Bande gegürtet, von der „Eule" und „Ghismonda", die in Freund Oskars „Amaranth" zu hohen Ehren gelangte,* mit erträglichem Bier und Punsch versehen wurden. Übrigens habe ich mir immer auf unsere damalige Farbenwahl, die — von wahrhaft politischem Seherblick getragen — statt des üblichen Schwarz-Rot-Gold die gegenwärtigen Reichsfarben adoptirte, viel zu gute gethan, obwohl das heutige Deutsche Reich erheblich anders sich ausgewachsen hat, als es zu jener Zeit in unseren Köpfen geträumt wurde. Nun also, um zur Sache zu kommen, da ich leider Herweghs Gedichte nicht mehr besitze, kann ich auch zu meinem Bedauern nur unvollständig die Verse citiren, welche sich auf den heute von mir zu behandelnden Gegenstand beziehen und die etwa so lauten: „sie dreht sich endlich doch herum

* Es waren dies die beiden Kellnerinnen in der von uns erwählten Kneipe in der Ottostraße, und da eine schwarze Haare hatte, so tauften wir sie nach der in Redwitzens „Amaranth" vorkommenden Italienerin: Ghismonda. Redwitz pflegte uns damals abends seine im Laufe des Tages entstandenen Verse vorzulesen.



trotz —" verschiedener Gegenstände, die ich nicht mehr recht in der Erinnerung habe. Ich will jedoch — zur Beruhigung sei es gesagt — nicht die verschiedenen in der jüngsten Periode vorgekommenen Drehungen im politischen Leben behandeln, denn ich betrete nicht gern dieses Gebiet; deshalb überlasse ich es anderen friedebedürftigen Publizisten darzuthun, daß sich der Kulturkampf bereits auf die bessere Seite gedreht habe. Ebenso stelle ich talentvollen Volksrednern anheim zu erörtern, daß nicht die Nationalliberalen sich dem Reichskanzler zugedreht, sondern dieser sich nach ihnen umgedreht habe; endlich mische ich mich nicht in die kitzliche Frage: ob sich die Artikel 41 bis 47 der Reichsverfassung nicht so drehen lassen, daß das Reichseisenbahnerwerbungsprojekt, ohne die bayerischen Reservatrechte zu geniren, dazwischen Platz findet. Das alles scheinen mir zur Zeit Nebendinge, mein Interesse ist vollständig von der Semmelfrage* mit Beschlag belegt; denn nach meiner Meinung ist gelegentlich dieser Semmelfrage jene wichtige Umdrehung der Wissenschaft und Praxis in Nationalökonomie und Sozialpolitik zu Tage getreten, welche die Gegenwart entstehen sah und welche vielleicht für die Kulturgeschichte ebenso wichtig ist als die auf hiesiger Hofbühne grassirende Überarbeitung des Mozartischen „Don Juan" inklusive des Packträgers, welcher den Reisesack der Donna Elvira über die Bühne schleppt und so äußerst passend nach den Worten Don Juans: „ich höre Frauenzimmerschritte" hereingetrampelt kommt. Ich bin übrigens der Wahrheit schuldig, zu be-

* Es war damals eine gewisse Aufregung darüber entstanden, daß seitens einiger Bäcker der Preis des weißen Brotes (hierorts „Semmel" genannt) von drei auf fünf Pfennig erhöht werden wollte.

kennen, daß, wie sich schon aus der Verspätung meiner Betrachtung ergibt, mir das Verständnis über die tiefe Bedeutung der mehrerwähnten Semmelfrage erst infolge eines längeren Gesprächs mit einer ebenso liebenswürdigen als geistreichen Frau* aufgegangen ist, und (wie Sophokles in Hamerlings neuestem Griechenroman** sagt) „es ist wunderbar, welche Kraft weise Gedanken aus schönem Mund haben.“ Was ich demnach in folgendem vorbringe, sind eigentlich nur die Resultate einer Plauderei mit jener Dame, die mir mit etwas anderen Worten etwa folgendes sagte: Die einzelnen Menschen können sich, solange sie atmen, von den Einflüssen nicht losreißen, welche die Umgebung, in der sie zu leben haben, auf sie ausübt; aber auch die Geschichte der Staaten, die Entwicklung ihrer Geschicke, ihr Aufgang und ihr Niedergang, ihre Tugenden und ihre Fehler hängen — so sehr sich unser Stolz dagegen sträuben mag — allermeist von der Bodenschicht ab, aus welcher ihr Territorialgebiet besteht. Der modernen Statistik, welche so viel wichtiges entdeckt hat, z. B. das Gesetz, daß gleichviel Menschen innerhalb derselben Zeit unter allen Umständen gleichviel Beine und Arme brechen, oder daß unter einer bestimmten Anzahl von Personen in gewissen Zeiträumen stets dieselbe Menge von wütenden Hunden gebissen wird und ähnliches, wird, wenn ihr nicht nach dem Vorgange der bayerischen Rechten die Mittel allzu sehr beschnitten werden, gewiß zu Aufstellungen gelangen, aus welchen sich die psychischen und politischen Unterschiede der Lehmbodenvölker und der Kalk-

* Es war die leider viel zu früh heimgegangene Frau Ministerin v. Pfeufer, diese edle, schöne, von allen, die sie kannten, hochverehrte Frau.

** Aspasia I S. 116.



steinnationen mit einiger Sicherheit werden entwickeln lassen. Ähnliche Beziehungen finden sich nun auch auf dem geistigen Gebiete. Die Erfahrung zeigt, daß die Staatswissenschaft, das heißt die Lehre von dem, was gut und recht ist für die Ordnung und Regelung des Lebens der Völker, sich nicht völlig losreißen kann von den jeweilig herrschenden Anschauungen in anderen Gebieten des Wissens, und daß sie insbesondere Färbung und Stempel bekommt von der Hauptwissenschaft dieser Erde, von dem, was man für wahr hält über Entstehung und Bedeutung der Natur und ihre Beziehung zu einem außer ihr stehenden Höheren. Es gab nun eine Zeit, die gemütvolle Zopfzeit, da man sich ungeheuer behaglich fühlte im Schoße der „unverdorbenen Natur", wo man überschäumte von Bewunderung über dieselbe, wo alles am besten schien in dieser besten aller Welten. Überall in dem Kreise der Erscheinungen fand man die Spuren eines allgütigen und allweisen Schöpfers, überall erblickte man das Walten einer mit Wohlwollen berechnenden Vorsehung. Alles auf unserer „schönen Erde" hatte einen Zweck, und alles war deshalb unendlich nützlich. Wie nützlich waren z. B. die uns so lästigen Mücken, denn sie dienten den lieben Singvögeln zur Speise, und wie nützlich waren hinwiederum die lieben Singvögel, denn sie vertilgten die uns so lästigen Mücken. Da mein gelehrter Freund, der unermüdliche Forscher im Reiche der Philosophie und der päpstlichen Fehlbarkeitslehre, erst jüngst in der Allgemeinen Zeitung* so erschöpfend Prosaiker und Poeten jener Zeit die Revue passiren ließ, kann ich mich darauf beziehen.

* Joh. Huber, „über den Pessimismus".

Nur Campe's möchte ich noch Erwähnung thun, dessen Schriften besonders der Jugend diese Weltanschauung beizubringen bestrebt waren und in „Robinson Crusoes“ Inselleben jedem heranwachsenden Bürger die Überzeugung einflößten, daß, auf die Natur und ihre Gaben allein angewiesen und wenn die vielen Bedürfnisse des Kulturlebens nicht an ihn herantreten würden, der Mensch das reinste und behaglichste Glück genösse.

In einer so trefflich organisirten Welt hatte es nun die Staatskunst natürlich auch leicht. Wenn einmal angenommen wird, daß die allgemeine Nützlichkeit Zweck der Natur ist, so braucht man ja nur die Natur frei schalten und walten zu lassen, um das Nützlichste von selbst zu erreichen; für ein System der Teleologie und des Optimismus mußte notwendig das „laissez faire, laissez aller“ als der Inbegriff aller Staatsweisheit sich darstellen. Und von diesem Prinzip aus haben denn auch seit jener Zeit die modernen Institutionen sich gestaltet. Ungehinderte Bewegung in der Volkswirtschaft, freie Konkurrenz auf allen Gebieten, Beseitigung jeder Aufsicht des Staates auf die nationalökonomische Thätigkeit des Einzelnen, das ist der Grundtypus der gesammten neueren Gesetzgebung geworden und alles, was dem Fortschritt huldigte, arbeitete mit Wort und That, dieses Ziel zu erreichen und den patriarchalischen Bureaukratismus, der vordem über die Kulturvölker herrschte, zu beseitigen. Daß eine Regeneration des Polizeistaates notwendig war, daß insbesondere auf dem Gebiete des volkswirtschaftlichen Lebens die Allerweltsfürsorge der früheren Regierungsweisheit oft mehr Schaden brachte als Nutzen, wer möchte dies bestreiten; sicherlich niemand, der, wie ich,

eine Zeitlang im gewerbepolizeilichen Referat eines königlichen Landgerichts früherer Formation praktizirt hat. Wie viel geduldige Bogen Papier sind da beschrieben worden, weil der Geselle Andreas Pfuschmayer zum Verdrusse aller zünftigen Meister des Bezirks, ungeachtet aller Einschreitungen, immer wieder selbständig alte Bauernhosen wendete und sogar neue schneiderte! Und erst das weite Feld der „Gewerbebeeinträchtigungen".* Ob die Knopfmacher bloß hölzerne und beinerne oder auch übersponnene Knöpfe machen dürften, ob dem gewöhnlichen Bäcker auch Torten zu backen und hinwiederum dem Zuckerbäcker Gansleberpasteten zu verkaufen erlaubt sei, solche und ähnliche Fragen schienen damals ebenso wichtig als heutzutage die Überwachung der katholischen Pfarrer und Kapläne, und die Konstatirung der gewerblichen Realrechte mit ihren verschiedenen Befugnissen forderte vom Richter nicht geringeren juristischen Scharfsinn als jetzt die Kombination des neuen Reichsrechtes mit den Überresten der alten Landesgesetze. Ich erinnere mich aus jener Zeit eines Mannes, der in München zu keinem Pelzrocke gelangen konnte, weil der Schneider nicht das Pelzfutter und der Kürschner nicht den Tuchüberzug zu fertigen wagte, und ich selbst befand mich in einer derartigen Angelegenheit in einer fast ebenso unlösbaren Schwierigkeit als gegenwärtig — si parva licet componere magnis — der Ausschuß der Abgeordnetenkammer bezüglich des Wahlgesetzentwurfs. Damals hatte ich nämlich noch Verehrerinnen und eine derselben verehrte mir zu meinem Namensfest einen Laubfrosch, welcher dazu dienen sollte, für beabsichtigte Landpartien das Wetter zu

* Und die jetzigen Patentstreitigkeiten? „Der Zopf der hängt ihm hinten." Anmerkung des Setzers.

prophezeien; nebenbei gesagt, wäre diese Thiergattung von den vaterländischen Finanzkapazitäten vielleicht als Steuersurrogat in Betracht zu ziehen, falls die Hunde keinen genügenden Ertrag abwerfen werden. In Behandlung der Laubfrösche war ich nun zu jener Zeit ziemlich unerfahren und so setzte ich das betreffende Individuum einfach in ein Glas und erwartete seine Leistungen; aber das grüne Thier saß unbeweglich da, glotzte mich an, fraß Mücken, aber prophezeite in keiner Weise Wetter. Ein edler Freund und Sachverständiger machte mich endlich aufmerksam, daß der Laubfrosch zum Prophezeien sich einer Leiter oder Stiege bediene und riet mir, eine solche zu kaufen. Das sieht sich nun ganz leicht an und der verehrliche Leser denkt sich wohl: man geht eben aus und kauft eine solche. Das dachte ich auch, aber auf der Straße fiel mir ein, daß man, um zu kaufen, vor allem wissen müsse, wo man etwas kaufen kann, und das war eben die Frage. Zuvörderst verfiel ich natürlich auf den Salzstößler. Der Münchener „Salzstößler“, ein Verwandter des Nürnberger „Huckler“* und des Wiener „Greißler“, verkauft nämlich außer Menschenfleisch so ziemlich alle Waren, aber Froschleitern durfte er, wie ich zu meiner Betrübnis erfuhr, nach früherem Gewerberecht doch nicht führen. Nun ging ich zum Wagner, zu dessen Befugnissen die Leiterfabrikation gehörte; der Wagner bedeutete mich aber: daß die Froschleiter eigentlich mehr eine Stiege sei und die Stiegen dürfe nur der Zimmermann machen.

* Ich kann hier nicht unterlassen, als einer kulturhistorischen Merkwürdigkeit der Spezies des Huckler in Nürnberg, welche Pfenfer genannt wird, zu erwähnen; dieser hatte ehedem nur das Recht, Waren zu verkaufen, welche ihren Preis nach Pfennigen berechneten.

Ich begab mich also zum Zimmermann, aber dieser erklärte mir: er sei wohl berechtigt, Stiegen für Menschen zu machen, nicht aber für Thiere; so kleine Produkte gehörten doch eigentlich zur feineren Holzarbeit und diese fiele in den Ressort des Schreiners. Der Schreiner bedauerte jedoch gleichfalls, zu dieser Arbeit nicht berechtigt zu sein und schickte mich zum Drechsler, welcher aber ebensowenig wie die beiden noch übrigen Holzgewerbe, Rechenmacher und Schäffler, eine diesfällige Befugnis zu haben meinten und mich wieder an den Salzstößler verwiesen. Als ich bemerkte, daß ich da schon vergeblich nachgeforscht, riet man mir, mein Glück bei einem Obstler zu versuchen, der ja mit dem Salzstößler viel Ähnlichkeit habe. Der wackere Mann, den ich befragte, schüttelte aber bedenklich den Kopf; allerdings, sagte er, hätten die Obstler seit unvordenklichen Zeiten das Recht, neben dem Obst auch lederne Bälle, Zwetschgenmänner, Fleckelschuhe und Grillenhäuser zu verkaufen, aber sonstige Holzwaren — nein; seiner Meinung nach gehöre der Laubfrosch, da er eingesperrt werde und Mücken fresse, eigentlich zu den Singvögeln und vermutlich würden die Vogelhändler auch die hierher einschlägigen Utensilien haben. In stiller Resignation wandelte ich zu meinem alten Freunde, dem krummen Papageno am Petersplatze, und siehe da — wenn dieser auch selbst mit „solche Vögel, die wo keine Federn haben", wie er sich ausdrückte, nichts zu schaffen hatte, so erfuhr ich doch von ihm die Nachricht, daß nach damaligem Münchener Stadtrecht nur und allein die Schmalzbauern Froschleitern verkaufen dürften. Der Schmalzbauer in München ist in der Regel ein altes Weib und hat seinen Standplatz auf dem Viktualienmarkt, da wo die Stockfische, Waller und

sonstigen Wasserbewohner „ausgehauen“ werden, wie die Freitags-Annoncen lauten, weshalb sich dahier die Herren Stadtfischer von jeher zu den „Künstlern“ gerechnet haben.

Welcher Zusammenhang in gewerblicher Hinsicht zwischen dem Schmalz und den Laubfröschen besteht, ist mir niemals recht klar geworden; gewiß aber bleibt, daß ich bei den vorerwähnten Ausgelassenen-Butter-Grazien das so lange vergeblich gesuchte Prophetenwerkzeug gefunden und acquirirt habe. Später, als mich das Schicksal in die höhere Staatskunst verschlagen hatte und ich die Hintertreppe suchen half, auf der man zu der im Prager Frieden vorgesehenen föderativen Politik der Südstaaten gelangen könnte, habe ich manchmal lebhaft an meine damalige Froschleiter-Suche zurückdenken müssen.

Jene Zeiten nun, da sich der Staat mit liebender Sorgfalt um die Lebsucht jedes einzelnen Zunftgenossen bekümmerte und unter anderem auch ängstlich bedacht war, daß dem Brauer und Bäcker seine „Mannsnahrung“ bei der Tarifirung des Bieres und Brotes genügend gewahrt bleibe, sind, nachdem sie rings um unser engeres Vaterland längst verflossen waren, seit den letzten Jahrzehnten glücklich auch in Bayern dahingegangen und wir können uns nunmehr in dieser Hinsicht mit den fortgeschrittensten Völkern messen. Das Gewerbe ist frei, und jeder Pfuscher kann treiben, was er will; das Geschäft ist frei, und jedermann kann Bankrott machen, bevor er noch kaum seinen Laden eröffnet hat; die Gründung ist frei, und die Verwaltungsräte können die Aktionäre scheren, soweit Wolle vorhanden ist; die Konkurrenz ist frei, und alle Überwachung hat aufgehört; die Gesellen ziehen mittels Striken den Meistern die Haut ab, die Produzenten mittels Association den Kon-

sumenten, und so fort — kurz, das Haus des „laissez faire, laissez aller“ steht wohl gezimmert und gefügt, „doch ach — es wankt der Grund, auf dem sie bauten,“ wie Stauffacher in der jüngsten „Tell“-Aufführung vermutlich gesagt hat; vermutlich — denn verstehen kann man die Schauspieler der modernen realistischen Schule bekanntlich nicht mehr, da sie der Naturwahrheit halber dem Zuschauer in der Regel den Rücken zudrehen.

Es ist der große Darwin, welcher diesen Grund bis in seine tiefsten Tiefen erschüttert, die bisherige Wissenschaft der Natur umgedreht und an die Stelle der gemütberuhigenden Auffassung der Schöpfung, als einer Darlegung der liebenden Vorsehung, jene ernste Anschauung des Weltgetriebes gesetzt hat, die Goethe den melancholisch gewordenen Werther so ergreifend in seinem Briefe vom 18. August aussprechen läßt: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich in den Abgrund des ewig offenen Grabes — da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht Zerstörer bist, sein mußt — mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt — ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Es fällt in die Begriffe, daß sobald die Natur eine solche ist, ihr Walten auch im wirtschaftlichen Leben nicht auf allgemeines Wohlergehen und gemeinschaftliches Behagen gerichtet, sondern daß auch auf diesem Gebiete nur der Kampf ums Dasein das Naturgemäße sein kann. Wenn man also dem wirtschaftlichen Leben unbeschränkt freies Spiel läßt, so entsteht daraus durchaus nicht, so wenig wie auf den

übrigen Naturgebieten, für den Einzelnen das möglich Beste, sondern auch hier muß einer trachten den anderen zu unterdrücken, jeder wird seinen Nutzen suchen müssen auf Kosten seines Nächsten, und in dem großen Krieg aller gegen alle muß das Schwache, das Feine, das Zarte rücksichtslos der Vernichtung anheimfallen. Dieses natürliche Treiben ist aber keineswegs auch ein sittliches, und das eben ist die Aufgabe des Staates als Trägers und Vertreters einer höheren sittlichen Ordnung, diese den blinden Naturgewalten gegenüber zur Geltung zu bringen. Die Darwin'schen Sätze — und soweit sie vom struggle for life handeln, sind sie gewiß eminent wahr — auf das Staatsleben angewandt, vernichten notwendig den in der Gesetzgebung üblich gewordenen flachen Liberalismus, und führen über kurz oder lang zu einer konservativen Umkehr in Politik und Nationalökonomie. In dieser Richtung wissenschaftlich zu arbeiten, halte ich für eine der ersten Aufgaben der Gegenwart, denn nur auf diesem Wege wird es gelingen, dem wachsenden Sozialismus wirksam zu begegnen, der, mit seinem Begehren, daß es allen gleich gut ergehen soll, von vornherein mit dem von Darwin gelieferten Nachweis in Konflikt gerät, wonach die Erde nicht Raum hat für alles, was zum Leben drängt und ein Teil des Vorhandenen in Entbehrung verharren muß, wenn nicht alles zu Grunde gehen oder wenigstens verkümmern soll. Andrerseits aber zeigt sich gerade in dem Streben der sozialistischen Bewegung: der Produktion ihre absolute Freiheit zu nehmen und der Konkurrenz staatliche Schranken zu ziehen, eine dämmernde Ahnung der Wahrheit, wie denn diese unbewußt ;an verschiedenen Punkten sich Bahn zu brechen beginnt. Wenn noch vor fünfzehn Jahren jemand

den Satz aufgestellt hätte: der Staat baut und betreibt Eisenbahnen wohlfeiler als der Private, man hätte ihn von Wissenschaftswegen für unzurechnungsfähig erklärt, und heute vertritt kein Geringerer als — die „Nat.-Ztg.“ (Nr. 162) diese Thesis. Und wie hat sich die allgemeine Ansicht über die Tarifirung der Lebensmittel radikal geändert! Es gibt keine Hausfrau in unserer lieben Haupt- und Residenzstadt — dessen bin ich sicher —, die nicht anläßlich des Versuches der hiesigen Bäcker, die Kreuzersemmel auf fünf Pfennige zu erhöhen, die Wiedereinführung der Brottaxe mit Jubel begrüßt hätte, und ebenso bin ich überzeugt, daß dem Minister des Innern, der den Biertarif wiederherstellen würde, noch zu Lebzeiten ein Monument gesetzt würde. Avis au lecteur!

XV.

München, Ende Oktober 1876.

Ich habe stets die Beobachtung gemacht, daß Leute, welche aus süßen Träumen durch einen unsanften Rippenstoß aufgeweckt werden, keineswegs sich in eine rosige Laune versetzt fühlen, selbst wenn solches durch einen guten Freund und in guter Absicht geschieht. Deshalb hat es mich seinerzeit durchaus nicht gewundert, daß ein hohes und niederes deutsches Publikum höchst unangenehm durch den ersten Schreibebrief des Hrn. Professors Reuleaux berührt wurde, und auch das ist allgemein menschlich, daß sofort einer dem andern die Schuld an der widerwärtigen Thatsache zuschiebt, selbst aber jeder vollkommen unschuldig daran ist. In solchen Fällen pflegen nun aber regelmäßig auf den

unparteiischen Dritten, der sich in die Debatte mischt, beide Parteien loszuschlagen, und ich habe deshalb bisher meine schreiblustige Feder gebändigt, und würde am liebsten auch ferner geschwiegen haben. Allein meine „Reichsfreundlichkeit“ läßt dies nicht zu; ich kann es geradezu nicht über das Herz bringen tagtäglich noch immer und eigentlich fortwährend crescendo zum Nachtheile der kaum und mühsam errungenen Neugestaltung des Deutschen Reiches Redereien anhören und lesen zu müssen, die mich vollständig an König Jakobs toten Fisch erinnern. Jakob I von England warf nämlich bekanntlich einmal die wissenschaftliche Preisfrage auf: weshalb ein toter Fisch weniger wiege als ein lebendiger. Eine Menge der scharfsinnigsten Lösungen des Problems lief ein, es wurden Bücher geschrieben, Abhandlungen verfaßt, Streitschriften über die Gründe dieser Erscheinung gewechselt, bis der König die zweite Frage stellte: ob der tote Fisch wirklich leichter sei als der lebendige. Da zeigte es sich, daß niemand die Fische wirklich gewogen hatte, und es ergab sich zum Schlusse, daß der Fisch im lebenden und im toten Zustand ein ganz gleiches Gewicht habe, so daß alle Erklärungsversuche sich in Luft auflösten, weil das Objekt der wissenschaftlichen Begründungen überhaupt gar nicht vorhanden war. Ähnlich, nach meiner Ansicht, ergeht es denn auch zur Zeit der deutschen Industrie; alles bemüht sich, Erklärungen zu finden, wer an dem Rückgange derselben seit den politischen Erfolgen des Jahres 1870 die Schuld trage; die Fabrikanten — sagte einmal ein bedeutendes Blatt in einem sehr gut geschriebenen Leitartikel — klagen die Arbeiter, die Arbeiter und namentlich die sozialdemokratischen die Fabrikanten an, beide gemeinsam beklagen sich über das

Publikum, und dieses gibt die Klagen zurück. Die Agrarier sehen deutlich die Folgen der „neuen Gesetzgebung", die Klerikalen wollen die Folgen des Kulturkampfes verspüren, die Radikalen werfen die Schuld auf den deutschen Chauvinismus und auf den Militarismus, die Liberalen — und merkwürdigerweise stimmt diesmal die „Prov.-Korresp." (Nr. 33) mit den Liberalen überein — machen die Sozialdemokratie verantwortlich; es fehlt nicht an Stimmen, welche den Schwindel der Gründerzeit herbeiziehen, andrerseits beschuldigt man die Gehässigkeit und Bosheit, welche die jetzige wirtschaftliche Reaktion kennzeichnet, als den Schuldigen; ganz besonders weise Männer murmeln etwas von den unausbleiblich schädlichen Folgen des „Milliardensegens," und andere wissen wieder andere Gründe. Aber bisher hat noch keiner der Kritiker die Thatsache selbst auf ihre Wahrheit geprüft. Ich meine nicht die Thatsache, daß unser Gewerbe im Argen liegt, daß unsere Industrie konkurrenzunfähig ist, daß sie im Weltwettkampf auf einer tiefen Stufe steht, daß wir uns vor dem gesammten Auslande schämen müssen — diese Thatsache ist leider wahr, nur zu wahr; es hilft nichts, selbst mit Hilfe der Autorität eines Weigert sich Trost zu verschaffen, und ebenso hat man vollkommen Unrecht, durch Hinweis auf die dahier vor sich gegangene Kunstgewerbe-Ausstellung den Reuleaux'schen Vorwurf auf die zufällig geringere Qualität der Sendungen nach Philadelphia beschränken und ihm damit die Spitze abbiegen zu wollen. Ich weiß nun wohl, daß ich hier ein sehr diffiziles Gebiet betrete; denn abgesehen von der Christenpflicht, Verstorbenen nur gutes nachzureden, wäre es auch höchst gefährlich der allgemeinen Begeisterung über die glücklich

verflossene jüngste Leistung Münchens in den Weg zu treten; ich würde fürchten, meines Lebens nicht mehr sicher zu sein, oder mindestens den Wächtern der öffentlichen Sicherheit für die Momente zur Überwachung empfohlen zu werden, in denen sie gerade ausnahmsweise nicht in weiblicher Gesellschaft Patrouille gehen. Auch bin ich der erste, welcher die Großartigkeit des Gedankens, die Vortrefflichkeit der Ausführung und den durchschlagenden Erfolg der Ausstellung mit ganzem Herzen anerkennt und sich darüber freut; ich habe sogar schon mehrmals Anlaß genommen, zu bemerken, daß wir noch viel zu bescheiden sind und viel zu wenig der Außenwelt gegenüber die tadellose Durchführung des Unternehmens hervorheben, es sind da Details vorhanden, auf welche die Leiter der Sache und auch die Stadt als solche stolz sein dürfen. Die Thatsache z. B., daß auch nicht das mindeste entwendet wurde, daß der auf sechstausend Mark für Beschädigung der Gegenstände angesetzte Reservefonds die ganze Zeit hindurch nur mit fünfundzwanzig Mark in Anspruch genommen wurde, überhaupt die anständige Art, wie sich alles abwickelte, berechtigen einen alten Münchener wohl zu zu dem Ausspruche: „Man soll uns so etwas wo anders nachmachen.“ Allein man täusche sich doch nicht, das Gewerbe hat mit dem erzielten Erfolg herzlich wenig zu thun. Wenn man die Ausstellung sorgfältig durchmusterte, wenn man die Gegenstände nicht bloß anschaute, sondern effektiv prüfte — was freilich mit ziemlicher Weisheit verhütet wurde, weil man bei fünfzehn Mark Strafe nichts anrühren durfte — so zeigte sich im Münchener Glaspalast ganz dieselbe Erscheinung, wie sie Reuleaux in Philadelphia fand. Es mag unangenehm sein zu hören — und man wird es mir viel-

leicht sehr übel nehmen, daß ich es sage, aber es ist eben einfach die Wahrheit — auch im Münchener Glaspalast ist nur dasjenige, was in die Sphäre der „Kunst" reichte, schön und lobenswert gewesen, nur die Leistungen dieser Art waren es, welchen der große Erfolg zu danken ist — das vortreffliche Arrangement gehört ja auch schon zu den „Kunstleistungen". Allein sobald das eigentliche Gewerbe in Frage kam, und bei allem, was in diese Kategorie gehörte, da zeigte sich vollständig dieselbe Misère, unter welcher jeder von uns im alltäglichen Leben seufzt, und welcher Reuleaux nur beredte Worte geliehen hat. Es war dies mir nicht unerwartet, ich habe seiner Zeit im Jahr 1854 in der damaligen Ausstellung ein paar Stiefel gesehen, auf deren Sohlen mit künstlerischer Vollendung die Landschaft Tegernsee durch farbige Holzstifte aufgetragen war — aber um ein Schuhwerk zu bekommen, das wasserdicht ist oder einen eleganten Fuß macht, muß man nach England, Paris oder Wien gehen. Man fand auf der Ausstellung dahier imitirte gothische Schlösser, Renaissance-Thorbänder und ähnliches, die einem Künstler das Herz lachen machten, aber in unsern Häusern geht kein Schloß und schließt kein Fenster.* Wir haben Buchbinder, deren Ledereinbände mit denen des Mittelalters recht wohl rivalisiren können, aber keiner bindet unsere Bücher so, daß sie beim Aufschlagen liegen bleiben.** Und so fort mit Grazie in

* Und auf der Ausstellung selbst auch nicht; man konnte sich davon ganz leicht überzeugen, wenn man z. B. das künstlerisch reizende Fenster in Seidels alter Stube untersuchte, oder eines der Thürschlösser in den Musterzimmern einschnappen ließ.

** Auch davon konnte sich, wer die fünfzehn Mark Strafe

infinitum. Da hilft kein Bemänteln, kein Vertuschen, kein Entschuldigen, denn jeder von uns spürt es tagtäglich im Leben, unser Gewerbe im großen und kleinen ist heruntergekommen, der Handwerker arbeitet bei uns erbärmlich, die Industrie fabrizirt lediglich Ausschußware. Ich sage nicht: man kann es nicht besser, im Gegentheil, jede Ausstellung beweist, daß wir eben so viel und mehr können, als andere Nationen, aber item man thut es nicht; in dieser Richtung ist kein Vorwurf stark genug. Aber das ist unrichtig — und dagegen sollte jeder Gutdenkende mit aller Entschiedenheit ankämpfen, daß man diese traurige Erscheinung auf die neueste Zeit zurückführen will, und daß man sie, weil dieselbe erst jetzt zum allgemeinen Bewußtsein kommt, auch als etwas erst entstandenes erklärt und mit den Errungenschaften der jüngsten Geschichtsperiode in kausale Verbindung setzt. Dagegen muß und will ich Zeugnis ablegen, und ich kann dies mit gutem Gewissen; denn es sind jetzt fünfzehn Jahre [illegible] war die Zeit, wo man an die politischen Verände[illegible] wie sie seitdem eingetreten sind, noch gar nicht [illegible] Bismarck noch für jeden Forschrittbeflissenen ein [illegible]scher Gräuel war wie — nun wie z. B. der russ[illegible]che Botschafter Ignatieff für den Nachfolger der Chalifen, oder wie für den echten Sohn der Neuzeit ein schöner, hochgewachsener, schattiger Baum* — da hat man bereits den

riskiren mochte, nach Belieben z. B. bei den in der württembergischen Abteilung liegenden roten Musterbüchern überzeugen.

* Welchen Haß gewisse politische Parteien gegen hochstämmige Bäume hegen, konnte man aus dem jahrelang erbitterten Kampf gegen die „Eschen-Anlage“ am Münchener Dultplatz ersehen; jetzt sorgt man dafür, daß wenigstens im Sommer der Rasen verdursten muß.

Verfall der Gewerbethätigkeit in Deutschland konstatirt, da wurde nicht nur im engeren fachgenössischen Kreise bitter das Verhalten der deutschen Industrie beklagt, welche anstatt ihre Konkurrenzfähigkeit durch rationelleren Betrieb und Verbesserung der Waren zu erhalten, bestrebt war, dies durch Herabdrücken des Preises auf Kosten der Qualität zu erzielen, sondern es muß — ich glaube mich nicht zu irren — in einem Jahresbericht der mittelfränkischen Handelskammer aus jener Zeit das zum geflügelten Wort gewordene Urtheil über unsere Produktion, „billig aber schlecht,“ sich bereits gedruckt finden.*

Wenn hierüber Zeugen vernommen werden wollten, so könnte ich sehr erhebliche Autoritäten der Praxis vorschlagen; die damaligen HH. Marktvorsteher und Handelsappellassessoren von Nürnberg werden alle bestätigen, daß die Klage, welche Professor Reuleaux neuerdings vorgebracht hat, eine in Fachkreisen schon längst bestehende gewesen, und daß es daher irrig, falsch und verkehrt ist, das Deutsche Reich und unsere neugewonnene politische Stellung in der Weltgeschichte darob anzuschuldigen. Möge daher jeder wohlmeinende Freund des Reiches den mitunter nur im leeren Nachsprechen des eben Gehörten oder Gelesenen sich gründenden, mitunter aber in schlauer Berechnung geübten Klagen über die nachtheiligen Folgen des Krieges und seiner Errungenschaften auf Gewerbe und Industrie in Deutschland entgegentreten. Damit könnte ich schließen, denn es war

* Mein Tagebuch weist mir den Abend des Jahrs 1863 nach, an welchem im „Rothen Roß“ in Nürnberg Fabrikant Puscher in einer Besprechung über die Fürther Kurzwaren-Industrie diesen Ausdruck wörtlich gebrauchte.

mir als „Reichsfreund" nur darum zu thun, diese Mahnung ergehen zu lassen. Allein man hat mich, wenn ich dieselbe mündlich an den Mann brachte, regelmäßig gefragt: „Ja, was ist denn Schuld, wenn alles, was man bisher anklagt, nicht die Ursache unserer Mängel sein soll?" Vermutlich wird also der Leser dieselbe Frage stellen, und deshalb will ich noch einiges anfügen.

Volkswirtschaftliche Probleme haben mit naturwissenschaftlichen Aufgaben das überein, daß man ihnen auf philosophischem Wege sehr ungenügend beikommt, sondern denselben mittelst der Induktion auf den Leib rücken muß. Wenden wir einmal diese Methode auf unseren vorliegenden Fall an; untersuchen wir die einzelnen thatsächlichen Elemente und vergleichen dieselben mit dem, was wir bei unseren Nachbarn vorfinden. Es fällt in die Begriffe, daß, wenn dasjenige, was als die Ursache unserer gewerblichen Dekadenz erklärt wird, bei anderen Nationen, welche uns industriell überlegen sind, ebenso vorhanden ist, dieses Moment dann unmöglich die richtige Ursache sein könne, denn gleiche Ursachen bedingen gleiche Wirkung. Also ist von vornherein zum Beispiel klar, daß die Gewerbefreiheit, überhaupt die liberale Gesetzgebung der letzten Jahre, unmöglich den Verfall unseres Gewerbes verursacht haben kann, wie von einigen Seiten behauptet wird;* denn sonst müßte doch in Amerika, England und Frankreich, wo schon längst der gleiche Rechtszustand besteht, dieselbe Wirkung sich zeigen oder gezeigt haben. Das Gleiche gilt von der Sozialdemokratie und dem Gründertum; denn soweit auch Kommunismus und

* Und wie dies jüngst sogar einer der Hauptfortschrittsmänner unseres Magistrats auf dem Delegirtentag in Köln gethan.

Sozialismus in Frankreich, und so üppig auch die faulen Aktien-Unternehmungen in Amerika gediehen waren, Gewerbe und Industrie haben darunter nicht gelitten. Andrerseits aber beweist die induktive Untersuchung, daß auch der sogenannte Militarismus und ebenso die von Frankreich gezahlte Kriegsentschädigung nicht die Wurzel des beklagten Übels bilden; denn als noch diese beiden Ursachen fehlten, war die Wirkung schon da. Wir in Süddeutschland hatten vor 1866 nicht die allgemeine Wehrpflicht, wir hatten eine verschwindende Präsenz in der Armee, und doch schon ein eben so schlechtes Gewerbe wie heute, und wir hatten damals nicht nur keine Kriegsentschädigung bekommen, sondern sogar zwanzig Millionen Gulden bezahlt, ohne daß unsere Industrie sich dadurch aus ihrer Misère erhoben hätte. Setzen wir die Untersuchung weiter fort, so werden wir zu dem Resultat gelangen, daß unter den uns überlegenen Völkern, sowohl Europäer als Überseeische, Katholiken nicht nur sondern auch Protestanten, Romanen gleichmäßig wie Germanen vertreten sind, so daß also weder Rassen-Unterschied noch Religion, weder geographische noch klimatische Verhältnisse, weder Gesetzgebung noch soziale Umstände, als das bewirkende Motiv der vielbeklagten Erscheinung angenommen zu werden vermögen. Aber wenn dies der Fall, wenn wir in all diesen Richtungen Gemeinsamkeit mit allen oder doch mit einigen der Konkurrenten genießen und doch hinter ihnen zurückbleiben, was ist denn das, was uns allein eigentümlich ist, und was also als der Grund des industriellen Unterschieds angesehen werden muß? Allerdings findet sich ein Etwas, das uns — wie allgemein anerkannt — vor allen anderen Nationen auszeichnet, in dem wir nach gemeinsamer

Überzeugung unsern sämmtlichen Nachbarn weit überlegen sind, das unsern Stolz und unsere Freude ausmacht, auf das wir ja doch sonst alles zurückführen, selbst den Sieg bei Sadowa — unsere vielgepriesenen und vielbewunderten Schuleinrichtungen. Aber natürlich darin kann der Grund unserer gewerblichen Inferiorität nicht liegen; denn es ist sicherlich nur ein zufälliges Zusammentreffen und es besteht keineswegs ein innerer Zusammenhang, daß wir in allem, was praktische Arbeit heißt, anstatt voran, ständig zurückgekommen sind, seitdem unsere Generationen unter jenem wohlbelobten System aufgezogen werden. Wie sollte dies auch möglich sein; unsere Kinder werden ja so praktisch herangebildet, in den wenigen Stunden, in denen sie auf den Schulbänken sitzen — wöchentlich kaum deren fünfzig — werden sie ja nur zum raschen Denken und zur lebendigen Thätigkeit angehalten, sie lernen nur das wirklich Nützliche, das, was man im Leben braucht, aber freilich nicht für das gemeine, alltägliche, unwürdige Dasein, sondern für die ideale Welt, in der sich der Mensch, seiner Würde bewußt, bewegen soll. Und darum lassen wir uns ja nicht irre machen; es mag wahr sein, was mir Feinde der Aufklärung als eine tagtägliche Erfahrung vorgehalten haben, daß die Kinder unter sechs Jahren geschickter sind in Besorgung von Aufträgen, in kleinen Handreichungen, in der Kunst, sich selbst zu helfen, als die schulpflichtigen Jungen und Mädchen; es mag immerhin sich in Richtigkeit verhalten, was mir kürzlich eine Mutter klagte, daß die Kinder, solange sie in die Schule gehen, immer unselbständiger, träumerischer, gedankenloser und ungenauer werden und immer weniger im alltäglichen Leben zu brauchen sind — wie kann so etwas

in die Wagschale fallen gegen die Erfolge im positiven Wissen; und wie weit werden diese kleinen Mängel durch die Thatsache überdeckt, daß der jugendliche Weltbürger die Höhe sämmtlicher Bergspitzen von Südamerika in Pariser Fuß aufzusagen weiß und die Regierungsjahre aller Könige aus dem Geschlechte der Seleuciden auswendig kennt? Aristoteles war ein ziemlich gelehrter Mann und Cicero galt seinerzeit auch für einen gescheiden Kopf, aber das Examen in einer unserer höheren Töchterschulen würde keiner von beiden bestehen, und mit dem Wissen eines Schülers der Fortbildungsschule könnte er schon gar nicht konkurriren. Darum trösten wir uns, gehen wir nach wie vor in schlecht gemachten Stiefeln, behelfen wir uns wie bisher mit gewerblicher Pfuscharbeit, kaufen wir, wenn wir etwas Preiswürdiges wollen, dieses, wie gewohnt, bei fremden Industriellen — wir bleiben doch die gelehrteste Nation und unsere Schuleinrichtungen sind mustergültig.

XVI.

Montreux-Vernex, Mitte November 1876.

Zwar pflegt man in der Regel nicht im November in die Sommerfrische zu gehen; indes die Verhältnisse bestimmen den Menschen und seine Handlungen. Ich für meinen Theil sehe auch gar nicht ein, weshalb man München im Sommer verlassen soll; denn wenn man erwägt, daß, wer den Frauenthurm bestiegen hat, sich auf dem Niveau des Hohenpeissenbergs befindet, so wird man nicht leugnen können, daß die Haupt- und Residenzstadt Bayerns ein genügendes Gebirgsklima besitzt; es ist deshalb durchaus nicht notwendig

frische Bergluft anderswo zu suchen und dafür nachts in niederen Zimmern auf harter Liegerstatt sich von Mücken, Fliegen und Schnaken quälen zu lassen. Ein Münchener Sommermorgen im Englischen Garten oder in den Isar-Auen kann sich mit jeder Gebirgstour messen, was die erquickende Luft betrifft, und man hat dabei den Vorteil auf gebahnten Wegen zu wandeln und keine Kurtaxe bezahlen zu müssen. Anders wird es, wenn der siebenmonatliche Münchener Winter beginnt; da sehne ich wenigstens alljährlich mich nach milderem Klima, und wenn man nicht das Glück hat Bundesratsmitglied oder Minister zu sein, welche zu dieser Jahreszeit nach Berlin eilen um die wärmere Temperatur des Reichstags zu genießen, oder denen der heimische Landtag genügend heiß macht, so bleibt nichts übrig, als einen südlicheren Himmelsstrich aufzusuchen, um den spärlichen Sommer zu verlängern. So habe ich es auch dieses Jahr gemacht, und befinde mich demnach vollkommen in meinem Recht aus der „Sommerfrische“ zu plaudern.

Von Süddeutschland aus gelangt man eigentlich recht schnell in die Zone, in welcher den ärztlichen Systemen nach und gemäß den Angaben der Reisehandbücher ein ewiger Frühling herrschen soll; wer mit dem Abendzuge München verläßt, der erreicht des anderen Tages Vevey nur um wenige Stunden später als der Eilfuhr-Zug in Tutzing ankommt. Wenn er also in der Eisenbahn schlafen kann und seine Koupee-Nachbarn nicht, wie diesmal die meinigen, ihre Stiefel ausziehen und solche riesige Wollensocken auf den Banquetten etabliren, daß man notwendig vom Chimborasso, vom Montblanc und vom Jochberg träumen muß — dann kann er sich einbilden einfach an den Starnberger See zu

fahren und beim Aufwachen sieht er den wunderbaren blauen Genfer See vor seinen Augen. Würden noch dazu die Würmsee-Ufer von so prachtvoll konturirten Felsbergen umsäumt, wie diejenigen des Lacus Lemanus sind, so wäre die Täuschung vollständig. Denn wie von Starnberg bis Tutzing sich Villa an Villa reiht, und den Musterwirtshäusern des erstgenannten Ortes der Fischmeister von Possenhofen, des unternehmenden Brienner Bäckers neues Etablissement zu Oberpöcking und sonstige Prachtgasthöfe sich anschließen, so zieht sich von Ouchy unterhalb Lausanne bis Villeneuve am Einflusse der Rhone in den Genfer See eine fast ununterbrochene Linie von Landhäusern, Hotels und Pensionen das Ufer entlang; nur erfreuen sich diese letzteren nicht des speziellen Starnberger Reservatrechts, daß man außer den drei Wahrzeichen: Schlegel-, Brust- und Nierenbraten, nichts Genießbares bekommt, auch werden die Betten öfter als einmal in der Saison frisch überzogen, was im lieben Heimatlande mancher biedere Wirt für überflüssig erachtet.

Vernex-Montreux, wie die Poststation offiziell betitelt ist, repräsentirt in diesem Bild etwa jene Würmsee-Ansiedelung, welche man zu früheren Landgerichtszeiten bei fünf Gulden Strafe nicht mit ihrem rechten Namen (Protzenhausen) nennen durfte, und die seitdem Niederpöcking getauft wurde. Jener Häuserkomplex am Genfer See nun, der etwa zwei Poststunden lang ist, besteht eigentlich aus beiläufig zwanzig größeren und kleineren Ortschaften, die aber jetzt räumlich kaum mehr geschieden sind. Die Kolonie heißt am Anfang: Clarens und oberhalb Chailly; hierauf folgt Vernex und in der Höhe Chernex, dann am See: Territet und oben das eigentliche Montreux mit der Kirche, nun Les Planches,

Veytaux und Chillon. Nahezu einhundert Gebäude in dieser Reihe sind lediglich zur Unterbringung von Fremden bestimmt, und kündigen ihre gute Absicht schon durch den Namen an, der meist ein Bon oder Beau enthält, als z. B. Bon-séjour, Beau-rivage, Bon-port, Beau-site, Belle-Vue, Beau-regard u. s. w.; alle sind mit Geschmack und mehr oder minder großem Luxus möblirt und mit jedem Komfort der Welt versehen. Ich will als Beispiel nur hervorheben, daß allgemein in den Hotels und Pensionen Vorplätze, Gänge und Treppen Tag und Nacht in gleichmäßiger Temperatur (meist durch Wasserheizung) erhalten werden. Wer eigene Menage machen will, wozu aber bei der trefflichen und verhältnismäßig billigen Verpflegung ein Grund nicht angezeigt erscheint, kann auch nach Belieben möblirte Appartements und, wenn er will, ganze Villas mit vollständiger Einrichtung mieten. Am Eingang von Clarens ist sogar eine Art von „Landhäuser-Dorf“ entstanden, von dem ich, weil dasselbe noch in keinem der Reisehandbücher näher geschildert wird, einiges mitteilen will. Hart am See gelegen, aber von diesem durch einen mit Bäumen besetzten Fahrweg getrennt, befindet sich ein Square, gegen vierhundert Schritte lang und etwa halb so viel in der Tiefe. Mit einem Eisengitter umzäunt und von vier breiten Straßen durchzogen, bildet es einen geschlossenen Park von Kirschlorbeer, Akazien, Zedern, Magnolien, Euphonimus und den verschiedensten Tuyen-Arten. Dieses Viereck ist in zwanzig kleinere Gärtchen geteilt, von denen jedes für sich abgegrenzt ist, und in deren jedem eine Villa steht. Alle Baustile sind da vertreten, neben einem gotischen Miniaturmanoir steht ein maurischer Kiosk, daran grenzt ein italienischer Säulen-

bau und hart dabei zeigt sich ein Schweizerhaus; spitze Giebel und flache Dächer, Erkerfenster und offene Verandas, Thürme mit Wendelstiegen und breit ansteigende Freitreppen, alles ist zu finden. Auch die Farbe kann man sich wählen, man kann eine rote, eine blaue, eine braune, eine zitronengelbe oder eine violette Villa mieten, ganz nach Belieben; von allen zwanzig Häusern sieht keines aus wie das andere; ein Pariser Architekt hat dieses Kunststück zuwege gebracht, und ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so viel bauliche Horreurs gesehen, wie hier auf einem Flecke beisammen stehen. Das gilt aber nur von der Außenseite. Denn nicht nur ist die innere Eintheilung höchst praktisch und komfortabel, sondern Tapeten, Vorhänge und Möbel sind das Reizendste was man sich denken kann; dabei ist in jeder Villa eine vollständige Einrichtung neuesten Pariser Geschmacks vorhanden; Tisch- und Bettwäsche, Gläser, Vaisselle und Christophle, für je zwölf Personen berechnet, ist in den Schränken bereit; Uhren, Girandolen, Vasen und die nötigen Nippsachen stehen auf den Marmorkaminen und auf den Etageren; kurz man vermißt nichts, was das moderne Leben bedarf. Die erste Etage dieser Villen enthält die Salons, das Rauchzimmer und das Speisezimmer, dieses durch einen Aufzug mit der im Souterrain befindlichen Küche verbunden; das zweite Stockwerk füllen die Schlafzimmer aus, und in den Mansarden befinden sich die Räume für die Dienerschaft, überall Gas und laufendes Wasser. Die Jahresmiete beträgt je nach der Größe sechstausend bis achttausend Franken, so daß der Gesammtzins einem Kapital von drei Millionen entsprechen würde. Von einem Hügel hinter dieser Anlage schaut eine Art Ritterburg mit hohem Donjon auf dieses

Dörflein, wie ein zweites wohl kaum mehr irgendwo bestehen wird, hernieder, und der Eigentümer, Herr Dubochet, hat so, wenn er anwesend ist, seine Schöpfung beständig vor Augen. Ein schicksalvolles Leben liegt hinter diesem nun fünfundachtzigjährigen Junggesellen. Als völlig armer Knabe verließ er anfangs dieses Jahrhunderts sein hinter Montreux im Gebirge gelegenes Heimatsdorf, ging nach Paris, wurde zuerst Auslaufer in einem Warengeschäft, später Kaufmann, dann Bankier und ist jetzt Vorstand der Gasbeleuchtungs-Gesellschaft und fünfzigfacher Millionär. Kinderlos und unverheiratet,* sammelt er — wie andere Käfer, Schmetterlinge oder mißgebildete Hirschgeweihe — seinerseits Baustile und architektonische Abnormitäten und so entstand jenes wundersame Villen-Konglomerat. Ich benütze den Anlaß, ein hohes und niederes Publikum auf diese Gelegenheit billig (?) zu wohnen aufmerksam zu machen; noch sind alle die Häuser leer; denn merkwürdigerweise — so innig stehen bei entwickeltem Kulturleben alle Länder in Wechselbeziehung — verspürt man in den Kreisen der Hoteliers am Genfer See das „Bischen Herzegowina" sehr bedeutend. Nicht bloß insofern als die „Allgemeine Zeitung" im Café Marguet stets so belagert ist, daß man ganze Quantitäten von Bierschoppen trinken muß, bevor man zum Lesen derselben kommt, sondern besonders darin, daß dieses Jahr „die Russen ausgeblieben sind", wie man hier kurz die Folge der orientalischen Krisis bezeichnet. Ich bitte, mir nicht übelzunehmen, wenn ich, einigermaßen im Widerspruche mit der politischen Anschauung vieler sehr geehrten Freunde,

* Ist inzwischen gestorben und hat sein Vermögen an Gambetta hinterlassen.



dies lebhaft bedaure; aber man braucht gerade kein böslicher Türkenfeind zu sein, um bei Regenwetter die kleinen slavischen Damenfüße lieber zu sehen, als diejenigen anderer von der Natur reichlicher bedachten Nationen. Regenwetter aber, leider ganz ordinäres Regenwetter haben wir zur Zeit dahier, und da man keine Spur von Gegend sehen kann, so habe ich vorerst nichts anderes zu thun, als Studien über das Nächstliegende, über Füße und Chaussure, zu machen; natürlich geschieht dies lediglich vom kulturhistorischen Standpunkt aus, in welcher Richtung nichts unbeachtet gelassen werden darf. So habe ich, wie Courbet einen Steinklopfer benützte um die Streitfrage über Realismus und Idealismus in der Kunst zur Entscheidung zu bringen, an einem der unter meinem Fenster arbeitenden Wegmacher Gelegenheit genommen, den Unterschied zwischen germanischer und romanischer Rasse in einem wesentlichen Punkte zu ergründen. Der Mann hat sich bis jetzt, trotz des Kotes, den er zusammenscharrt, noch nicht einmal die eigenen Schuhe unrein gemacht, während unsere Straßenarbeiter mit wahrer Passion den Schmutz nicht nur faustdick über ihre Füße, sondern wo möglich auch über die der Vorübergehenden zu schleudern verstehen. Ich habe absichtlich so eben den allgemeinen Ausdruck „romanisch" gebraucht; denn obwohl die hiesige Bevölkerung als französich gilt, ist sie dies doch nicht; auch die Sprache ist kein eigentliches Französisch, sondern ein wälsches Patois, wovon ich mich gelegentlich des Besuchs der Volksschule überzeugte, welche Besuche zu machen ich bei meiner besonderen Vorliebe für diese Einrichtung nirgends unterlasse. Hier gelang es mir sogar, einer Schulvisitation beiwohnen zu dürfen, und da ereignete es sich, daß auf des

Lehrers Frage: „combien font deux et deux?“ der Junge prompt erwiderte: „cinq!“ Große Verlegenheit des Examinators, aber ehe er etwas sagen konnte, ließ der Schulinspektor sein Licht leuchten, und sprach mit vieler Würde: „c'est pas once tant ma, car en tout cass y s'est trompé que d'une chiffre,“ zu deutsch: gar nicht so übel, er hat sich jedenfalls nur um eins geirrt. Ob dieser würdige Kollege des Gelehrten aus Freising oder Erding, welcher gelegentlich einer Schulvisitation den Senegal für einen berühmten Reisenden erklärte, ein weltlicher oder ein geistlicher Schulinspektor war, werde ich, um auf keiner Seite anzustoßen, verschweigen. Ebenso verschweige ich, in welchem Hôtel ich wohne, denn da ich wiederum wie in meinen früheren Schweizer Berichten nur zu loben vermöchte, so könnte ich in Verdacht kommen, von meinen Wirten bestochen zu werden. Wenigstens habe ich, seit ich lesen mußte, daß die „Allgemeine Zeitung“ wegen Landesverrats angeschuldigt ist, höllisch Respekt vor dem Verdächtigwerden bekommen; bin übrigens froh, daß die von der hiesigen deutschen Kolonie hiewegen geäußerten Bemerkungen nicht auf bayerischem Boden gemacht wurden, die Rubrik „Amtsehrenbeleidigungen“ wäre in den Kriminaltabellen erheblich vermehrt worden. So begnüge ich mich festzustellen, daß mein vis-à-vis an der table d'hôte — man kann seinem Schicksal nicht entgehen — eine Münchnerin ist, welche abwechselnd blaßblaue und Rosa-Bänder trägt, mit vieler Grazie schmachtend in ein Battist-Taschentuch hustet und mich beständig fragt: ob die Möven, welche über dem See streichen, wohl dieselben seien wie bei uns, worauf ich heute mit großer Bestimmtheit versicherte: ich hätte eine ganz genau wieder-

erkannt, die ich im verflossenen Frühjahr mehrmals beim Wasserfall im Englischen Garten gesehen, was meiner liebenswürdigen Landsmännin sehr zur Beruhigung gereichte.

Wer sich über „Montreux als klimatischen Kurort" unterrichten will, der studire Dr. Steigers Buch, welches kürzlich in Stuttgart bei Enke erschienen ist; zu glauben braucht er aber nicht an die ewig lauen Frühlingslüfte, welche hier angeblich wehen sollen. Denn als es heute nach dreitägigem Regnen, und einem so scharfen Winde, wie er nur irgendwo in der Ludwigsstraße zu München bläst, zu schneien anfing und alsbald fußhoher Schnee lag, war sofort die Straße voll Kinder mit Schlitten, und ohne meinen aus früherem staatsanwaltlichen Berufe übrig gebliebenen Hang nach Indizienbeweis besonders anstrengen zu müssen, glaube ich aus der reichlichen Existenz von Kinderschlitten schließen zu dürfen, daß der Schnee dahier doch nicht so gar selten sein muß. Ferner habe ich die betrübende Wahrnehmung gemacht, daß zwei Drittel des weiblichen Geschlechts dahier die Ohren mit Baumwolle verstopft tragen, woraus ich auf einen Überfluß von Zugluft argumentire, es wäre denn, daß dies aus Tugendhaftigkeit geschieht, um etwaigen Liebeseinflüsterungen den Weg zu versperren. Denn die Tugend steht hier sehr hoch im Wert, da der ganze Ruf des Montreux-Seeufers durch zwei hervorragende Repräsentanten dieser Eigenschaft begründet ist. Freilich hätte die Tugend allein solches wohl kaum bewirkt, wenn nicht die Literatur sich ihrer bemächtigt und sie unsterblich und weltbekannt gemacht hätte; so wahr ist es, was der doctor seraphicus unserer Hochschule beim Beginn des zweiten Semesters seinen aus den Osterferien zurückkehrenden Zuhörern zu sagen pflegt:

„Den wirklich gebildeten Menschen interessirt eine Gegend nur in so weit als sie Objekt einer literarischen Leistung ist.“ Und wahrhaftig, wer hätte sich viel um Clarens bekümmert, wenn nicht Jean Jacques Rousseau — ich setze voraus, dem Leser ist die „Nouvelle Héloise“, dieses unerreichte Dichterwerk voll Liebesglut und philosophischer Thorheit, eben so gegenwärtig wie mir — die tugendhafte Julie in dem Bosquet, das heute zum Château des Crêtes gehört, von ihrem geliebten Saint Preux den ersten Kuß empfangen und später das (von ihrem Ehegemahl erzielte) Kind in der blauen „baie à l'abri,“ wo im nächsten Frühjahr gleichfalls ein großes Hôtel eröffnet wird, hätte ertrinken lassen? Und nie würde Bädecker Anlaß gehabt haben, auf Seite 209 dem Pförtner des alten Schlosses im See einen Franken Trinkgeld zuzuerkennen, wenn nicht Lord Byron mit seinem „Prisoner of Chillon“ so vielen braunen, blauen, grauen und schwarzen Augen schon heiße Thränen entlockt hätte? Zwar es gibt immer noch weibliche Seelen, die „auf einer höheren Warte stehen“ als auf der Zinne der Poesie; denn als ich heute bei Tisch äußerte: ich wolle jenes Schloß besuchen, bemerkte mein Gegenüber: „Also davon hat unsere jetzige Haarmode ihren Namen?“ und es kostete mir keine geringe Mühe, der holden Dame den Unterschied zwischen Chignon und Chillon zum Verständnis zu bringen. Der große Britte hat es übrigens mit der historischen Wahrheit in seinem berühmten Gedichte nicht sehr genau genommen; er läßt den Prior von St. Viktor in Genf mit zwei Brüdern zugleich im Kerker von Chillon schmachten, während Bonivard gar keinen Bruder hatte, und im dreizehnten Gesang betrachtet der Gefangene im Jahr 1530 die kleine

gegenüberliegende Insel, welche erst um 1770 von einer protestantisch begeisterten Dame mit vielen Kosten im See aufgebaut wurde, um die Marterstätte des reformirten Glaubenshelden stets von allen Seiten betrachten zu können. Indessen auf historische Treue kommt es den Wirten von Montreux so wenig an wie ultramontanen Reichstagsmitgliedern, wenn sie geschichtliche Anekdoten erzählen; genug, daß die tugendhafte Julie und der tugendhafte Bonivard (es gibt natürlich auch eine Pension „Bonivard“) den Fremdenzug hieher gelockt haben. Ich wenigstens glaube, wie gesagt, daß diese und nicht das Klima den hiesigen Aufenthalt in die Mode gebracht haben. Vielleicht auch einige Reklamen, über welche sich besonders meine mehrerwähnte Landsmännin sehr alterirt. Gestern brachte sie vor: es sei doch zu arg, daß man hier das Publikum durch öffentliche Anschläge auffordere, die einzelnen Gebäude zu loben; auf dem Wege nach Clarens stehe alle Augenblicke angeschrieben: maison à loeur, villa à louer „und „louer,“ heißt ja doch nach dem Diktionnär: loben, nicht wahr?“ O höhere Töchterschule, wo bist du da geblieben!

Doch heute endlich scheint die Sonne, und gern nehme ich alles zurück, was ich gegen das hiesige Klima gesagt habe; denn das ist freilich etwas anderes als unsere heimische November-Sonne. Der Schnee ist über Nacht verschwunden, eine weiche warme Luft weht uns an, das reiche Immergrün der Gärten läßt die vom Herbst abgestreiften Blätter kaum bemerken, und die blühenden Rosen, die uns aus den Büschen entgegenwinken, machen uns vergessen, daß wir am Ende eines scheidenden Jahres stehen. Es ist Sonntag, sonntäglich ist's mir zu Mute, und in einem Früh-

lingstraum befangen, wandle ich der strahlenden Sonne entgegen. Die Berge leuchten in goldenem Lichte, der tiefblaue See kräuselt sich in weißgekämmten Wellen, die am Uferrande melodisch ausklingen, eine heilige Ruhe ist über die weite, weite Fläche ausgebreitet. Am Wege links liegt ein stiller Raum, von Cypressen und Trauerweiden beschattet, den ich aufzusuchen kam, der Kirchhof von Montreux. Fürwahr, ein schönerer „Gottesacker“ läßt sich kaum denken, als diese Friedstätte für müde Erdenpilger. Aber ach, hier decken nur wenige Gräber solche, die von Alter oder Mühsal ermattet, ihren Wanderstab niederlegten; fast jeder Denkstein zeigt an, daß ein junges aufknospendes Leben unter ihm ruht, hinweggerissen aus irdischem Glück, aus dem Schoße des Reichtums und aus den sonnigen Höhen des Daseins, zu früh geknickte Blüten, verlorene liebe Hoffnungen. Aus allen Himmelsstrichen sind sie gekommen, die armen Reichen, nach Genesung bangend und vertrauungsvoll Erlösung von ihren Leiden erwartend; sie haben sie gefunden in der ewigen Ruhe. Da liegt am Eingang ein Pole, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, als Führer masurischer Sensenmänner im ersten polnischen Aufstande mit Auszeichnung kämpfte, aber hier, noch nicht dreißig Jahre alt, dem allgewaltigsten Sensenmann erlag; dort kündet ein kostbares Marmor-Monument den untröstlichen Schmerz eines englischen Lord, der seinen einzigen Sohn hier in fremde Erde betten mußte; daneben zeigt eine holländische Inschrift die Ruhestätte der achtzehnjährigen Tochter eines Amsterdamer Millionärs — und so finden sich fast alle Länder Europas vertreten, es ist eine traurige „internationale“ Ruhestätte, dieser Kirchhof von Montreux. Aber

verlockend schön und friedlich ist er, und wenn auch Professor Vogt von Genf herüber achselzuckend meint, das sei doch völlig einerlei wo und wie unser Leichnam in seine chemischen Bestandteile zerfällt — ich habe meinen äußeren Menschen sehr lieb, und wünsche ihm auch nach meinem Tod alles Gute, hege daher den Wunsch, den ein verehrter Freund in einem schönen Gedicht ausgesprochen, und sage mit Karl Fernau (da ich aus dem Gedächtnisse zitire, bitte ich etwaige Ungenauigkeiten zu entschuldigen): „Nicht in dem bunten Gewimmel eines städtischen Begräbnisplatzes möchte ich einst ruhen;

„An eines Dörfleins Kirchhofmauer
Bereitet mir ein stilles Grab,
Setzt eine Weide mir zur Trauer,
Ein Kreuz — es war mein Pilgerstab."

Über mir von der Höhe herab erklingen harmonisch die Glocken des alten Kirchleins von Montreux, die Dent du midi zeigt mit ihren schneebedeckten Gipfeln gen Himmel, mit weißen Flügeln steigt der Reiher empor in die blaue Luft — da fährt auf der Straße zu meinen Füßen rasselnd ein Wagen des „Grand Hotel des Alpes" vorüber; drinnen liegt in Tücher und Pelz eingehüllt eine blasse junge Frau; es ist die berühmte Sängerin Viktoire P. aus Paris, welche mitten aus ihren Triumphen, von den Ärzten als rettungslos aufgegeben, hieher geschickt ward. Ihr dunkles glänzendes Auge fällt auf die Grabsteine, und fröstelnd hüllt sie sich in ihren Shawl — ich werde lang an diesen tieftraurigen Blick denken müssen.

XVII.

München, Mitte März 1877.

Es sind jetzt zehn Jahre her, daß im Norddeutschen Reichstag (Sitzung vom 11. März 1867) Fürst Bismarck das geflügelte Wort sprach: „Setzen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können.“ Der Reichskanzler hat sich bisher in seinen politischen Prophezeiungen selten geirrt; hoffen wir also, daß er auch diesmal Recht behalten wird, obwohl es zur Zeit herzlich wenig Anschein danach hat. Wenn bisher noch gezweifelt werden konnte, ob es nicht vereinzelte Auswüchse des politischen Parteitreibens seien, welche den besonnenen Zuschauer der parlamentarischen und außerparlamentarischen Kämpfe zu bedenklichem Kopfschütteln veranlassen mußten, und wenn wenigstens die sämmtlichen Koryphäen der tonangebenden Partei nicht das mindeste Bedenken an der Richtigkeit ihres alleinseligmachenden Programms hegten, so hat sich dies seit der jüngsten Reichstagswahl erheblich geändert, und es muß als ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit erachtet werden, wenn ein Mann wie Treitschke („Preußische Jahrbücher“ 1877, Februarheft) den Niedergang der politischen Lage offen als Thatsache bekennt. „Nicht mit bequemen Trostgründen,“ so heißt es in der mit gewohnter geistvoller Originalität geschriebenen Betrachtung über das Ergebnis der letzten Wahlen, „nicht mit bequemen Trostgründen darf man hinweggehen über all die beschämenden Zeichen politischer Unreife, welche dieser Wahlkampf an den Tag gebracht hat. Überall eine bedenkliche Zunahme verstimmter oder feindseliger Minderheiten, fast überall ein trostloses Durcheinander von drei, vier, sechs Parteien, und nur selten

jener feste, rüstige Pflichteifer aller guten Bürger, dessen wir bedürfen um unsern jungen Staat in einer Welt von Feinden aufrecht zu erhalten. Die Macht des Deutschen Reiches ist der wirtschaftlichen Entwicklung und leider auch der politischen Bildung unseres Volkes um eine weite Strecke vorangeeilt. Wir haben binnen wenigen Jahren die uralte Sehnsucht der Nation über alles Hoffen hinaus erfüllt gesehen; wir danken dem neuen Reich ein nie zuvor erreichtes Maß von nationaler Macht und Einheit und die Sicherung des Weltfriedens unter den schwierigsten Umständen — und dennoch nimmt die Verstimmung der Nation unläugbar zu. Eine Masse gehässiger Anklagen durchschwirrt die Luft; jener Krieg Aller gegen Alle, der unserem Vaterlande so viele Jahrhunderte der Schande und Unmacht brachte, droht wieder über die öffentliche Meinung hereinzubrechen und ungescheut, wie in den traurigsten Tagen des alten Reiches, gibt der Partikularismus wieder die Losung aus: „was dem Reiche zugeht, wird unserer Freiheit genommen.“ . . . Die häßlichste und niedrigste Parteibildung beginnt; kleine Interessengruppen treten zusammen — jede machtlos für sich allein — doch allesammt einig in leidenschaftlichen Anklagen gegen die bestehende Ordnung, und mächtig durch die Wucht des konzentrischen Angriffs . . . Wer jetzt noch nicht einsieht, daß ein englisches Partei-Regiment in dem Gewirr unserer Fraktionen keine Stätte findet, der ist blind gegen die Zeichen der Zeit. . . . Und auch der verblendet sich und andere, wer noch immer versichert: die Einheit Deutschlands stehe über jede Anfechtung erhoben. Wir haben Feinde ringsum. Das Gefühl frohen Dankes, das einst die neue Kaiserkrone begrüßte, ist weiten

Kreisen des Volkes wieder abhanden gekommen; mit den grundsätzlichen Gegnern des Reiches verbindet sich die wirtschaftliche Besorgnis und jene in tausend Farben schillernde deutsche Verdrossenheit, die, wenn sie nichts anderes zu sagen weiß, mindestens darüber schilt, daß man heutzutage nicht mehr, wie unter dem alten Bundestag, über das deutsche Elend jammern kann. Zusammengeschart bilden alle diese Oppositionsparteien eine namhafte Macht, und sie wirken mit einer cynischen Rücksichtslosigkeit gegen das Vaterland, welche der deutschen Opposition noch als eine schmähliche Erbschaft aus den Tagen unserer Zerfahrenheit geblieben ist, da man sich nicht scheute, die Ehre des Landes vor dem Auslande bloßzustellen."

Man sieht, schlimm genug fällt das Zeugnis aus, welches der sprachgewandte Gelehrte der politischen Reitkunst unserer Nation ausstellt, und hienach bestände erhebliche Gefahr, daß Deutschland über kurz oder lang wieder aus dem Sattel geworfen würde, in welchen es vor einem Dezennium mühsam hineingehoben worden ist. Indessen wäre doch noch Eines zu bemerken. Wenn sicherlich nicht verkannt werden darf, daß ungemein viel Wahres in den oben im Auszuge mitgetheilten Schilderungen liegt, und wenn man kaum sagen darf, daß die Farben zu dunkel aufgetragen sind, so möchte doch vielleicht zu bezweifeln sein, ob diese böse Lage der Dinge denn wirklich lediglich in der Talentlosigkeit unseres Volkes zum „Ritt in das politische Land" ihren Grund hat. Da ich selbst von meinen besten Freunden kaum zu den „abgehausten, von ihrer Höhe herabgestürzten Staatsmännern" werde gezählt werden, welche nach der Anschauung der Preußischen Jahrbücher „die Landplage jedes Staates sind, der

eine Revolution durchgemacht hat," so darf ich wohl, ohne in den Verdacht des „Eigensinns und der Rechthaberei" zu geraten, mir die Bemerkung erlauben: daß vielleicht doch auch ein wenig Schuld an der allgemeinen Unbehaglichkeit auf Rechnung der leitenden Kräfte im neuen Deutschen Reich zu schreiben sein möchte, und daß die bisher in der Gesetzgebung und namentlich in der Verwaltung eingehaltene Straße möglicherweise ein sogenannter „Holzweg" gewesen ist. Jedoch bin ich — ich weiß nicht soll ich sagen leider oder gottlob — in keiner Weise berufen, im öffentlichen Leben als „Wegweiser" zu fungiren und kann deshalb dieses Thema um so mehr unerörtert lassen, als ja „Kreuzzeitung", „Germania" und „Vorwärts" in lieblichem Vereine die absolute Notwendigkeit der raschen Umkehr auf der bisherigen Bahn tagtäglich dem gewählten und ungewählten Publikum zu Gemüte führen.

Ich habe unwillkürlich soeben einen Punkt berührt, der zu meinem Erstaunen seinerzeit fast allgemeine Verwunderung erregt hat, ich meine das Hand-in-Hand-Gehen des Ultramontanismus mit dem Sozialismus. Erstaunt war ich darüber, daß man diese Thatsache befremdlich fand deshalb, weil eine auch nur oberflächliche Kenntnis des Rechts und der Geschichte den fraglichen Vorgang als ganz natürlich erscheinen läßt. Erinnert sich denn niemand mehr daran, daß nach kanonischem Rechte jeder Kapitalist als ein strafbarer Sünder und das Zinsnehmen als eine streng verbotene Übelthat erklärt war? Kann selbst Karl Marx ein mehreres verlangen? Und weiter zurück, lesen wir nicht schon in der Apostelgeschichte, daß unter Umständen das Verlangen nach Privateigentum ein Verbrechen wider den heiligen Geist in sich schließt; fallen doch (Kapitel 5, Vers 1—10)

Ananias und sein Weib dem jähen Tod anheim, weil sie etwas von dem Ihrigen dem Kollektiv-Eigentum entziehen wollten. Und blättern wir etwas in den Büchern der Geschichte, wie es da aussah, wo der Ultramontanismus unbedingte Herrschaft ausübte. Ich wüßte kein besseres Beispiel hierfür, als das Reich der Jesuiten in Paraguay; einen Staat, in welchem eine vollkommen nach den Grundsätzen des Syllabus erzogene Million Männer und Frauen, abgeschlossen durch ein Weltmeer von der verderbten Kultur Europas, ein volles Jahrhundert hindurch unter der alleinigen Verwaltung der Väter Jesu gestanden ist. Mir sind zwei Werke über diese interessante Theokratie bekannt, ein lateinisches: Martinus Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus, Vienna 1784, und ein spanisches: Felix de Azara, Descripcion é historia del Paraguay y del Rio de la Plata (Madrid 1804); als Übersetzungen könnte man ganz gut: Johann Most, Die Lösung der sozialen Frage (Berlin 1876), oder August Bebel, Unsere Ziele (Leipzig 1877) benützen, denn die Schilderungen dieser letzteren von dem Zustand in der dereinstigen sozialdemokratischen Republik stimmen fast wörtlich überein mit der Beschreibung des Volkslebens im damaligen Jesuitenstaate. Hören wir: „Die Kolonie," heißt es, „bildet eine große Familie, kein Armer befindet sich in derselben; man kennt keine Hospitäler und keine Almosen, denn alle Arbeiten sind gemeinschaftlich. Nahrungsmittel und Kleidungsstücke liegen in den Magazinen und jedem wird aus denselben das Nötige gereicht; dafür arbeitet aber auch keiner für sich, sondern für das Magazin. Aufseher und Verwalter dieser Magazine sind angesehene Männer aus dem Volke, und sie werden, ebenso

wie die Richter und alle sonstigen Beamten, von der Gemeinde gewählt, und zwar immer nur auf ein Jahr.“ Ich muß hier nochmals versichern, daß diese Einrichtungen faktisch bestanden und historisch beglaubigt sind, sonst könnte man glauben, es spräche einer der Agitatoren in den üblichen Volksversammlungen über die anzustrebende Neubildung der Gesellschaft und das sozialistische Programm. Sogar der Normal-Arbeitstag, und zwar in sehr abgekürzter Form, war in der Staatsverwaltung der Jesuiten bereits statuirt. Die Abiponer — so hießen sie sich — arbeiteten nach der vom alten Weyland übersetzten „Reise in Südamerika“ (S. 354) insgesammt nur einen halben Tag, und dabei bestand noch die Annehmlichkeit, daß zur Arbeit fortdauernd Musik gemacht wurde, wie denn die Gemeinden stets mit musikalischer Begleitung zur Feldarbeit auszogen. Ich kann den Sozialisten-Führern das Studium des Jesuiten-Reiches gar nicht genug empfehlen; sie können da noch sehr viel lernen. Insbesondere zum Beispiel, welche Stellung die Führer eines solchen Staatslebens notwendigerweise, wenn sie dasselbe gehörig zusammenhalten wollen, einnehmen müssen. In dieser Richtung erwähnt Azara ausdrücklich, daß die Jesuitenväter sehr mäßig und solid lebten, namentlich in Bezug auf den heiklen Punkt der Liebe vollkommen tadellos blieben, dafür aber auch die höchsten Ehrenbezeugungen in Anspruch nahmen, gleichsam als höhere Wesen sich verehren ließen und keiner vom Volke sich ihnen ohne Kniebeugung nahen durfte. Es wird vielleicht etwas schwer halten, die sozialistische Gemeinde in dieser Weise zu schulen, für unmöglich erachte ich es keineswegs, nach den bisherigen Leistungen zu schließen. Gehört ja doch jetzt schon der Ver-

gleich zwischen Christus und Lassalle zu den beliebtesten Verzierungsmitteln der sozialistischen Presse und — wie Franz Mehring in seinen lesenswerten historischen Versuchen zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie (Magdeburg 1877) sagt — diese historische Parallele erscheint noch als zaghaft, wenn der (jüngst der preußischen Justiz abgängig gewordene) Verfasser des „Emanzipationskampfes des vierten Standes", Rudolf Meyer, durch die nüchterne Thatsache, daß die Herren Grottkau, Kapell, Zielowsky und wie sie sonst heißen mögen heute mit Kelle und Pfriem arbeiten und morgen für zwei Thaler täglicher Diäten auf Agitation gehen, zu dem dithyrambischen Ausrufe begeistert wird: „Gerade wie die Apostel! Ja, man lese nur die Apostelgeschichte, das gibt Gelegenheit zu interessanten Vergleichen." Da nun jede Religion eine Bibel, einen Koran, überhaupt eine heilige Schrift zu besitzen pflegt, so würde ich der sozialistischen hierfür ein Buch empfehlen, in welchem sie die gesammte Lehre von der irdischen Glückseligkeit in farbenprächtiger Sprache und mit bewunderungswürdiger Detaillirung dargestellt finden wird; ich meine des englischen Kanzlers Thomas Morus im Jahre 1516 verfaßtes Werk: „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia", oder vielmehr die 1524 zu Basel gedruckte deutsche Übersetzung: „Von der wunderbarlichen Insel Utopien* genannt." Zur „scriptura sacra" würde sich das Buch nicht nur wegen seiner altertümlichen Sprachweise, sondern noch deshalb besonders eignen, weil der Mann, welcher es nach Deutschland verpflanzte,

* Wir sagen mit Unrecht: „das sind Utopien." Es soll heißen: „das ist Utópien;" denn das Wort ist nicht Plural, sondern Singular, und aus Utopia als Ländername gebildet wie Italien aus Italia.

Johann Bebel hieß, und also wohl ein Urahne des heutigen Sozialisten-Häuptlings gewesen ist. Ich hoffe nebenbei durch diese Entdeckung eines dreihundertjährigen Familienstandes mir bei einer etwaigen Präsidentschaft „August Bebel" einen anständigen Platz in der Hierarchie des neuen Staates gesichert und rite erworben zu haben.

Die mehrerwähnte Darstellung des Staatswesens auf der Insel Utopien lehrt bereits alles das, was wir nur als anzustrebende Ziele einer Reform unserer verrotteten und veralteten Gesellschaft von seiten der Sozialdemokraten predigen hören; nur zieht Morus die äußersten Konsequenzen der Lehre. So knüpft er an die allgemeine Gleichheit den Satz an: daß alle Bürger und Bürgerinnen vollkommen gleiche Kleidung tragen, sowie daß alle ausnahmslos um acht Uhr zu Bett gehen müssen, und da niemand etwas Besonderes oder Eigentümliches haben dürfe, so werden alle zehn Jahre die Häuser und Wohnungen durch das Los gewechselt. Der Normalarbeitstag ist natürlich auf der Insel Utopien nicht vergessen; er dauert hier lediglich sechs Stunden, die andere Zeit ist frei. Der Verfasser macht sich hierbei selbst den Einwurf: ob denn eine so kurze Arbeitszeit genügend sei um alles hervorzubringen und herbeizuschaffen, was der Gesammtheit zur Existenz nötig ist. Darauf erwidert er nun: die sechsstündige Arbeitszeit aller sei weit mehr als jetzt gearbeitet werde; ich lasse die Argumentation in ihrer naiven und altertümlichen Sprache selbst reden. „Ihr möget das" — sagt Johann Bebel — „selbst genug ermessen, so ihr betrachten wöllt, wie sonst anderswo ein merkliches Theyl des Volks müssig gaht. Erstlich gond die Wyber (so ein halb Theyl der ganzen Zal der Menschen

ist) fast mit faullenzen müssig oder aber wo etwa an ein Ort die Wyber geschäftig, sind die Männer desto träger und fauler. Sodann wie eine große Menge ist der Priester und derer so man Religiosen nennt, rechne auch all die Reichen und die so über vyl Landts und Erdreichs Herren sindt, die man gewonlichen Wolgeboren und Edel nennet, zelle auch zu inen ire Diener und Gesind, auch den Unlust derer die umherfahren. So dann die starken und gesunden Bettler, so etwa ein Krankheit zur Verdeckung irer Trägheit fürwendent, du wirst fürwar der Arbeiter, die doch das alles was die Menschen verbruchen, zuwegen bringent, vyl minder befinden, weder du selbs geachtet hast. Wyter erweg in dir selbst wie wenig us denselbigen Arbeitern sind, die da notwendige Handtierung führent, dann dieweil wir alle Ding dem Geld nach ermessent, volgt daß vyl Künst und Handwerk geübt werdent so ganz und gar überflüssig und allein der Ueppigkeit und Wollust dienent; dann so man die Vyle der jetzigen Handwerksleute usteilen wöllt in als wenig Kunst und Hantierung, so der natürlich Bruch erheischt, alsdann würdent alle Ding wolfyler. So aber alle die, so mit unnotwendigen Künsten bekümmert, und sunst die übrige Schar des faulen trägen müssigen Volks (deren ein jeder vyl der Dingen so durch anderer Lüten Arbeit erwartet werden, verunnutzt und verthut) zu nützlichen und der ganzen Gemein dienenden Werken angehalten wurdent, du wurdest gar bald merken und erlernen, welch ein klein Zyt genugsam und überflüssig wäre zu Eroberung alles des so die billiche Notdurfft und Gelegenheit wie auch zimliche ware und natürliche Lust erfordert.“ Man sieht, der alte Herr hat mitunter ganz gute Gedanken.

Ich möchte überhaupt nicht in den Verdacht kommen, als ob ich in der sozialistischen Bewegung nur thörichte, ungesunde und verwerfliche Gedanken sehen würde. Nach meinem Dafürhalten sind in dieser Bewegung drei völlig verschiedene Kategorien zu finden, von denen jede anders zu beurteilen und vielleicht auch von „Oberaufsichts wegen" anders zu behandeln ist.

Betrachten wir vor allem diejenige, welche man etwa die psychologische nennen könnte. Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „So lange es Menschen gibt, hat es auch kluge Leute gegeben, welche die Behauptung aufstellen, daß ihnen der Wille Gottes besser bekannt sei, als den übrigen, und daß sie deshalb berechtigt seien, über die anderen zu herrschen." Dieser Satz ist eminent wahr; er wird aber noch wahrer, wenn man hinzufügt: „und so lange es Menschen geben wird, wird es auch solche kluge Leute geben." Denn die menschliche Natur ist so geartet, daß sie den Vermittler zwischen dem Diesseits und dem Jenseits nicht entbehren kann, heiße er „Medizinmann," „Brahmane," „Bonze," „Priester" oder „Rabbiner" — eine Wahrheit aus welcher, nebenbei bemerkt, das Schicksal eines jeden „Kulturkampfes" sich von selbst ergibt. Das Mittel nun, dessen sich diese klugen Leute bedienen, um die Herrschaft über ihre Mitmenschen zu erringen und zu bewahren, besteht bekanntlich darin, daß sie angeblich die Schlüssel zum Himmelreich besitzen, und daß sie ihren Gläubigen bei Wohlverhalten eine dereinstige Erlösung von den irdischen Mühseligkeiten und ein besseres Leben im Jenseits versprechen. Nun sind aber, solange die Erde bewußte Wesen trägt, immerhin neben diesen klugen Leuten von Zeit zu Zeit noch klügere aufgetreten, welche es vorzogen ihren

Anhängern schon für das Diesseits eine ewige Glückseligkeit in Aussicht zu stellen, und die Erfahrung lehrt, daß zwar beim weiblichen Geschlecht die himmlischen, bei der Männerwelt aber die irdischen Propheten den größeren Anhang zu gewinnen pflegen. Was die historischen Notizen über die periodisch wiederkehrenden derartigen Systeme betrifft, so kann ich meine Leser nur auf den interessanten Vortrag des vormaligen Berliner Polizeipräsidenten v. Wurmb verweisen, den er in Wiesbaden jüngst gehalten und über welchen die „Nassauer Ztg." berichtet hat. Hoffentlich wird derselbe gedruckt erscheinen.

In diesem Vortrage sind die verschiedenen geschichtlichen Formen des „Chiliasmus," d. h. der Lehre von einem Zustand irdischer Glückseligkeit, erschöpfend dargestellt und des näheren erörtert. Heutzutage tritt diese Lehre in das System der Sozialdemokratte gekleidet auf, und es ist wohl begreiflich, daß Männer, welche den Leuten nackt und offen „mehr Genuß und weniger Arbeit" versprechen (vgl. Bebel: „Unsere Ziele" VI. Aufl. S. 25), einen ungeheuern Anhang und die Herrschaft über die Geister der an sie Glaubenden erlangen. Soweit die Bewegung nur diesen Inhalt hätte, wäre sie ungefährlich und würde in sich selbst ihr Heilmittel eben an der Unmöglichkeit finden, das zu erfüllen, was man verspricht. Gefährlich aber und gemeinschädlich ist die politische Anwendung der Theorie durch die Führer; denn mit wahrhaft dämonischer Berechnung wird von diesen den Leuten beigebracht, daß es eine individuelle Rettung aus der Armut nicht gebe; daß Sparsamkeit, Selbstbeherrschung und nüchterner Fleiß erfolglos bleiben, ja sogar nach der blendenden Phrase vom „ehernen Lohngesetz" zum Nach-

theil der arbeitenden Klasse gereichen, und daß nur eines not thue, sie — die Führer — zu Macht und Ansehen im Staate zu bringen. Denn das ist ja auch hier, wie von jeher bei allen Demagogen (seien sie im übrigen radikaler oder konservativer Farbe) der Kern der Sache: es dahin zu bringen, daß sie für ihre Person oben stehen, herrschen, auf Kosten der übrigen leben. — Dazu kommt in Deutschland leider noch aus rein zufälligen und in der Persönlichkeit einzelner Führer liegenden Gründen der erschwerende Umstand, daß aus Haß gegen Preußen, der ganzen Bewegung zugleich ein vaterlandsfeindlicher Charakter beigebracht werden will, und daß vielleicht auch fremdes Geld im Spiel ist, um durch die Bewegung die deutsche Industrie in ihrer Konkurrenzfähigkeit zu schädigen.

Allein neben diesen beiden, zumeist in das Auge fallenden Kategorien, wohnt dem Sozialismus noch eine dritte inne, die nationalökonomische, und ich würde es für sehr verfehlt halten, wenn man diese mit den beiden andern auf eine Linie stellen und mit diesen ohne weiteres verurtheilen wollte. Im Gegentheil, was in dieser Richtung — allerdings noch gährend und mit unklaren, unreinen Elementen versetzt — der sozialistischen Bewegung inne wohnt, hat eine Zukunft, ja vielleicht gehört ihm die Zukunft. Schwerlich kann man es bei ruhiger Betrachtung der Dinge leugnen: die Kapitalisten haben sich im modernen Staat krankhaft ausgewachsen, das Kapital überschätzt sich und will mit übermäßigem Stolz als das allein Produktive geachtet werden. Es ist hier wohl nicht der Ort nationalökonomische Probleme einer fachwissenschaftlichen Erörterung zu unterziehen, aber seitdem Karl Marx in seinem viel zu wenig studirten und leider

viel zu viel mißverstandenen Werke, das zu den schärfsten Verstandsleistungen menschlichen Geistes gezählt werden muß, die Wahrheit nachgewiesen hat: das Kapital ist keine Sache, sondern nur ein Verhältnis zwischen Personen, läßt sich die Grundlage unserer gegenwärtigen Volkswirtschaft nicht mehr halten, und es tritt an den Staat die dringende Aufgabe heran: die Aufgabe der Reform selbst zu übernehmen und nicht das Bedürfnis zur Verbesserung schwer empfundener Übelstände bis zu revolutionären Zuckungen sich steigern zu lassen. Es ist von mir bereits früher (Plauderei Nr. XIV) darauf hingewiesen worden, daß das System des „laissez faire, laissez aller“ nur dann eine Berechtigung hätte, wenn die Naturgewalten nach ethischen Gesetzen jedem Individuum Schutz und Förderung gewähren würden; daß aber dies nicht der Fall ist, und daß daher der große Kampf ums Dasein auch im wirtschaftlichen Leben einer sittlichen Ordnung sich unterwerfen müsse. Und wenn wir z. B. jüngst lesen mußten (Handelsbeilage der „Allg. Ztg.“ Nr. 44): daß es bei den gegenwärtigen Institutionen dem Kapital eines einzigen Bankhauses möglich und gestattet ist, um neue dreißig Millionen zu erobern, Hunderttausende von Lyoner Seidenwebern dem bittersten Elend und dem Hungertode preiszugeben, dann darf man die Besitzenden und diejenigen, welche neben der irdischen Habe auch die höheren Güter der Kultur vor einer drohenden neuen Barbarei bewahrt wissen wollen, allerdings auf den in der Ferne dröhnenden Schritt der „Arbeiterbataillone“ hinweisen, und ihnen zurufen: discite justitiam moniti et non temnere divos!

XVIII.

München, Ende Juli 1877.

Vor Jahren — ich war damals noch ein braungelockter Jüngling — hielt ich mich einige Zeit in Amsterdam auf, dahin beordert von einem Jonkheer van Coudenhoven, welchem leider sein damaliger Lebensplan, in Niederländisch-Ostindien ein reicher Nabob zu werden, nicht geglückt, vielmehr vom Fieber in Batavia ein frühes Ende bereitet worden ist. Als ich damals jeden Morgen so eifrig Holländisch studirte, um der schönen Friesländerin am Keizer-Graacht in ihrer Muttersprache den Hof machen zu können, hätte ich freilich nicht gedacht zu was allein mir als graugewordenem Manne diese Kenntnis nützen werde. Zu jener Zeit hatte ich andere Pläne, aber der mangelhafte bayerische Schulplan machte sie scheitern, und obwohl inzwischen eine ganz anständige Zahl von neuen Experimenten in diesem Fach über die bayerischen humanistischen Lehranstalten hinweggegangen ist, sollen — so wird mir von verschiedenen sachverständigen Freunden versichert — dieselben doch noch immer nicht jenen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, welcher seit Befreiung der Volksschule aus den Fesseln der Hierarchie durch magistratische Fürsorge diesem letzteren Unterrichtstheil innewohnt. Zu meiner Studienzeit war besonders der Mangel in den realen Disziplinen fühlbar; Geschichte wurde gelegentlich des Religionsunterrichts mitgelehrt, Geographie nur in den unteren Lateinklassen geduldet, und ethnographische Kenntnisse erachtete man überhaupt als überflüssig. So kam es, daß ich nach Absolvirung des Gymnasiums zwar fließend den Horaz übersetzte und mit dem Sophokles

wenigstens einigermaßen zurecht kam, aber in der Länder- und Völkerkunde sehr unerfahren war. Ich wußte wohl, daß Argus hundert Augen und daß Briareus hundert Arme hat, allein daß die Frauen des Friesenstammes keine Haare haben, wußte ich nicht, und wäre ich seiner Zeit über diese plötzlich entdeckte Thatsache nicht über Gebühr erschrocken, und deshalb bei der oben bemeldeten friesischen Schönheit in absolute Ungnade gefallen, so könnte ich wohl jetzt etwa als reicher Mynheer im Gravenhaage aus dem Fenster sehen. So aber kann ich meine damals erworbene Kenntnis der holländischen Sprache nur dazu verwenden, das alle zwei Monate in Gent erscheinende Heft von J. F. J. Heremans „Nederlandsch Museum“ zu lesen, welche „tydschrift vor letteren, wetenschappen en kunst“ wißbegierigen Mitgliedern der Akademie und Universität (zu der ich als rite promovirter Dr. utriusque gehöre), im Journal-Saale der hiesigen Bibliothek freundlich zur Disposition gestellt wird. Eines der letzteren Hefte nun bringt unter anderm als Reise-Erinnerung von W. Rogghé „eene week te Munchen,“ und diese Münchener Woche des wackeren Holländers hat meinem warm-münchnerischen Herzen sehr wohl gethan.

Unsere gute Stadt hat von jeher das Schicksal gehabt in den über sie gefällten Urtheilen entweder in den Himmel erhoben oder in den Abgrund gestoßen zu werden. Aus dem vorigen Jahrhundert zitirt Rittershausen in seinem Werke: „Die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt München (1787)“ den Ausspruch eines berühmten Reisenden, welchem dieselbe als „ein wahres Schatzkästlein köstlicher Kunstwerke und Gebäulichkeiten“ erschienen ist; während aus derselben

Zeit, jener von Goethe so bewunderte Abenteurer* (Chevalier de Seingalt) gar nicht genug Schlechtes von München zu sagen weiß. Indessen wirkt bei Casanova** der Geist des galanten vorigen Jahrhunderts wenigstens noch so viel, daß er das ewig Weibliche respektirt und die Münchener Köchinnen als die „besten der Welt" gelten läßt; während Tissot, als echter Sohn der Gegenwart, gar keine chevalereske Rücksicht nimmt. Ich hätte ihm verziehen, daß er unser Isar-Athen nicht anders nennt als „la capitale du rhumatisme", auch daß er uns „Männer bey der Stadt" geradezu als vorsintflutliche Gebilde hinstellt — er bezeichnet den Münchener als „l'homme préhistorique" oder „l'homme mastodonte" — kann man gleichfalls im Gefühl seiner eigenen Würde ruhig hingehen lassen. Aber, daß derselbe sogar die eleganten Heben des Café Maximilian nicht ungescholten läßt und sie in der böslichsten Weise bemängelt, ist wahrhaft empörend; ich fürchte, wenn diese liebenswürdigen Damen erfahren, daß er sie „biermamzel" betitelt, daß er ihnen den Namen „blonde Sauerkrautfeen" gibt, und gar, daß er behauptet, sie seien nur mit „Küchengeruch" parfümirt,*** so macht sich eine und die andere auf, um als

* Der Fürst von Ligne erzählt in seinen Memoiren die Episode des Aufenthalts des Chevalier de Seingalt in Weimar.

** Casanova kam auf seinen Streifzügen dreimal nach München und fand hier, was viel sagen will, Leute, die im Hazardspiele ihm überlegen waren. Er wohnte im „Goldenen Hirsch", seit dessen Aufhören München keinen „Gasthof" mehr hat, der diesen Namen verdient. Nett ist es übrigens, daß der Italiener die ihm das Leben durch ihre Kochkunst versüßende Annamidl als „Demoiselle Anne Midell" aufführt.

*** Déesses de la choucroute blonde, elles circulent autour de vous en répandant tous les fumets de la cuisine germanique.

moderne Judith dem Verfasser der „Prussiens en Allemagne“, wenn nicht den Kopf, so doch nachträglich die Ohren abzuschneiden. Da ist mein Holländer doch ein ganz anderer Mann: nicht zufrieden, die Prachtgebäude, die Kirchen, die Kunstschätze, die breiten Straßen, den Reichtum an Standbildern und ähnliches zu loben, rühmt er auch die Einwohner aufs beste und bewundert sogar die Bedienung in den von ihm besuchten Restaurationslokalen, welche nach seiner Ansicht „van eene verbazende vlugheid en behendigheid“, also von einer staunenswerthen Raschheit und Schnelligkeit gewesen ist. Wo dem wackeren Touristen hierorts das Glück zu theil wurde, eine solche Wahrnehmung zu machen, ist mir — obwohl ich ein genauer Kenner Münchens zu sein glaube — nicht recht verständlich. Ich nehme an, daß es bei jenem trefflichen Restaurant gewesen ist, bei welchem man mindestens während einer Stunde auf jede Bestellung nur mit der Antwort „gleich“ bedient wird, wo jedoch die sinnlos hin- und herstürzenden Individuen beiderlei Geschlechts dem behäbigen Holländer den überwältigenden Eindruck, welchen er schildert, gemacht haben kann. Es ist dies allerdings eine Leistung von solch hervorragender Eigentümlichkeit, daß ich mich der Hoffnung hingebe, man werde diesem Wirtschaftskünstler die ehrenvolle Aufgabe übertragen, künftig die Honneurs unserer Stadt zu machen.* Indessen gehört es eben zu den Vorzügen Münchens, daß dem Fremden gar manches geboten wird, was zu erringen dem Einheimischen nicht gelingt. Ist doch Herr Rogghé — obwohl

* Geschah später wirklich eine Zeitlang durch Verpachtung des Rathauskellers.



er nur eine Woche hier verweilte — so glücklich gewesen, die Gemäldesammlung im Maximilianeum zu sehen (er schildert sie genau auf S. 263 seiner Skizzen), ein Anblick, um welchen ich seit Jahren nicht nur meinen speziellen Gönner, den Herrn Direktor, sondern selbst den hochangesehenen Chef des Kuratoriums vergeblich bestürme. Sonach wundere ich mich auch nicht, daß der Reisende irgendwo ein Bier vorgesetzt erhielt, das er (S. 275) begeistert als „wahrhaften Göttertrank“ (eenvoudig godendrank) erklärt. Wo sollten wir armen Stadtbewohner so etwas finden? Von jenen Zeiten, in denen man als Bierprobe einige Flüssigkeit auf die Bank schüttete und verlangte, daß dem daraufsitzenden Bräuknecht nach Trockenwerden die Bank an den Manchesterbeinkleidern hängen blieb, will ich gar nicht reden; diese Tage des mundsamen, milden, malzreichen Mannestrunkes sind unwiederbringlich verloren. Die Chemie, welcher wir die Kunstbutter, den Caviar aus gebeiztem Kartoffelgries, die Kaffeebohnen aus Lehm und die Hahnenkämme aus Kalbsabfällen verdanken, ist mächtiger als selbst das Reichsgesundheitsamt, und so wird uns, wenn wir überhaupt noch dem alten Väterbrauche gemäß mit einigem Wohlbehagen unser Abendbier genießen wollen, nichts erübrigen, als in die Fremde zu gehen, nämlich in die Gefilde Haidhausens, wo Maximiliansbrauerei und Zengerkeller den ehrwürdigen Traditionen treu zu bleiben bemüht sind.

Ich sagte soeben absichtlich: „unser“ Abendbier; ich habe damit eine ethnographische Erscheinung berührt, auf welche mich schon vor Jahren ein scharfsichtiger Freund, General v. Fries, aufmerksam machte, und deren Erklärung im philosophischen System erst jüngst kein Geringerer als der Reichs-

kanzler selbst gegeben hat. Derselbe hat nämlich — wenn anders der Interviewer des Pariser „Figaro“ wahr berichtete — den Satz aufgestellt: es scheine jedem Menschen von vornherein eine gewisse Anzahl von Zigarren und von Champagner-Flaschen bestimmt zu sein, die zu rauchen und beziehungsweise zu leeren ihm vergönnt werde; äußeres Lebensschicksal könne hiervon nichts wegnehmen und nichts dazu thun, es regle sich dies nach höheren unbekannten Gesetzen. Diese Wahrheit hat der Münchener, soweit sie das Bier betrifft, längst erkannt; er spricht nie anders als „heut trink' ich mein Bier im Franziskaner;“ „trinken Sie Ihr Bier im Hofbräuhaus?“ u. s. w. Damit drückt er offenbar aus, daß er das von ihm Konsumirte nicht als etwas Zufälliges ansieht, sondern er geht davon aus, daß jedem Sterblichen von Anfang an ein gewisses, ihm gebührendes Quantum Bier von der Vorsehung zugewiesen ist, welches, wenn auch vorerst unausgeschieden in den großen Lagerfässern, dennoch bereits ihm gehört und sein ideales Eigentum bleibt. Ich empfehle diese Sublimirung des Begriffs der proprietas den Mitgliedern der Berliner Zivilgesetzbuchskommission zum Studium; sie reicht einigermaßen an die Feinheit des Unterschiedes zwischen „Hypothek“ und „Grundbuch-Schuld“, welcher der Leonhardt'schen Legislation gelungen ist, und worauf man, wie mir erzählt wird, in der nordischen Metropole sehr stolz sein soll. Uns zurückgebliebenen Süddeutschen hat freilich schon im Jahre 1823 ein gewisser Gönner in seinem Kommentar zum Hypothekengesetze (Bd. I S. 37) die in Preußen als eine neue Entdeckung angestaunten „Hypotheken auf sich selbst“ als eine „verderbliche“ Institution geschildert, indem er auf Jacque-

minots Rapport im Rate der Fünfhundert hinwies, welcher vor mehr als einem halben Jahrhundert die jetzt „Grundschuld" genannten, ehedem „cédules hypothécaires" betitelten Hypotheken auf den Inhaber schilderte, als: „la mobilisation de toutes les fortunes territoriales, qui ne sert que l'infidélité et porte la désolation dans toutes les familles honnêtes." Indessen wie die Dinge jetzt stehen, ist alle Hoffnung vorhanden, daß diese wohlgelungene Übertragung des Gründertums auf den Realkredit mit der beabsichtigten bürgerlichen Kodifikation auch bei uns ihren Einzug halten wird, freudig begrüßt von jener Klasse der Bau-Unternehmer, die mit Schulden, verfaulten Balken, Wechselreiterei und Mörtel ohne Kalk ihre „Musterhäuser" aufstellen. Zu den Grundsätzen der gegenwärtigen freisinnigen Gewerbeordnung würde die Neuerung jedenfalls trefflich passen; sie gehört zur Vervollständigung des Systems des unbeschränkten „laissez faire", das unser soziales Leben beherrscht, und die drei jüngst dahier erfolgten Häuser-Katastrophen haben gezeigt, wie richtig der Satz ist: daß jede Freiheit das Korrektiv ihres Mißbrauchs in sich selbst trägt. Weshalb sollte man, wie ehedem, von einem Bauführer verlangen, daß er des Bauens auch wirklich kundig ist? Ganz unnötig? Man überlasse jedem, zu bauen, wer will und wie er will; versteht er nichts oder baut er schlecht, so handelt er gegen sein eigenes Interesse und sein Vorgehen rächt sich an ihm selbst, indem die Häuser rechtzeitig wieder einfallen. Diejenigen, welche zufällig bei dieser Gelegenheit totgeschlagen werden, und ihre Hinterbliebenen mögen sich damit trösten, daß sie pro salute publica und zu Ehren der Manchesterschule verunglückt sind. Beruhigend

wirkt immerhin, daß die Aufsichtsbehörden keinerlei Schuld trifft, und daß lediglich in den gesetzlichen Institutionen die Ursache des eingetretenen Unglücks zu finden ist; denn diese kann man ja später einmal ändern, wenn der Stoff der Beratungen unsern parlamentarischen Körperschaften dereinst ausgehen sollte. Bei dieser Gelegenheit ließen sich dann gleich noch ein paar moderne Freiheiten mitnehmen z. B. die Theaterfreiheit, der wir den „Geschundenen Raubritter", die „Tricot-Chansonnetten" und ähnliche Kunstleistungen verdanken, die Freigebung des Wirtschaftsbetriebs und dergleichen. Freilich, wer sollte denn die Neubauten-Viertel bevölkern, bei denen in jeder Straße beinahe mehr Wirtshäuser, Gasthöfe, Restaurationen, Weinschänken, Bierhallen, Punschkneipen u. s. w. als Häuser zu finden sind? Und wie sollte ohne einen möglichst ausgedehnten Wirtshausbesuch ein genügender Anlaß gegeben sein, die Folgen der auf die menschlichen Eingeweide gemachten Attentate mittels der neuen Wissenschaft der Hygiene zu bekämpfen? Wolfgang Menzel hat in seinem Schlußwort zur „Geschichte der Deutschen" es als ein charakteristisches Zeichen der Gegenwart erklärt: daß man das Äußerste leistet zur Vollendung gediehene soziale Übel zu lindern und zu beseitigen, während man jede Prohibitivmaßregel, welche das Übel überhaupt nicht aufkommen läßt, geradezu verabscheut. Ich muß mich immer recht lebhaft an diese Worte erinnern, wenn ich sehe wie unendliche Mühe, Kosten und Wissenschaft aufgewendet wird, in den Spitälern und Krankenhäusern den dort Verpflegten Rettung und Hilfe angedeihen zu lassen, und wie wenig geschieht um die Ursachen des Krankwerdens hinwegzuschaffen. Könnten nicht beispielsweise die Lokal-Bau-

kommissionen, ebenso wie sie eine unästhetische Giebelwand in ein Walbendach abkorrigiren, auf den vorgelegten Plänen unerbittlich jene luft- und lichtlosen Löcher streichen, welche man hier als „Magdkammern“ bezeichnet und welche nach meiner Überzeugung eine der Hauptursachen sind, weshalb beinahe jedes aus der Fremde neuanziehende Dienstmädchen den Typhus durchzumachen hat? Wäre es nicht vielleicht für die Hygiene wichtiger, daß die Hofräume eine angemessene Größe bekommen, als daß die Fassaden in angenehmer Weise durch Lesinen unterbrochen werden? Selbst die „Nasenschilde“, gegen welche hierorts eine unüberwindliche Abneigung hoher Obrigkeit sich kund gibt, scheinen mir weniger gesundheitsgefährlich, als die Benützung von Souterrain-Räumen zum ständigen menschlichen Aufenthalt. Früher habe ich mich, so oft ich in Berlin war, stets gefreut, daß wir in München von jenen grauenhaften Kellerwohnungen, welche dort üblich sind, verschont seien; ich meine auch, es besteht in der Münchener Bauordnung ein Verbot derselben. Allein wenn die bisherige Praxis der Neubauten so fortgeht wie bisher, wird bald auch dieser Vorzug der hiesigen Stadt verschwunden sein. Freilich geht die Erklärung, wie denn diese Dinge, ungeachtet der entgegenstehenden Vorschriften, möglich seien, dahin, daß es sich nur um Küchen und Werkstätten handle. Allein für die Köchinnen und Küchenmägde, für die Gesellen und Lehrjungen sind doch solche ständige Aufenthaltsräume soviel wie eine Wohnung, und wenn nur erst einmal der Raum geschaffen und, durch die versenkten Fenster mit hinreichendem Dämmerlichte versehen, auch heizbar gemacht ist, so ändert sich die Küche unmerklich in ein Kochzimmer und

dann in eine Wohnstube, und nicht lange dauert es, so sehen wir zu unsern Füßen unter dem Straßen-Niveau blasse, verkümmerte, skrophulöse Kindergesichter emporschauen; allerdings ist es „nur" der Hausmeister, der Kutscher, die Milchfrau, die da wohnt, und wie die menschenfreundlichen Ausreden mitunter lauten. Doch ich schließe, hier ist der Punkt, wo die „Harmlosigkeit" aufhört; ich möchte aber nicht den guten Eindruck, den ich meinen freundlichen Lesern mitunter gemacht zu haben hoffe, zum Schlusse verlieren und, nachdem ich schon mehrfach zum Ultramontanen erklärt worden bin, auch noch als Sozialist in Verdacht geraten. Deshalb nehme ich hiermit einen freundlichen Abschied.

XIX.

München, Anfang Dezember 1877.

Alle Dinge in der Welt haben ihren Grund, nur ist nicht jeder so leicht aufzufinden, wie die Ursache, weshalb die Straßen in München behufs einer Kanalisiruug oder Gasleitung stets erst dann aufgerissen werden, wenn sie gerade neu gepflastert worden sind. Als z. B. mein alter Maestro Luigi, bei dem ich seiner Zeit Generalbaß-Studien machte, seine Erklärung vom rhythmischen Accent der musikalischen Phrase mit dem Satze schloß: „deshalb der Name Buchbinder-Arie", war ich anfänglich sehr unklar über das „Weshalb", und es bedurfte einiger glücklichen Kombinationen, um dasselbe zu ermitteln. Ich will die Erklärung, auf die Gefahr hin, manchem etwas altbekanntes zu erzählen, hieher setzen. Wir müssen uns an Don Juans

I. Act, 12. Scene, erinnern, wo Don Octavio eine Arie in G-dur (zwei Viertel Takt) zu singen hat, die mit einem Viertel beginnt, dem zwei Achtel folgen, und deren italienischer Text: dalla sua pace, ehedem durch die Worte übersetzt war: „ein Band der Liebe fesselt uns beide.“ Wenn nun der Sänger den rhythmischen Accent und den Wortaccent nicht von einander abzuheben versteht, so singt er als handle es sich um eine Liebe in Halbfranzband: „Einband der Liebe“, und da die meisten Octavios in dieser buchbinderischen Weise zu singen pflegten, so blieb der ersten Arie obiger Name, zum Unterschiede von der zweiten, welche von jeher „Fackel-Arie“ genannt wurde wegen des im Hintergrunde postirten Fackelträgers, welchen der große Textreformator der Münchener Bühne in sinniger Weise verdoppelt hat. Noch schwieriger als diese Lösung wurde es mir, die Antwort auf die Fragen zu finden, welche mir einstens ein wißbegieriger Schüler stellte und die anscheinend sehr einfach sind: „warum fängt denn das Abc gerade mit dem A an, und warum sehen denn die Buchstaben nicht anders aus, warum z. B. hat das G einen solchen Buckel?“ Ich habe drei Jahre lang meine Mußestunden auf der königlichen Hofbibliothek zugebracht, um auf dieses „Warum?“ das „Darum“ zu ermitteln, und herauszubekommen, daß der Buckel des G der letzte Überrest von der Abbildung eines Kamel-Höckers ist, und daß das Alphabet, wenn es der Erfinder (nach denselben Grundsätzen) heute herstellen würde — auch abgesehen von unseren bayerischen Kammerzuständen mit dem „W“ beginnen müßte.* Indessen, wie gesagt, ich habe,

* Als das Alphabet erfunden wurde, bezeichnete man den

wenn auch mühsam, schließlich doch diesen Grund aufgefunden und in einer (wie ich hoffe) ausgezeichneten Vorlesung seiner Zeit in jenem Hörsaale publizirt, dessen neuerlicher Umbau, aus pietätvoller Erinnerung an den großen Mann (Liebig), dem der Raum zu seinen unvergeßlichen Leistungen vollkommen genügte, vielleicht besser unterblieben wäre. Ganz unmöglich aber war es mir bisher, ich muß es zu meiner Schande gestehen, das Geheimnis nachstehender Erscheinung zu erforschen.

Wir haben in München drei Gymnasien, ein Wilhelms-, ein Ludwigs- und ein Maximilians-Gymnasium; wir haben auch eine Ludwigsstraße, eine Maximiliansstraße und einen alten ehrwürdigen nach einem edeln Herzog Wilhelm benannten Bogen. Warum liegt nun das Wilhelmsgymnasium in der Maximiliansstraße, das Maximiliansgymnasium in der Ludwigsstraße und das Ludwigsgymnasium hart am Wilhelmsbogen? Diese Frage quält mich schon seit Monaten; ich kann ihrer Lösung nicht beikommen, obwohl ich bereits ein Dutzend Professoren darüber konsultirt habe. Ich dachte anfänglich: es liege hier ein tieferer pädagogischer Grund verborgen, und es hänge die Einrichtung vielleicht mit dem sogenannten „Anschauungsunterricht“ zu-

---

A-Laut durch das Bild eines Stieres, dessen Name im Semitischen mit diesem Laut beginnt; damals begann der Frühling, der zugleich als Jahresanfang galt, dann wenn die Sonne in das Sternbild des Stieres eintrat, und deshalb kam das A an die Spitze der Buchstaben. Infolge der rückweichenden Tag- und Nachtgleichen zeigt aber jetzt der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders den Frühlingsanfang an, und sonach würde heute für den Alphabet-Erfinder dieser Anlaut an die erste Stelle gehören.

sammen, bei welchem man ja auch zum Beispiel, anstatt wie sonst das X an die Tafel zu schreiben und die Aussprache zu bezeichnen, die Kinder anleitet, Hunde zu hetzen, um ihnen auf diese anschauliche Weise den „Hetzlaut“ X leichter begreiflich zu machen. Ein weiser Mann, natürlich ein königlich „preu’ischer“ Oberlehrer, hat diese Methode in einem Bilder-ABC-Buch niedergelegt, bei welchem die Darstellung des X ein armes Kalb zeigt, auf welches ein Metzgerhund gehetzt wird und welches eine Anzahl von Buben und Mädchen umstehen, die in ihrer Freude über die Angst des Thieres in möglichst rohen Stellungen abgebildet sind. Ich empfehle dieses Meisterwerk moderner Pädagogik lebhaft zur Einführung in unseren Volksschulen; sicherlich wird durch solche Anschauungen der kriegerische Geist der Jugend wesentlich gefördert, und sonach auf der Bahn der Strammheit fortgeschritten, die ja so glücklich mittelst des Strick- und Näh-unterrichts nach Kommando betreten ist — eine Unterrichtsform, welche den an der Frauenschule Vorübergehenden glauben macht, es würden daselbst mit dem lauttönenden „Eins, zwei, drei“ nicht kleine Mädchen, sondern Rekruten instruirt. Indessen, wer weiß, wozu diese neue Methode nütze ist, denn in dieser — um mit Voltaire zu sprechen — „besten der möglichen Welten“ führt ja doch schließlich alles Übel zum Guten. Davon überzeugte ich mich wiederum in der schwierigen Lage, in der ich mich angesichts des unerforschlichen Grundes der obigen Münchener Eigentümlichkeit befinde. Denn, wenn es mir auch nicht gelungen ist, jene dunkle Frage selbst zu lösen, so haben mir doch die zu diesem Zweck unternommenen Nachforschungen eine Bekanntschaft verschafft, die ich außerdem wahrscheinlich nicht

gemacht hätte, nämlich die mit dem Münchener Stadtarchive, welches Monachia's geschichtliche Dokumente und alte städtische Akten verwahrt. In der Meinung nämlich, es möchte etwan die merkwürdige Nomenklatur unserer Humanitätsschulen einen historischen Ursprung haben, begab ich mich an einem sonnigen Sonntagsnachmittag — denn in anderer Zeit verbietet uns vielgeplagten Bureau-Menschen „des Dienstes immer gleich gestellte Uhr" an solche Allotria zu denken — in das Rathaus. Nicht in den großen prächtigen Palast, dessen Gothik mit den vorüberrollenden Stadtomnibussen und den Polkas und Mazurkas der Wachtparade in einem schwerverdaulichen Kontrast steht, sondern in jenen alten lauschigen Winkel hinter der Peterskirche, in welchem Jensens neuer geistvoller Roman „Barthenia" spielt, und wo jetzt mit Hilfe des liebenswürdigen Hrn. Civilpfarrers tagtäglich so viele Romane in die Prosa des ehelichen Lebens hinübergelangen. Also dort hinten in der Mitte zwischem dem Standesamt und der Sakristei des Hrn. Pfarrers Westermayer, demnach zwischen zwei ziemlichen Gegensätzen, liegt eines der ältesten Häuser Münchens, ein so ehrwürdiges Denkmal unserer Stadtgeschichte, daß sicherem Vernehmen nach Hr. v. . . . . nur mit entblößtem Haupt an demselben vorüberzugehen pflegt.

Ein für Erinnerungen aus der Vorzeit einigermaßen empfängliches Gemüt hat auch wirklich alle Ursache, an diesem Platze sich lebhaft angeregt zu fühlen, denn er ist Münchens historischste Stelle. Schon das Thörlein, zu dem man auf etlichen steinernen Stufen hinansteigt, ist eine Art Reliquie; zeigt doch sein eisernes Beschläge einen kunstvoll gearbeiteten Reichsadler, der aus der Zeit des Kaisers Ludwig stammt.

Und wie das Schicksal spielt: lange Jahrzehnte war er verkehrt, mit den Köpfen abwärts angenagelt, und erst in neuester Zeit — als der deutsche Adler von unserem eisernen Kanzler aus seinem verkehrten Zustande erlöst war — ward er wieder auf die Beine gestellt. Eintretend durch die Thüre gelangt man in ein trauliches Gelaß, dessen Decke von einem rein gothischen Gewölbe aus gegürteten Bögen gebildet wird, und in welchem ein ernster Anhauch mittelalterlichen Lebens von gutdenkenden Besuchern mit wenig Mühe und auch bei nicht sehr thätiger Phantasie leicht empfunden werden kann. Unwillkürlich sieht man sich um, ob nicht irgendwo in einer Ecke ein alter Ratsherr sich zeigen wird. Dort in der ausbauschenden Fensternische saßen sicherlich oftmals beim Humpen die alten Ritter Gollier, deren Familie vor fünfhundert Jahren das Haus gehörte, bis am „Eritag" (Erte, Dienstag) in der Pfingstwoche 1443 Meister Hans Evgenpeck, Kaplan an der Gollier-Kapelle, dann Peter und Hans der Sluder, Lehensherren dieser Kapelle, wie es in dem alten Kaufbriefe heißt: Haus, Hofstatt, Grund und Boden unter der großen Rathsstube sammentlich mit zwey Gemach und vier Krämen — um 200 Pfund Pfennig an die Stadt München verkauften. Hier am großen Ofen, mögen sich die Ligsalzer, die Schrenkh, die Riedler, die Barth, deren gestiftetes „Seelhaus" der moderne Finanzrat unter den Hammer bringt,* und andere Münchner Patrizier gewärmt haben, wenn sie im Kampfe mit der herzoglichen „Organisationsbefugnis" die Bestätigung der städtischen Privilegien und Rechte aus

* Das schöne, alte, ehrwürdige Barth'sche Seelnonnenwohnhaus in der Herzogspitalgasse wurde damals pietätslos vom Magistrat verkauft.

den alten Pergamenten hervorsuchen ließen, denn seit jener Zeit bis heutzutage ist das Gollierhaus als Archiv der Stadt verwendet.

Allein ohngeachtet alles Suchens, konnte ich keine Erklärung für die oben erwähnte Nomenklatur der Gymnasien ermitteln und muß also annehmen, daß der Grund jener Benennungen eines der vielen Amtsgeheimnisse des hohen Kultusministeriums bildet, von denen (wie das Volkslied sagt) „Niemand Nichts weiß.“ Dagegen habe ich bei meinen Nachforschungen einen tiefen Einblick in die ehedem in unserem lieben München bestehenden wohlmeinenden und gemütvollen Einrichtungen erlangt. Leider — mögen es mir die fortschrittlichen Herren Magistratsmitglieder verzeihen — fällt ein Vergleich nicht zu Gunsten der Jetztzeit aus.* Nehmen wir beispielsweise die Lage der Hausbesitzer vom Jahre 1877 mit jener von 1577: Während nach der jüngsten ortspolizeilichen Vorschrift der vielgeplagte Eigentümer, will er nicht der „stilllauernden Gerechtigkeit“ verfallen, sein Trottoir selbst beständig im Auge behalten muß, weil er für jede die Sauberkeit gefährdende Handlung der Vorübergehenden „primär haftbar“ bleibt, hatte die Fürsorge der damaligen Stadtväter als oberstes Organ der Straßenpolizei einen besoldeten „Ratzenklauber“ aufgestellt, der mit mehreren Gehilfen Ratten, Mäuse und sonstigen Unrat zu entfernen verpflichtet war. Wie froh wären wir armen Vorstädtler um einen solchen Ratzenklauber, da der sogenannte „Stadthauser“, dem es heutzutage obliegt, die öffentliche Reinlichkeit durch

* Ich hatte damals noch ein Haus und genoß daher alle Annehmlichkeiten, die für einen den besseren Ständen angehörigen Hauseigentümer in München mit solchem Besitze verbunden sind.

einen Wagen mit zwei Pferdegespenstern bespannt aufrecht zu erhalten, sich nur auf flehentliches Bitten und unter Anwendung von Bestechungen in der Form einiger wohlgefüllter Maßkrüge aus den gepflasterten Stadttheilen hervorlocken läßt.* Und wenn man dann liest, daß in der Gemeinderechnung von 1577 trotz dieser Wohlthat das städtische Budget mit 3361 Gulden 4 Schilling bilanzirt — da fällt dem im Jahre 1877 mit 70% Gemeindeumlagen beschwerten Bürger, der seine Straße selbst zu kehren hat, die Feder aus der Hand und er wischt sich schweigend eine Thräne aus dem Auge.

XX.

München, anfangs Oktober 1879.

Wenn man als folgsamer Jünger der modernsten Wissenschaft an die Deszendenzlehre glaubt, und dieser gemäß nicht bezweifelt, daß das Protoplasma vermittelst einer mehrere Jahrtausende hindurch fortgesetzten glücklichen Wahl seiner Eltern sich zur Monade, diese zum Regenwurm und der Regenwurm sich sodann von Stufe zu Stufe zu jenem zweibeinigen Weltwunder emporentwickelt habe, welches unter

* Es waren nämlich die Führer der Wagen, welche den Unrat zusammenzubringen hatten, nur verpflichtet, den Kehricht aus Häusern aufzunehmen, die an gepflasterten Straßen lagen. Den übrigen Hausbesitzern war es überlassen, wie sie sich von ihrem Unrat befreien wollten. Und das war sehr schwer, denn man mußte für einen jeden Korb voll einen eigenen Wagen in dem Türkengraben (näher wohnten solche Kotkutscher nicht) mieten, sofern es nicht gelang, den „Stadthauser“, der den halben Tag im Wirtshaus saß, mit Geld und guten Worten herbeizuschaffen.



der Bezeichnung „Mensch" auf der Erde herumwandelt — so ist kein genügender Grund vorhanden, nicht auch anzunehmen, daß sich dieser Mensch durch andauernde natürliche Zuchtwahl allmählich zu einem Geschöpfe höherer Art entwickeln und zuletzt so hoch steigen könne, daß möglicherweise selbst Herr Richter in Berlin, also der gescheidteste Mensch in der gescheidtesten Stadt der Welt dagegen nur noch als Mikrokephale erscheinen würde. Obwohl nun die stets fortschreitende Entwicklung der Häkelschen Lemuren den bisherigen homo sapiens bereits überschritten zu haben scheint, und beim modernen Volksschullehrer angelangt ist, so bin ich für meine Person doch leider zu alt, um der neuen Lehre in ihrer ganzen Ausdehnung mein Denkungsvermögen adaptiren zu können. Nach meiner Meinung waren, solange diese Erde steht, die Hunde — Hunde, und haben demgemäß die hündischen Pflichten zu erfüllen gehabt, und ich bezweifle sehr, daß trotz eifrigster und langandauernder Anpassung und Vererbung die Eidechse das Bellen erlernen und dereinst im Apportiren sich auszeichnen werde. Ebenso, glaube ich, wird — leider — der Mensch — immer Mensch bleiben, mag man auch noch soviel für seine Fortbildung thun und mag — wie in den Münchener Schulen der Fall sein soll — der Fortschritt selbst so hoch sich steigern, daß man das ABC abschafft und die Buchstabenreihe nicht mehr mit dem historischen A, sondern mit dem „naturgemäßen" Berliner Verwunderungsbuchstaben J anfängt.

Über das allgemeine von der Natur der Gattung gesetzte Niveau hinaus gelangt nicht der einzelne Mensch und gelangt nicht die Menschheit; mein sehr ehrenwerter Freund, Baron v. Lerchenfeld, welcher nun bald sein fünfundzwanzig-

jähriges Jubiläum als Erzieher adeliger Knaben feiert und daher gewiß als Sachverständiger anerkannt werden muß, pflegt dies mit den geflügelten Worten auszudrücken: „Es kann auch unter den günstigsten Verhältnissen niemand aus seiner Haut fahren".* Und da die Menschheit aus lauter einzelnen Menschen besteht, so bleibt sie gleichfalls in ihrer angebornen Haut stecken, mag man sich auch noch so sehr in derselben aufblasen.**

Die ältesten Urkunden der Menschengeschichte liegen seit geraumer Zeit vor uns aufgeschlagen; aber was haben die glücklich entzifferten Keilschriften neues gebracht? Doch nur, daß die Stadtvorsteher von Ninive in der Summe ihrer Intelligenz auch nicht viel unkluger gewesen sind, als heutzutage irgendwo die nach neueren Gesetzen gewählte City-Vertretung, daß die Bewohner von Babylon auch nicht anders geartet waren, daß sie nicht tiefer standen, sich nicht schlechter betrugen und nichts anderes trieben, als gegenwärtig die Bewohner dieser oder jener modernen Großstadt. Die Menschen vor Tausenden von Jahren dachten, fühlten, urteilten und strebten — wenn auch in anderen Inexpressibles und in anderen Gonellas*** steckend — doch (um im öster-

* Ohnet sagt im „Hüttenbesitzer": „l'éducation peut assoupir la nature, elle ne la change pas."

** Balzac drückt sich ähnlich aus, wenn er (Contes drolatiques II dixes Nr. 5) bemerkt: diejenigen, welche von Besserung der Menschheit sprechen, sollen nur beobachten: „le plumage des huistres et le cocquillaige des ois oiseaulx qui jamais ne chungent non plus que nos alleurs.

*** Don Giovanni, I. Akt, 7. Scene: „pur che porti la gonella", in der Grandauer'schen Münchener Bühnen-Bearbeitung recht wörtlich übersetzt, nämlich: „Doch wozu auch all die Worte!"

reichischen Kurialstile zu reden) dem „meritorischen Inhalte nach“ dasselbe, wie wir heutigen Leute. Denn nicht bloß im materiellen Bereiche des Daseins zeigt sich der „Kreislauf des Lebens“ als das oberste Gesetz aller Existenz, auch im geistigen Gebiete „dreht sich stets im Kreise des Menschen Dichten und Trachten“. Wenn wir lesen, daß ein König von Assyrien vor vielen tausend Jahren auf sein Grabmal die Inschrift setzen ließ: „Iß, trink und liebe, alles andere ist nichts wert,“ so möchte man fragen, ob diese Weisheit nicht ebensogut von einem heutigen Pariser gommeux stammen konnte. Und wer des alten Lucian reizende Hetärengespräche liest, muß er nicht glauben, die heutigen Cocotten reden zu hören?

Es ist nur eine gewisse beschränkte Summe von Ideen, die im Menschenkopfe Platz haben; die Menschheit ist in wenigen Generationen mit denselben fertig geworden. Was seitdem geglaubt, aufgefunden, von großen und kleinen Denkern als Schibboleth ausgegeben und von der Menge immer wieder von neuem als die endlich entdeckte Wahrheit angestaunt und aufgenommen wird — was ist das alles, als alte, längst gewußte, längst einmal geglaubte Dinge, die ein bißchen neues Gewand, ein bißchen neuen Firniß, ein bißchen aufgefrischtes Kolorit tragen, die aber der Kenner nur mit dem bekannten Maskenball-Spruch anreden kann: „Grüß dich Gott, bist du auch da!“ Freilich sagt Goethe irgendwo: „Die Geschichte gleicht einer großen Fuge, in welcher die Stimmen der einzelnen Völker nach und nach zum Vorschein kommen“, und er hat Recht; nur darf man nicht vergessen, daß eben in der Fuge jede Stimme dieselbe Grundmelodie zu singen hat.

Die jetzige Zeit, meine ich, wäre ganz besonders geeignet, um uns die Lehre vom „Kreislauf der Ideen" recht deutlich vor Augen zu führen. Welcher Umschwung hat sich vollzogen, seitdem ich — „ich war ein Jüngling noch an Jahren" — bei einem der jährlichen Diners der „Zwanglosen" meinen unvergeßlichen Gönner Gustav Lerchenfeld mit einem den Schutzzoll für unsere Industrie fordernden Toast (in Versen) anfeierte und damit nur ein allgemeines Kopfschütteln erregte. Und wenn ich zurückdenke, wie ich — die Stimme eines Predigers in der Wüste — mir die Hände wund geschrieben und den Hals heiser gesprochen habe gegen den französischen Handelsvertrag, von welchem unser wirtschaftlicher Verfall datirt. Wer hätte damals, wo alles an das Heil des absoluten Freihandels wie an ein nationalökonomisches Evangelium glaubte, ahnen dürfen, daß schon anderthalb Jahrzehnte später die überwiegende Mehrheit in hohen und niederen Kreisen von der Verderblichkeit der ungebundenen Konkurrenz felsenfest überzeugt sein würde! Vielleicht erlebe ich noch, daß man die Lebensmittel-Taxen unter allgemeiner Zustimmung wieder einführt, und daß so mein vor drei Jahren (vgl. Plauderei Nr. XIV) ungehört verhallter Mahnruf ex post zu Ehren kommt.

Ich sage dieses alles nicht etwa um daraus die Folgerung abzuleiten: „Gott, was bin ich für ein gescheider Mann!" — im Gegenteil, das Leben hat mich von der Wahrheit jenes altindischen Spruches vollkommen überzeugt: „Weil du allein unter allen Recht hast, eben deshalb hast du Unrecht." Wenn ich auf früheres zurückkomme, so geschieht es, weil sich unter den Erinnerungen an den höchstseligen König Maximilian II., die Bodenstedts „Königsreise" und

Dingelstedts geist- und gemütvolle „Münchener Bilderbogen" in meinem Gedächtnisse wieder wachgerufen haben, eine befindet, welche die weitblickende Voraussicht jenes edlen Herrschers bekundet, und welche deshalb der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Wir — nämlich an erster Stelle der treffliche Oberappellrat v. Endres, ich nur als Gehilfe — arbeiteten damals an dem Entwurf eines Civilgesetzbuches für das gesammte Königreich, als eines Tages an uns der Befehl erging, vor Seiner Majestät zu erscheinen. Nach eingehender Erkundigung über den Stand der Arbeit und die Zeit ihrer Fertigstellung bemerkte der Monarch in der ihm eigenen huldvoll liebenswürdigen Weise: er habe etwas auf dem Herzen, wegen dessen er uns speziell seine Anschauung habe kund geben wollen. Der Grundbesitz, namentlich der kleine („und dieser bleibt ja stets die Grundlage des Staates"), scheine ihm von der Verdrängung der Germanischen Rechtsinstitutionen durch das Corpus juris ganz besonderen Schaden gelitten zu haben. Der römischrechtliche Zeitpacht, die Hypotheken mit ihrer Kündbarkeit hingen wie ein Damokles-Schwert über dem kleinen Manne. Dem sollte man abhelfen, im älteren deutschen Recht fänden sich Vorbilder für andere, den Nichtkapitalisten besser schützende Institute." Ich war damals noch jung und wagte zu bemerken: daß solche Vorschläge von der öffentlichen Meinung sofort als feudale Versuche erklärt und damit erfolglos gemacht werden dürften, worauf der hohe Herr lächelnd sagte (so etwas merkt man sich wörtlich): „Sie fürchten nur ein schätzbares Material zu verfassen? Das kann allerdings vorerst wohl der Fall sein; aber ich denke, es kommt noch die Zeit, wo man derartige Entwürfe mit Dank begrüßt. Machen Sie sich nur

ans Werk, mir liegt daran.“ Natürlich war uns dieses Wort mehr als Befehl, wir arbeiteten mit Eifer und Liebe und kamen auch mit der Aufgabe zu stande. Jüngst nun las ich unter den Wünschen der „Agrarier im Wahlprogramm der Steuer- und Wirtschaftsreformer (Beilage zur „Deutschen Landeszeitung“ vom 5. September 1879) unter anderem folgendes: „Der ländliche Grundbesitz ist von dem Zwange des römischen Rechtes zu befreien, insbesondere ist ihm eine seiner Natur entsprechende Verschuldungsform und ein den deutschen Sitten entsprechendes Erbrecht zu gewähren.“

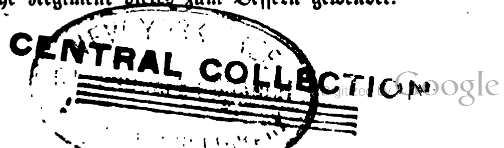
Es scheint beinahe, als sollte nunmehr jener Zeitpunkt kommen, auf welchen vor fünfundzwanzig Jahren der edle König Maximilian uns hinwies. Wenn dies der Fall und wenn man in Berlin an die Ausarbeitung von Gesetzesvorlagen in dieser Richtung denkt, möge man wissen, daß dieselben — und ich schmeichle mir, nicht allzu schlecht — bereits gefertigt in dem Archive des Staatsministeriums der Justiz dahier sich vorfinden. Man möge sie benützen; ich beanspruche dafür nicht einmal den roten Adlerorden vierter Klasse.

XXI.

München, im November 1880.*

Die sieben Weisen Griechenlands haben uns, und zwar jeder einzelne einen besonderen, lehrreiche und vorzügliche Sprüche hinterlassen; allein keiner derselben erreicht nach

* Der gütige Leser möge die Jahreszahl beachten. Seitdem hat sich — Gott sei Dank — unter des klugen und feinfühlenden Fürsten Hohenlohe Regiment vieles zum Bessern gewendet.



meiner Meinung an Wert und an praktischer Lebensklugheit ein geflügeltes Wort, welches ich unter den Heidelberger Studenten bei meinem jüngsten Besuche der alten Neckarstadt in der Mode fand. Es ist dies der kategorische Imperativ: „Mensch ärgere dich nicht!" Wahrhaftig, dieser kurze Satz, ist er nicht der Inbegriff jener über alles Kleine und Geringe erhabenen, die wahre Seelenruhe schaffenden Weisheit, welche uns als dem vernunftbegabten Wesen, als dem Ebenbilde des ewig unbewegten Weltenlenkers vor allem ziemt. Freilich schwer ist es auf diesem unvollkommenen Erdenkloße solche Weisheit zu üben, und wir haben es in jedem Augenblick des Lebens nötig, uns jenen Satz vor Augen zu halten. Sei es nun, daß morgens bei der Toilette, ungeachtet der sorgsam waltenden Hausfrau, gerade der unentbehrlichste Knopf reißt, oder daß in den berufseifrigen Dienststunden unerwartet und ungerechtfertigt eine Nase seitens des Vorgesetzten uns zu teil wird; sei es, daß mittags die allzu heiß genossene Suppe unseren Mund verbrennt, oder daß abends unser trefflich gearbeitetes Lustspiel einen „Achtungserfolg" erzielt — immer bleibt uns nur das eine souveräne Mittel gegen jedes Übel, das über uns kommt: größer zu sein als unser Schicksal, und wenn wir der Lehre gehorchen: „Mensch, ärgere dich nicht", so gehen wir als Sieger hervor aus dem Kampfe mit großem und kleinem Mißgeschick.

Deshalb ist es wirklich ein lobenswürdiges Bestreben der Musensöhne der Ruperto-Karolina, daß sie die möglichste Sorgfalt darauf verwenden, die obige Mahnung jedermann und sich selbst stets vor Augen zu halten. So findet man zum Exempel in allen Heidelberger Schreibmaterialläden Post-

karten vorrätig mit den darauf gedruckten Worten: „Mensch, ärgere dich nicht“, und in meiner angebornen Gutmütigkeit habe ich nicht ermangelt, denjenigen unter meinen Bekannten, deren Namen ich wider ihr Erwarten in der Jubiläumsordensliste nicht verzeichnet las, sofort solche Trostkarten zuzusenden. Noch wirksamer ist die in der Studentenschaft allgemein übliche und nunmehr auch von mir geübte Sitte, den Spruch mit großen Lettern an der Zimmerthür oder unter dem Spiegel zu befestigen, und ich wünschte nur, man möchte diese Art wichtige Verhaltungsmaximen in steter Erinnerung zu bewahren, etwas verallgemeinern. So wäre es beispielsweise höchst vorteilhaft, wenn denjenigen, die mit dem Regieren zu thun haben, immer ein altindisches Wort in das Gedächtnis gerufen würde, das also lautet: „Milch den Schlangen gegeben, mehret nur ihr Gift; Milde, die man einem Widerspenstigen beweist, bessert ihn nicht, sondern steigert nur seinen Starrsinn.“

Wie gut wäre es unter anderem, wenn dieser Spruch mit goldenen Buchstaben in Straßburg an der Präfektür — wie man bezeichnenderweise das Statthaltereigebäude dort noch immer nennt — angeschrieben würde, damit er den maßgebenden Persönlichkeiten nicht aus dem Gedächtnis entschwinden könnte. Nun besorgt wohl der freundliche Leser einen mehrere Spalten füllenden Beitrag vorgesetzt zu erhalten zu der in jüngster Zeit zu einem Lieblingsthema der Zeitungspolemik gewordenen Thesis, wie man das Reichsland am besten regieren könne; allein seine Befürchtung ist ungegründet. Zwar würde mir das moderne Erfordernis zur Behandlung politischer, rechtlicher oder wissenschaftlicher Fragen — daß man nämlich von der Sache über die man

seine Ansicht ausspricht, nichts versteht — im vorliegenden Falle keineswegs fehlen; allein es gähnt mich aus dem, was ich bisher hinüber und herüber gelesen, ein solcher Abgrund von Langweile an, daß ich bei Betheiligung an der Debatte meinen Freunden im eben versammelten Steuerausschusse des Landtags Konkurrenz zu machen befürchten müßte. Ich werde deshalb lediglich sine ira et studio meine Straßburger Reise-Erlebnisse schildern, und beginne mit der interessanten Nachricht, daß man auf der Place Broglie, zu deutsch auf dem „Roßmarkt", ein ganz vorzügliches Sorbet zu kosten bekommt. Eigentlich ist es kein „Sorbet", allein ich muß mich dieses Ausdrucks bedienen, weil mir der Name „Eis" oder „Gefrornes" — welches von beiden habe ich leider vergessen — wiederholt von befreundeter norddeutscher Seite als dialektische Sünde gerügt worden ist. Als ich den Preis des Genossenen, der mir mit „un franc" bezeichnet wurde, berichtigte und hiezu dem dienenden Genius ein Markstück behändigte, gab mir derselbe etliche mit dem Bildnisse Napoleons geschmückte messingene Sous heraus. Auf meine Bemerkung: ich beabsichtige nicht, nach Frankreich zu reisen, erwiderte er mit überlegener Miene: daß man andere Scheidemünze in Straßburg nicht kenne. Die Richtigkeit dieser Angabe ward mir bei weiterer Recherche in verschiedenen Läden bestätigt, und ich konnte daher in mein Tagebuch die Notiz eintragen: „Homöopathisches Mittel zur Germanisirung eines Landes; man beläßt ihm das französische Geld." Dieses Mittel erscheint um so wirksamer, als man in der Schweiz, obwohl sie zur lateinischen Münzkongregation gehört, diese Sous nicht nimmt.

Dieselbe zarte Schonung gegen alles Französische tritt uns bei einem Gang durch Straßburgs Straßen überall entgegen. Daß man den mit Franzosentum kokettirenden Kaufleuten ihr Vergnügen, französische Firmentafeln herauszuhängen nicht stört, ist natürlich; kann man ja doch selbst in München den „tailleur“ nicht völlig verschwinden machen, von den „Confections“ und den „Modes“ als Aushängschild am Laden der Frau Eulalia Knochenbuckel und des Fräuleins Ursula Zwetschgenbrühe gar nicht zu reden. Mehr Bedenken wollte mir anfänglich im Hinblick auf Art. 16 des A. D. H.-G.-Buches die Führung französischer Vornamen in den Firmen erregen; allein zum Glück fiel mir eine naturgeschichtliche Entdeckung ein, deren Kenntnis ich dem bekannten Schriftsteller und Chemiker Ernst v. Bibra verdanke: derselbe pflegte zu sagen: „Wenn man in Nürnberg zum Fenster hinausschreit: „Hangala“, so schauen zwölf Buben und zwanzig Hunde herauf und glauben, man ruft sie.“ Den Nürnberger Knaben Johann nämlich, betitelt der gebildete Vater: „Jean“ (sprich „Schang“) und die zärtliche Mutter mit dem Diminutivum: „Schangala“; von den Nürnberger Hunden aber heißt jeder dritte: „Zampala“, was mir als eine Erinnerung an die Oper „Zampa“ von Herold bezeichnet ward, und damit zusammenhängen soll, daß die Stadt Noris diesen Komponisten deshalb für ihren Mitbürger in Anspruch genommen habe, weil zu jener Zeit eine Lampenfabrik in Firma „Herolds selige Witwe“ sich in ihren Mauern befand. Und da wir eben von Komponisten sprechen, so darf ich doch das einzige Gute nicht mit Stillschweigen übergehen, welches nach Ansicht Zurückgebliebener die „Gegenwartsmusik“ mit sich gebracht hat; es ist

dies nämlich die Thatsache, daß infolge und zu Ehren der neuen Operntexte die altdeutschen Namen mit und besonders ohne Taufe wieder Mode geworden sind. Während ehedem, namentlich in der haute volée, wenn der Stammbaum eine Ahnin des 45. Grades aus Italien zeigte, notwendig der Sohn „Carlo", wenn der Vater einmal in einem ungarischen Regiment gedient hatte, die Tochter unfehlbar „Ilka", und selbst dann, wenn die Eltern irgendwo aus Rußland ein Paket Karawanen-Thee oder ein Paar Juchtenstiefel geschenkt erhalten hatten, die Kinder gewiß „Alexei" und „Sascha" heißen mußten, hören wir jetzt die Kindsmägde im Hofgarten von allen Seiten rufen: Siegfriedle, du Balg, sei brav, Elsa — Fratz, gehst her; Isoldchen, du Fackel, mach dich nicht so schmutzig, und so weiter. Mein Freund Z. wollte sogar seinen jüngst erschienenen Buben durchaus „Wotan" taufen lassen, bis ich ihm (infolge diplomatischer Intervention seiner über den Heidennamen im Gewissen beunruhigten Gemahlin) begreiflich machte, daß sich diese Benennung offenbar nur für einen Einäugigen passe.

Doch ich kehre nach Straßburg zurück. Um die französischen Kaufläden mit Erfolg besuchen zu können, ist natürlich von Seite der deutschen Beamten die Übung des fremden Idioms ein Hauptbestreben. Ein Exempel: Ich kaufe mir an der Eisenbahn ein Billet; als ich mich entferne, eilt mir ein Mitglied der kaiserlich deutschen Reichsbahn nach und überreicht mir ein am Schalter von mir vergessenes Zweimarkstück mit den Worten: „Monsieur, je crois que vous avez perdu cela." Vor Staunen über die neue deutsche Dienstsprache, vergaß ich wirklich, dem höflichen Manne zu danken; doch fiel mir zum Glück auch hier etwas ein, um mich zu trö-

sten, nämlich eine frühere Reise-Erinnerung. Es war zu Verona im Jahr 1851; ich wollte, da mir daran lag, rasch nach Rom zu kommen, den damals üblichen zweisitzigen Kourierwagen nach Bologna benützen, in welchem der zweite Platz an Reisende vergeben wurde. Mein an den k. k. österreichischen Postbeamten natürlich deutsch gerichtetes Gesuch erhielt die barsche Antwort: schon besetzt. Ein zufällig neben mir stehender Herr, der das Gespräch mit angehört, bemerkte: „So bekommen Sie hier nie etwas, geben Sie mir das Geld.“ Darauf verlangte er den Platz in italienischer Sprache und erhielt ihn sofort bereitwilligst. Von da an war ich überzeugt, daß Österreich die Lombardei über kurz oder lang verlieren müsse. Die Geschichte der österreichischen Regierungsweise in Italien, könnte hierin und überhaupt in vielem anderen den Beherrschern des Reichslandes zur Lehre dienen, wäre nicht — wie ein gewisser Goethe sich zu bemerken erlaubte:

„Wäre der Herrscher der Welt
Nicht auch der Lehre zu groß.“

Nun gehört zu „den Herrschern der Welt“ in hervorragender Weise, bekanntlich die katholische Kirche, und im allgemeinen ist sie gleichfalls der Belehrung nicht sehr zugänglich. In einem Punkt aber, habe ich gefunden, hat sie bedeutend gelernt, von den Besitzern Makart'scher Bilder, ausgestopfter See-Ungeheuer, korpulenter Riesendamen und anderer Sehenswürdigkeiten, und zwar darin, daß sie nicht mehr wie ehedem, die sichtbaren Kirchenschätze dem Publikum gratis vor Augen stellt, sondern ihre Besitztümer „arbeiten“ läßt und von Gläubigen und Ungläubigen ein Entree erhebt. In Italien wird hierin bekanntlich großes

geleistet, aber auch im lieben Deutschland macht man seine Erfahrungen.

Ich kann es nun im allgemeinen durchaus nicht tadeln, wenn der bedrängten Religion auf diese Weise pekuniär unter die Arme gegriffen wird; jedoch immerhin nur soweit es sich um religiöse Objekte handelt. Daß ich z. B. im Dom zu Köln, dafür, daß ich die Köpfe der heiligen drei Könige betrachten durfte, ein Honorar bezahlen mußte, hat meinem frommen Herzen förmlich wohlgethan, und ich habe sogar dem wackeren Küster für ein mir mitgetheiltes Extrawunder auch ein Extratrinkgeld gegeben. Es fiel mir nämlich auf, daß einer der drei heiligen Schädel erheblich dunkler ist, als die beiden anderen, er zeigt eine beinahe schwarze Farbe; ich konnte anfänglich mir dies nicht erklären, bis ich von dem explizirenden Kustoden die Belehrung erhielt: „Wissen Sie, das ist ja der Kopf vom Mohrenkönig". Für solche wunderbare Vorzeigungen, entrichtet man gern seinen Obolus; aber dafür finde ich keinen genügenden Rechtsgrund, daß man auch für den Anblick ganz unheiliger Gegenstände von Seite der Kirche besteuert wird, wie dies im Straßburger Münster der Fall ist, und wie dies der geduldige Leser aus der wahrheitsgetreuen Schilderung meines dortigen Besuches ersehen wird.

Wenn uns Deutschen das herrliche Gotteshaus in der Hauptstadt des neuen Reichslandes so sehr ans Herz gewachsen ist und von jeher war, selbst zur Zeit, da es sich in fremden Händen befand, so rührt dies wohl nicht bloß von seiner künstlerischen Schönheit her, sondern es stammt sicherlich das Gefühl, wenn auch unbewußt, aus altheidnischer ererbter Stammerinnerung. Der Straßburger Münster

steht nämlich — wie Schadäus in seinem Münsterbüchlein nach zuverlässigen Quellen berichtet — auf dem Grund und Boden, auf welchem ehedem die mystischen drei Buchen des heiligen Haines ihre Äste ausbreiteten, unter denen der Kriegsgott von den alten Germanen verehrt wurde,* und noch heute hören für Altertümer gut organisirte Seelen in stillen Nächten, den See des Gottes Tyr rauschen, der tief unter den Fundamenten der Kirche in geheimnisvoller düsterer Nacht sich ausbreiten soll.

Wie oft der Teufel, oder vielmehr dieser heidnische Kriegsgott, in seiner Funktion als christlicher Teufel den Bau zu stören suchte, welche heimtückischen Mittel er anwandte, um die Vollendung zu hindern, erzählt uns die alte Chronik, und ich bin nur froh, daß der Fürst der Hölle gegenwärtig wissenschaftlich abgeschafft ist, sonst würde er, als der Plan auftauchte, die disponibel gewordenen Kölner Dommittel auf Straßburg zu transferiren, dem Urheber dieser Idee noch ganz anders unangenehm geworden sein, als ihm Hr. Lübke geworden ist,** mit dem ich übrigens nicht ganz übereinstimme. Denn den zweiten Thurm möchte ich schon deshalb gern ausgebaut wissen, damit das bekannte steinerne Männchen (welches am fertigen Thurm angebracht ist, den Meister Erwin vorstellen soll und nach alter Sage immer nach dem fehlenden Thurm ausschaut) endlich erlöst wird.

Von den Teufeleien, welche dem Münster und was damit zusammenhängt, gespielt wurden, weiß auch die wun-

* Auch die Kathedrale von Metz ist auf solch altgeweihtem Boden erbaut, vergl. Bégin, La cathédrale de Metz, p. 75.

** Vgl. Allgemeine Zeitung von 1880 Nr. 263.

derbare Uhr in demselben zu erzählen, die eigentlich ihren Hauptruhm dem Umstande verdankt, daß sie so lange still gestanden ist. Sie konnte nämlich von ihrer Vollendung an (1580) bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts nicht in Gang gebracht werden, und es wurde mir hierüber in meiner Jugend eine Sage erzählt, die ich hier der Vergessenheit entreißen will, weil sie sogar von Bädeker und Gsell-Fels nicht erwähnt wird.* Als nach langer Arbeit der Meister sein Kunstwerk vollendet hatte, als die Glöcklein ertönten, der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und sich neigten vor dem Heiland, als die beiden Löwen, die das Stadtwappen halten, zu brüllen anfingen und als gar auch der Guller oben auf der Spitze die Flügel schlug und zweimal krähte, gleich wie der Hahn im Evangelium,** da ärgerte sich der Teufel gewaltig, und um sich zu rächen, kam er über die Herzen der Ratsherren. Er flüsterte ihnen ein, daß der Meister etwa nach einer anderen Stadt ein ähnliches Kunstwerk schaffen und sie um den Besitz ihres Unikums bringen könnte, und da sie überdies doch nicht ganz sicher waren, ob man so etwas Kunstvolles ohne höllische Beihilfe verfertigen könne, so klagten sie den armen Uhrmacher der Hexerei an, ließen zwar die zauberhafte Uhr stehen, aber dem Urheber des Zaubers die Augen ausstechen. Da bat der unglückliche Mann: man möge ihn nur noch

* Vgl. indessen Grandidier, Essais sur la cathédrale de Strassbourg, und Schneegans, Straßburger Münstersagen. In neuerer Zeit soll daraus, wie mir soeben erzählt wird, auch ein rührendes Schauspiel verfertigt worden sein.

** Dieser Guller oder Jöcker (Hahn) ist nach Dasypodius (heron mathematicus) von der früheren Uhr herübergenommen.

einmal seine Arbeit berühren lassen; man willfahrte ihm, als er aber an der Uhr stand, griff er mit beiden Händen gewaltig in das Werk — ein Ruck und alles stand still. Was geschehen ist, hat man nie erfahren, aber so viele Meister auch sich mühten und so viele Gelehrte auch studirten, niemand konnte den Fehler finden und verbessern. Selbst heutzutage, wo doch infolge der herrschenden Aufklärung der Zauberspuk beseitigt sein sollte, hat man immer noch nicht die Löwen zum Brüllen bringen können.* Indessen geht doch wenigstens die Hauptsache an der Uhr, und alt und jung erfreut sich daran, das heißt möchte sich daran erfreuen. Aber da hat die geistliche Oberaufsicht den südlichen Arm des Kreuzschiffes, in welchem die Uhr steht, mit einem Gitter abgeschlossen und dieses Gitter mit einem Vorhang verhängt, so daß niemand etwas zu sehen bekommt, wenn er nicht für das Öffnen des Verschlusses bezahlt. Woher der Küster oder sein Pfarrer die Befugnis nimmt, dieses von den Bürgern der alten Reichsstadt aus ihren städtischen Mitteln angeschaffte Kunstwerk dem Publikum vorzuenthalten, weiß ich nicht; ich signalisire aber hiermit der weltlichen Macht diesen Unfug, ich weiß keinen parlamentarischen Ausdruck dafür — einen Unfug, der eine Gelderpressung genannt werden könnte, und einen förmlichen Zorn — aber da berührt leise lächelnd die liebenswürdige Begleiterin auf meiner Münsterfahrt meinen Arm, deutet auf meinen Spiegel und den daran befestigten Spruch: „Mensch, ärgere dich nicht,“ und beschämt lege ich die Feder nieder.

* Was ich um so weniger begreife, als ja der Löwe, wenigstens der bayerische, unschwer zum Brüllen zu bringen ist.

XXII.

München, Anfang April 1882.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts führte bekanntlich jeder nur einigermaßen anständige Mensch ein Tagebuch, in welchem er gewissenhaft seine Erlebnisse, noch mehr aber seine Gedanken und Gefühle verbuchte, um jederzeit das gesammte „Soll und Haben" seines Daseins bilanziren zu können. Auch in meiner Jugendzeit stand man noch theilweise unter der Herrschaft dieser Sitte; auch wir — nämlich ich und meine Erziehungsgenossen — wurden angehalten täglich zu verzeichnen, was uns interessant genug erschien, um es für die Erinnerung aufzubewahren. Allein nur Thatsächliches durfte eingetragen werden und die möglichste Kürze, ein Zusammenfassen in eine, höchstens einige Zeilen war Vorschrift. Hierzu zwang uns übrigens schon die Form unserer Tagebücher, welche aus zwölf dünnen Heften bestanden, so daß für jeden Monat nur ein Heft, für jeden Monatstag einige Blätter bestimmt waren; mit jedem neuen Jahre kehrt man also zum ersten Blatt des Januar zurück, und durchschreitet im Laufe des Jahres alle 365 Tage; man hat so beim täglichen Einschreiben in den übereinander stehenden jährlichen Einträgen stets die ganze bisherige Lebenschronik für das jeweilige Datum vor Augen. Ein solches Tagebuch, in dem jede Gefühlsschwärmerei, jede Selbstbespiegelung und jeder Anlaß zur Produzirung sogenannter „schöner Gedanken" ausgeschlossen ist, möchte nach meiner Meinung sich als eine pädagogisch zweckmäßige Einrichtung darstellen; offenbar lebt man weniger in den Tag hinein, wenn man gezwungen wird, allabendlich sein Thun und

Treiben einer nochmaligen Durchsicht zu unterziehen, und unwillkürlich ergibt sich hierbei eine gewisse Selbstkritik, die für ein junges Gemüt läuternd und fördernd wirkt. Abgesehen hiervon aber ist es in späteren Jahren wirklich, auch bei einem in bescheidenen Bahnen verlaufenen Leben, von Interesse, von Zeit zu Zeit das Vergangene vor Augen gestellt zu sehen. Denn angeregt durch die kurzen faktischen Notizen, pflegt sich in einem nicht gänzlich ungeübten Gedächtnis sofort ein farbenreiches und oft ganz detaillirtes Gesammtbild der betreffenden Zeitperiode und des darin Geschehenen aufzurollen. Längst Vergessenes taucht wieder vor dem Blick auf; und wenn man auch erinnert wird, wieviel Gehofftes sich als trügerisch gezeigt, so findet man doch, daß noch viel mehr Gefürchtetes sich nachträglich als ganz „harmlos" erwiesen hat.

Dies ist mir an der Hand meines Tagebuches in dem eben verflossenen Monat so recht zum Bewußtsein gekommen. Wenn ich des Abends die von mir vor 34 Jahren eingezeichneten flüchtigen Notizen aus den Märztagen von 1848 durchlas, wie lebendig und wie deutlich stieg die damalige stürmische und schäumende Zeitbewegung in allen ihren Einzelheiten vor meinem geistigen Auge empor. Ich sah die Männer wieder vor mir, welche dazumal tonangebend waren — außer dem Jubilar Rosipal sind sie meines Wissens sämmtlich bereits hinübergegangen; ich meinte die Reden wieder zu hören, welche in den Köpfen der Menge zu jener Zeit „zündend" gewirkt haben, und glaubte die Gemütsaufregungen nochmals zu durchleben, welche damals uns beherrschten und bestürmten. Ach, wie viele Ideale jener Tage sind seitdem verblaßt, wie vieles, von dem man für

Fortschritt und Gedeihen des Staats und des Volkes sich das Herrlichste versprach, hat sich als Spreu erwiesen! Wie viel neue Sorgen und wie viel ungeahnte Schmerzen für Land und Leute haben sich seit jenen Tagen in Deutschland entwickelt. Eines aber war mir stets ein Trost, und bei jedem Jahresumlauf freue ich mich wieder darüber, wenn ich im Geiste nochmals alles durchgehe — recht naiv und gemütlich, ja geradezu kindlich war bei uns in München die ganze damalige Bewegung. Ich fürchte, manches ist seitdem auch in meinem lieben süddeutschen Vaterland anders geworden und heutzutage möchte eine so „harmlose" Politik, wie sie in jenen Tagen oben und unten getrieben wurde, nicht mehr möglich sein.

Das größere Publikum würde sich für eine ausführliche Rückerinnerung an die damaligen Ereignisse nach meinen Aufzeichnungen nun freilich nicht interessiren; ein paar Episoden aber, welche sicherlich nur wenigen bekannt sind, darf ich wohl berühren.

Ich und alle meine jugendlichen Freunde waren damals natürlich enthusiastische Anhänger jener Männer der liberalen Aristokratie, welche in den vierziger Jahren die Zierde der bayerischen zweiten Kammer gewesen sind; ich meine Gustav Lerchenfeld, Graf Hegnenberg, Präsident v. Rotenhan, Baron v. Lindenfels, Thon-Dittmer und andere. Welche Gunst im Volke genoß insbesondere der letztere; als am 6. März 1848 an den Straßenecken angeschlagen war: „Thon-Dittmer ist Minister des Innern", wußte man sich vor Jubel kaum zu fassen und die hübsche Bäckermeisterin ..... umarmte mich sogar freudetrunken auf dem Schrannenplatze in Anwesenheit ihres Mannes. Zehn Tage später, am

16. März, finde ich in meinem Tagebuche eingetragen: „Krawall an der Polizei, Steinwurf auf Thon-Dittmer." Dieser Steinwurf war von entscheidendem Einfluß auf mein ganzes politisches Leben und der Vorgang steht deshalb noch ganz deutlich in meiner Erinnerung. Der Tag war in ziemlicher Aufregung verlaufen; vormittags hatten wir die zur außerordentlichen Ständeversammlung eintreffenden Mitglieder begrüßt, mittags hatte ich dem Diner assistirt, welches wir als die „Ministertafel" bezeichneten und welches die oben genannten Abgeordneten in dem kleinen Hause neben dem Ministerium des Äußern,* in der trefflichen Restauration „Philipp Havard", einzunehmen pflegten, nachmittags war ein Haus, in welchem sich angeblich die viel gefürchtete Gräfin Landsfeld versteckt haben sollte, Belagerungsobjekt einer sehr gemischten Rotte gewesen,** und abends hieß es plötzlich, das Volk stürme das Polizeigebäude, weil man die oben genannte Dame darin verborgen halte. Minister Thon-Dittmer eilte sofort an den bedrohten Platz und unter anderen war auch ich in seiner Begleitung. Ich dachte, es bedürfe natürlich nur eines Wortes des bisher vergötterten Mannes, um den Krawall zu beendigen und stand hinter ihm, als er die tobende Menge anzusprechen begann. Kaum

* Das kleine Gebäude an der Ecke der Pranners- und Promenadestraße ist längst niedergerissen.

** Das „Lolasuchen" war in jenen Tagen eine wahre Manie geworden; fast täglich hieß es, die Genannte sei in München, und bald da bald dort wurde ihr Versteck angegeben. Als einmal ein Bekannter von mir unvermutet eine Hand in seiner Rocktasche spürte, den Besitzer dieser Hand festhielt und ihn zur Rede stellte, erwiderte der Strolch mit größter Ruhe: „Ja wissens, ich hab' nur die Lola suchen wollen."

hatte er aber erklärt, die Polizei habe niemanden versteckt und die Leute sollten heimgehen, so ertönte ein fürchterliches Geschrei über Verräterei und Reaktion, ein faustgroßer Stein flog daher und traf den Minister in das Gesicht, verwundete ihn auch — zum Glück nur leicht — am Munde. Diesen Stein hob ich vom Boden auf und nahm ihn auf unserem Rückzuge mit mir; später ließ ich ihn zum Beschwerstein abschleifen und gab ihm die Inschrift: „Damit dankt das Volk.“ Seitdem liegt er auf meinem Schreibpult, und wenn ich in meinem späteren Leben nie viel auf Popularität gegeben habe, so ist dieser Stein daran nicht zum geringsten Theile schuld.

Ein lustigeres Bild entschleiert sich meiner Erinnerung bei der Tagebuchsnotiz vom 26. März, welche lautet: „Wache bezogen; Nachricht vom Einfall der Franzosen.“ Ich hatte an diesem Tage als Hauptmann der zweiten Studentenkompanie unsere Hauptwache im Akademiegebäude, rechts von der Normaluhr, und war eifrig beschäftigt, das Kunstwerk eines Wachrosters zu bewältigen, als mir gemeldet wurde, in der Stadt verbreite sich die Nachricht, die Franzosen hätten bei Kehl den Rhein überschritten, durchzögen plündernd und sengend bereits Baden und Württemberg, und die Avantgarde sei schon bei Dachau gesehen worden. Damals glaubte man so etwas ohne weiteres,* und ich hielt es sofort für meine Pflicht, meine Wache in sicheren Ver-

* Sogar in Regierungskreisen, vgl. den Kammerbericht in Nr. 88 der „Allgemeinen Zeitung“ von 1848 S. 1394. „Freiherr v. Thon-Dittmer eröffnet (auf eine an den Ministertisch gerichtete Interpellation), daß gestern die unverbürgte Nachricht von einer Invasion — per Estafette hierher gelangt sei. Der König habe den



teidigungszustand zu setzen. Zu diesem Behuf stellte ich auf den nach meiner Meinung bedrohtesten Punkten Posten aus, so unter anderen einen solchen vor die hintere Thüre des Akademiegebäudes. Ich instruire denselben, auf das zum Dultplatz mündende Thor der Herzog-Max-Burg sorgfältig Obacht zu geben, sobald sich etwas Verdächtiges zeige zu schießen, und dann sich nach Kräften zu verteidigen. Hierauf sperre ich die Thüre hinter ihm zu. Kaum ist dies geschehen, so höre ich ein heftiges Poltern an der Thüre, ich sperre wieder auf und frage: „Was gibt es?" „Ja, Sie sperren ja hinter mir zu, da kann ich doch nicht hinein, wenn ich überfallen werde." „Natürlich sperre ich zu, sonst kommt ja der Feind mit Ihnen herein." „So, was ist denn aber mit mir, wenn ich da nicht zurück kann?" „Ja haben Sie denn noch nie von verlorenen Posten gehört? Ich habe Ihnen schon gesagt: verteidigen Sie sich, so gut Sie können." „So und dann?" „Nun dann sterben Sie den ehrenvollen Tod fürs Vaterland." In meiner damaligen Begeisterung meinte ich, der betreffende junge Krieger werde mir für diese ihm zugedachte Ehre dankend um den Hals fallen, aber quod non. „Das fällt mir denn doch nicht im Traum ein," sagt derselbe, stellt sein Gewehr an die Mauer, legt Säbel und Patrontasche dazu und geht davon. Ich war außer mir vor Entrüstung über diesen Mangel an Patriotismus; heute finde ich freilich, daß er der Gescheidere von uns beiden gewesen ist.

Mit der Disziplin und Strammheit sah es überhaupt

Ministerrat berufen und dieser schützende Vorkehrungen bei Ulm und an den Grenzen der Pfalz angeordnet."



in unserer Truppe* schlimm aus, obwohl wir einen trefflichen „Major“ hatten, einen echten Kernbayern, den Rechtspraktikanten Anton Wagner, genannt „Wagnertoni“, welcher mit seiner auf Mensuren jeder Art bewährten Bravour und mit seinem schwarzen Barte lebhaft an Andreas Hofer erinnerte. Schon beim Zuge von der Universität zum Akademiegebäude am 8. März (welchen unser hochgeehrter Rektor, Vater Thiersch, stattlich zu Pferde sitzend, dirigirte) verfiel ich der entschiedenen Mißbilligung meiner Freunde aus dem Offiziersstande, weil ich aus Rücksicht auf meine Glaceestiefel sorgfältig jeder Pfütze und jeder kothigen Stelle auswich, und da meine Kompanie aus gleichen Gründen es mir gewissenhaft nachmachte, so kann man sich leicht denken, in welchen Schlangenlinien unser Aufmarsch stattfand. Als ich dann später meinen Wehrleuten die ersten Begriffe des Exerzirens beizubringen bemüht war und mit der Erklärung begann: „Auf das Kommandowort „Marsch“ tritt jeder mit dem linken Fuße an“, entgegnete mir ein Kombattant aus Reih und Glied: „Das ist eine ganz ungerechtfertigte Beschränkung der individuellen Freiheit, ich sehe nicht ein, warum nicht Jeder gehen soll, wie er mag.“ Richtig trat er denn auch konsequent mit dem rechten Fuße an, die Folge

* Am 6. März nachmittags war die Bewaffnung der Studenten und die Bildung eines Freikorps aus denselben genehmigt worden. Die Formirung der Kompanien ging dann einfach so vor sich, daß einer und der andere sich als „Hauptmann“ aufwarf, seinen Namen mit Kreide über einem beliebigen Hörsaal anschrieb und hierauf in diesem Saale die Anmeldungen derjenigen Studenten annahm, die zu seiner Führerschaft Vertrauen hatten. Wer nicht genug Soldaten fand, trat mit seinen Leuten einer anderen Kompanie bei.



war, daß er bei dem ersten Patrouillengang von seinem Nachmann beständig auf die Hacken getreten ward, was mitten unter dem Marschiren ein Kontrahage zur Folge hatte.

Der lebhafteste Tag war nach meiner Erinnerung der 4. März, über den ich in meinem Tagebuch verzeichnet finde: „Studentenadresse, Rede auf dem Rathaus, Zeughaussturm, Dultplatz.“ Ich saß noch beim Frühstück, als drei Kommilitonen ins Zimmer stürmten mit der Eröffnung, es solle eine Studentenadresse beraten werden und ich müsse mitkommen. Nun war mir dies zwar auffallend, weil die drei Auffordernden bisher zu den enragirtesten Anhängern des Korpswesens gehört hatten, ich aber stets einen Anflug von burschenschaftlichen Tendenzen besaß, allein die Zeiten waren derart, daß man eine Gesinnungsänderung wohl annehmen konnte, und so ging ich mit. Während ich indessen, wie bemerkt, vordem auf der studentischen Linken gestanden war, befand ich mich in dieser Versammlung plötzlich auf der äußersten Rechten, denn die vorgeschlagene Adresse war nicht nur radikal au possible, sondern sie wollte auch der Regierung die Ansichten der Studenten über auswärtige Politik darlegen. Dazu war ich denn doch zu nüchtern, und versuchte in verschiedenen Reden begreiflich zu machen, daß in der Politik die Studenten als solche nichts Besonderes bedeuten würden, sondern, daß wir uns bei der so eben im Rathause stattfindenden allgemeinen Bürgerversammlung betheiligen müßten. Als dies durchaus nichs half, sondern sogar der Passus angenommen wurde (das Aktenstück wurde in dieser Fassung wirklich überreicht und muß sich also noch heute in den Archiven vorfinden): „Wenn Krieg, dann mit Frankreich gegen Rußland“, da verließ

mich die Geduld und ich die Versammlung, und ich begab mich auf das Rathaus. Auf dem Wege begegnete ich Hrn. Staatsrat v. Herrmann, welcher mir mitteilte, daß bezüglich der Gesinnungen des in Würzburg weilenden Kronprinzen, nachteilige Gerüchte verbreitet würden, und daß es notwendig sei, dem entgegenzutreten, was am besten durch einen Nichtbeamten geschehe. Er selbst half mir denn auch im großen Rathaussaale auf einen Tisch, von dem herab ich „aus zuverlässigster Quelle" alle Erzählungen über feindselige Äußerungen des Kronprinzen gegen die Münchener Bürger und so weiter dementirte, was einen sehr guten Eindruck machte, welcher wesentlich dadurch gehoben wurde, daß ich ein rotes Gilet an hatte, dessen Schöße länger waren als mein kurzes graues Studentenröcklein. Auf einmal ertönt der Ruf: „Die Proletarier von der Au wollen das Zeughaus stürmen und sich bewaffnen." Anfänglich Bestürzung, die aber rasch dem Entschlusse weicht, dieser gefährlichen Eventualität dadurch vorzubeugen, daß man sich der Waffen selbst bemächtige. Junge Bürger, Künstler und Studenten strömen darauf in Massen nach dem Anger und verlangen mit Ungestüm die Schlüssel zu den Waffenkammern, allein der wackere Zeugwart Rinspacher, der sie in der Tasche hat, thut nicht dergleichen, sondern schreit selbst mit und entgeht dadurch allem Verdachte. Leider hilft dieses heroische Verhalten nichts, die Thüren werden erbrochen und alles bewaffnet sich mit Morgensternen, alten Luntenflinten, Hellebarden, Armbrüsten und dergleichen antediluvianischem Gerät; etliche setzen auch Helme und Sturmhauben auf, und mein Freund . . . ., als vorsichtiger Familienvater, ergreift einen enormen Schild, hinter dem seine kurze

Gestalt völlig gesichert marschirt. So gerüstet, bewegt sich der Zug nach dem Karlsplatz und schwenkt dann rechts ein in den alten Pageriehof. Ich nahm an diesem Marsche keinen Antheil, sondern hatte inzwischen mich in der Stadt umgesehen, und war innegeworden, daß das Bürgermilitär auf dem Promenadeplatze versammelt sei, und zwar die Gewehre bei sich habe, nicht aber scharfe Patronen, daß ferner die Bürger vollständig von Militär eingeschlossen und auf dem Dultplatze — ungefähr da, wo jetzt das Schiller-Monument steht — Kanonen aufgefahren und die Kürassiere zur Charge bereit waren. Zu unseren Lehrgegenständen in der Pagerie, hatte nun auch die Taktik und Strategie gehört, und wenn auch der Unterricht in diesen Fächern (ehedem war so etwas keineswegs ungewöhnlich) nicht von einem Militär, sondern von einem königlichen Oberpostrate erteilt wurde, und ich insbesondere die Stunden der „Tiktak" (wie wir mit einer Konsequenz, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, zwei Jahre lang das Wort aussprachen), größtenteils damit ausfüllte, auf die gestellten Fragen möglichst unpassende Antworten zu ersinnen,* so hatte ich doch genügend kriegswissenschaftliches Verständnis erlangt, um einzusehen, daß die schlecht bewaffneten Fußkämpfer insgesammt verloren seien, wenn sie aus der Herzog-Max-Burg auf den

* Z. B. Auf die Frage: „Was hat eine Kavallerie-Patrouille im Felde zu thun?" Antwort: „Sie hat unter jeden Baum zu reiten, um zu sehen, ob auf demselben keine Feinde sitzen." Oder auf die Frage: „Warum haben die Chevaulegers, ungeachtet die gerade Waffe viele Vorzüge besitzt, doch krumme Säbel?" Antwort: „Weil die geraden Säbel nicht in die krummen Scheiden hineingehen würden" u. s. w.



Dultplatz debouchiren würden. Ich war deshalb auf Umwegen zurückgeeilt und erschöpfte mich in Bemühungen, dieses begreiflich zu machen. Natürlich vergeblich; der freiheitsbegeisterte Haufe — und es war die Elite der Studenten und Künstlerjugend dabei vertreten — stürmte blindlings auf den freien Platz hervor, und ich kann heute noch nur mit innerlichem Entsetzen daran denken, welcher namenlose Jammer über Hunderte von Familien gekommen wäre, wenn die mit Kartätschen geladenen Kanonen damals gesprochen hätten. Zum Glück geschah dies nicht. Vielmehr erschien bekanntlich Se. königl. Hoheit der Prinz Karl von Bayern mit der Botschaft von der allerhöchst bewilligten Einberufung der Kammern, und zwar ritt der heldenmütige Prinz, was uns alle sofort zu einem begeisterten Hoch hinriß, ganz allein, furchtlos und mit der größten Ruhe unter die Haufen herein, freundlich und besänftigend zum Auseinandergehen ermahnend. Nur einen Augenblick sah ich den edeln Herrn erregt werden, als ihm aus der Menge heraus zugerufen wurde, ob das auch wahr sei, was er sage. „Wer sind Sie, der mich das fragt?" sprach er, auf den Rufenden zureitend, mit erhobener Stimme. „Ich bin der „Wagnertoni" war die Antwort. „Nun wohl, ich bin Prinz Karl von Bayern, und was der versichert, wird der Wagnertoni wohl glauben können." Unser nachmaliger Major, der, wie schon oben erwähnt, ein durchaus wackerer Bursche war, reichte ihm jetzt treuherzig auf das Pferd hinauf die Hand und sagte: „Wohl, wohl, jetzt glaub' ich's." Darauf erneutes allgemeines Hoch und jubelnder Rückmarsch in das Zeughaus, wohin so ziemlich alles dort Hinweggenommene redlich wieder abgeliefert wurde.

Ich wollte zur Erinnerung mir jüngst diese Waffen wieder einmal besehen; allein in den früheren Aufbewahrungsräumen fand ich davon nichts mehr, als ihren treuen Wächter, den inzwischen auch hübsch alt gewordenen Freund Rinspacher. Seine Pfleglinge sind dem Nationalmuseum übergeben und dortselbst aufgestellt. Dafür ist das ehemalige Zeughaus, Dank dem opferwilligen Bemühen einer Anzahl von hervorragenden Kunstliebhabern und Bürgern, jetzt mit Schätzen ausgerüstet, welche für den Freund der Geschichte unserer Stadt und ihrer Entwicklung nicht minder wertvoll sind, als sein vormaliger kriegerischer Inhalt. In den betreffenden Räumen wird nämlich zur Zeit die sogenannte Maillinger-Sammlung aufbewahrt, welche von dem hiesigen weitbekannten Kunsthändler Joseph Maillinger in jahrelangem Forscherfleiße zusammengebracht und dann „auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ einer Verlosung für die Stadt erworben wurde. Die früheren Schutz- und Trutzwaffen starren dem Besucher nun nicht mehr entgegen, die ehedem hier prangenden Trophäen und Fahnen schweben nicht mehr siegesrauschend über seinem Haupte, die alten Hörner, Trommeln und Pauken ertönen nicht mehr in träumerischer Reminiszenz an die Schlachten bei Ampfing und Gammelsdorf, woselbst sie die mit Münchener Kraft geführten Hiebe der Bürger und Insassen mit ihrer Melodie begleiteten. Sanft, ordentlich und nüchtern präsentirt sich jetzt dem Eintretenden nur eine Reihe von Schränken und Mappen; aber wenn mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung der Aufseher das „Sesam thu dich auf“ ausspricht, und man mittelst einer im ordentlichen Instanzenzuge erlangten Erlaubnis die Schränke und Mappen ansehen und

benützen darf, so staunt man über den Reichtum ihres Inhalts, und bewundert, wie es möglich war, alle diese Schätze dem nagenden Zahne der Zeit zu entreißen und nun zu Nutz und Frommen aller Wissenslustigen und zum Gebrauche für Forscher, Künstler und selbst für neugierige Dilettanten auf ewige Zeiten, oder wenigstens auf so lange, als sich Kupferstiche, Holzschnitte und Druckwerke bei sorgsamer Behandlung überhaupt erhalten lassen, aufzubewahren. Welchen Umfang die Maillinger-Sammlung hat, kann man schon daraus entnehmen, daß der Katalog über dieselbe, welcher unter dem Namen „Bilderchronik der k. Haupt- und Residenzstadt München" gedruckt ist, drei stattliche Oktavbände füllt und über nahezu 11,000 Nummern, die zusammen gegen 30,000 Objekte umfassen, Aufschluß ertheilt. Dem Sammler hat die Idee vorgeschwebt, ein vollständiges Bild der Entwicklung unserer Stadt von der Zeit an zu geben, zu welcher ihr eigentliches Wahrzeichen, die liebe Frauenkirche mit ihren originellen Thürmen,* entstanden ist, also etwa von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an; natürlich nur soweit es sich um Mittel der graphischen Künste, Kupferstichkunst, Holzschneiderei und Buchdruckerei handelt. Wir finden also Pläne und Ansichten der Stadt und ihrer wichtigeren Gebäude aus den verschiedenen Zeitperioden; Abbildungen der im Stadtgebiete vorgekommenen oder die Interessen von München näher berührenden Begebenheiten und Thatsachen; die an diesen Ereignissen näher

* Das erste Bild zeigt übrigens die Thürme noch nicht gehelmt oder vielmehr mit dem jetzigen eigentümlichen Kuppeldache versehen, sondern auf diesem tragen beide Thürme nur eine gezinkte Mauerkrone.



betheiligten Personen in möglichst gleichzeitigen Portraits und so weiter. Fast noch wichtiger aber wird die Sammlung dadurch, daß sie ein überreiches kunstgeschichtliches Arsenal darbietet, aus welchem man die schärfsten Waffen gegen die Versuche jener „neidischen Neidlinge“ entnehmen kann, welche die Blüthe der schönen Künste in Isar-Athen als eine erst in diesem Jahrhundert treibhausartig erzeugte hinzustellen trachten. Wer sich nicht vorher schon mit detaillirten Studien abgegeben hat, staunt über die große Anzahl von Künstlern, die sich konstant in den letzten vier Jahrhunderten dahier aufgehalten haben. Es ist deshalb ein äußerst glücklicher Gedanke und zeugt von tiefer Kenntnis der psychologischen Eigentümlichkeit des homo sapiens Monacensis, welcher nur das anzusehen pflegt, was ihm unmittelbar vor Augen gebracht wird, daß der unermüdlich für Münchens Ehre bedachte Stadtchronist im Verein mit Hrn. Ludwig Schreibmaier, dem thätigen magistratischen Verwaltungsrate der Sammlung, sich der Mühe unterzogen hat, nach und nach die wichtigeren Bestandteile der erworbenen Schätze öffentlich auszustellen. So wurde am 24. August 1880 die Sammlung feierlich inaugurirt, durch eine zu Ehren des Wittelsbacher Jubiläums veranstaltete „Wittelsbacher Ausstellung“, in welcher alle, auf unser hohes Herrscherhaus bezüglichen, besonders interessanten Nummern in passenden Rahmen exhibirt wurden. Nach entsprechender Frist wurde diese Ausstellung gewechselt, und so sollen immer wieder andere Nummern gezeigt werden. Zur Zeit ist eine die Stadtgeschichte und die Entwicklung ihrer Kunst in den Jahren 1468—1597 illustrirende Kollektion aufgehängt. Da mögen denn die jetzt hier lebenden Kunstjünger mit Stolz und Freude in

Martin Zasinger, Barthel Beham, Ambros Gemlich, Hans Muelich, Christoph Schwarz, den Gebrüdern Sadeler und anderen ihre Münchener Vorgänger bewundern, und wenn sie (unter Nr. 141) einen Kupferstich des um 1590 florirenden Hans Spiechart sehen, welcher Venus und Amor zwischen zwei Schildwachen darstellt, so wird sich gewiß einer oder der andere angeregt fühlen, diese Idee für einen Ehrenbecher zu verwerten, welcher vielleicht passend sein möchte, dem Vater des neuerlassenen Konkubinatsgesetzes überreicht zn werden. Es würde dann doch der Hirsch mit der Uhr auf dem Buckel nicht mehr allein im kunstgewerblichen Walde herumlaufen.

XXIII.

München, im Mai 1882.

Man hat von sehr gewichtiger Seite die in meiner letzten Plauderei gebrauchte rhetorische Figur von einer „Reminiszenz der Pauken und Trommeln" des früheren bürgerlichen Zeughauses an die Schlachten von Gammelsdorf und Ampfing (Anno 1313 und 1322) beanstandet, weil diese musikalischen Mittel zur Erhöhung des militärischen Mutes erst seit den Türkenkriegen bei uns eingebürgert seien. Nun, schon der Apostel Paulus sagt: „Unser Wissen ist Stückwerk," und wenn ich auch — Gott sei Dank — nicht genötigt bin, zu dem Dogma der Infallibilität verneinende oder bejahende Stellung zu nehmen, so viel weiß ich jedenfalls, daß ich selbst nicht unfehlbar bin. Ich kann mich also recht wohl einmal geirrt haben, allein so völlig, als mir vorgehalten wird, ist es doch nicht der Fall. Was

vorerst die Pauken betrifft, so hat nach dem zweiten Buch Mosis (Kapitel XV Vers 20) schon Miriam die Prophetin, Aarons Schwester, „eine Pauke in ihre Hand genommen“, und Jephtas unglückliche Tochter zieht nicht bloß in Händels Oratorium, sondern auch im Buch der Richter (Kap. XI Vers 31) ihrem Vater „entgegen mit Pauken und Reigen“. Die Trommeln allerdings gehen nicht so weit in das Altertum zurück, und selbst der unermüdlich sammelnde Schöpfer unseres Armee-Museums, der Rater und Helfer aller bedrängten historischen Forscher, Hr. Oberstleutnant Würdinger, konnte mir in seiner höchst interessanten und sehenswerten Sammlung kein älteres als ein aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammendes derartiges Instrument zeigen, eine Janitscharentrommel, die aber freilich dafür auch mit einer Menschenhaut bespannt ist. Diese Art von Trommelfell scheint nämlich ehedem nicht selten gewesen zu sein; auch von Ziska, dem Hussitenführer, erzählt man, er habe angeordnet, daß nach seinem Tode seine Haut auf eine Trommel gezogen werde, und der wilde Klang derselben soll seine Scharen immer noch wie die Stimme des blinden Helden begeistert haben. (Die Preußen fanden, als sie 1743 Glatz eroberten, diese Reliquie und brachten sie nach Berlin.) Naturforscher behaupten zwar, das seien leere Sagen, man könne Menschenhaut nur gerben, so lange sie auf dem Leibe getragen wird; dagegen aber kann ich mit einem historischen Dokument auftreten. In den Aktenstücken der französischen Revolution* findet man einen Rapport vom „quatrième

* **Abbé Montgaillard**, Histoire contemporaine. Vol. IV p. 290.

jour des sansculottides an II“ (20. Septbr. 1794) sur la situation de la république, welcher unter anderem berichtet, daß sich in Meudon ein patriotischer Fabrikant damit beschäftige, die guillotinirten Vaterlandsverräter wenigstens nach dem Tode für die Menschheit nützlich zu machen, indem er aus ihrer Haut Leder fabrizire.* Die Haut der Männer sei dauerhafter als Gemsenleder, hingegen gebe der Überzug der Frauen nur ein wenig haltbares Produkt, dafür aber sei dieses schmiegsamer und dehnbarer: der citoyen Egalité (der vormalige Herzog von Orleans) habe Inexpressibles nur noch aus solchem Leder getragen; die Mitglieder Barère und Vadier trugen sogar Stiefel davon;** da man solch nützlichen Gewerbefortschritt unterstützen müsse, beantragte man eine Subvention von 45,000 Francs. Dieser Antrag wurde auch vom Nationalkonvent einstimmig genehmigt. Unsere verflossene zweite Kammer, die mit Verweigerung des Dispositionsfonds den Witwen und Waisen die Haut über den Kopf zog, könnte man auf dieses Beispiel verweisen; „seht die Wilden sind doch bess're Menschen.“

Doch kehren wir zu unseren Trommeln zurück. Weiter als bis zu den Türkenkriegen gehen sie jedenfalls hinauf; die

* Nach dem Erscheinen dieser Plauderei in der „Allgemeinen Zeitung“ erhielt ich einen Brief von einem Professor am Collège Bourbon in Paris, welcher es beklagte, daß diese von der Restauration erfundene Fabel sogar von einem so „Aufgeklärten“, wie der „Plauderer“ offenbar sei, geglaubt werde.

** In Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie, 14. Auflage S. 559, findet sich, wir mir ein junger, medizinischer Freund soeben mitteilt, die Notiz, daß Granier de Cassagnac ein in Menschenhaut gebundenes Exemplar der Konstitution von 1793 besaß.

Türken haben sie wohl von den Persern oder Arabern überkommen, wie denn das Wort „tanbhur“ ein arabisches ist, indessen ursprünglich ein Saiteninstrument bedeutet.* Im altfranzösichen Rolandslied, das doch mindestens ins zwölfte Jahrhundert zurückreicht, findet sich die Stelle: „Marsilies en Sarraguce fait suner ses tâburs“ (édition Gautier I. v. 851),** und im Parzival (572, 2) heißt es: „als der wol zweinzic Trummen sluege hie ze tanze“. Daß solche Instrumente gegen Ende des 14. Jahrhunderts bekannt waren, beweist die der Trumel erwähnende Stelle in den Minnesingern (herausgegeben v. Hagen III. 197[b] 11). In Deutschland sind Trommeln wohl erst in den Zeiten der Landsknechte militärisch verwendet worden, wie denn auch der „Marsch“ (als musikalische Form) nicht älter sein dürfte, als der dreißigjährige Krieg, weshalb es kaum zu verwundern ist, daß der Marsch, unter dessen Klängen der tote Held Siegfried über die Bühne getragen wird, in seinen Motiven der Schubert'schen Lieder-Epoche entstammt. Allein was schadet so ein kleiner Anachronismus. Gibt es ja doch so unendlich vieles in dem Bereiche unseres Wissens, bei dem es uns ergeht, wie etwa bei den Bewegungen unseres Körpers oder bei den täglich sich wiederholenden Erscheinungen

* Tambûr ist ein persisches Wort.

** Marsilies war der heidnische König; die Christen trommeln nicht im Rolandsliede, sie blasen entweder Hörner (de cels de france les corns avum oit (II. v. 2132) oder Trompeten (ost funt mil graisles suner, I. v. 700). Graisle von gracilis = dünneres Horn. Im Kampfe werden übrigens auch auf Seite der „Mohren“ nur Blasinstrumente erwähnt: set milie graisles i sunent la menée (II. v. 1454).

der Natur. Weil wir bei all diesem von jeher gewohnt sind es zu wissen, und uns daher einbilden, es vollkommen inne zu haben, kommt es uns selten in den Sinn, zu prüfen, wie weit sich denn unser Wissen erstreckt, bis wir auf einmal darauf kommen, daß wir eben auch davon eigentlich nichts wissen. Was wird z. B. in unserer Zeit der Parlamente, Versammlungen und Vereine das Jahr über geredet und gesprochen, und wie viele von den Rednern und Sprechern haben sich wohl schon die Frage vorgelegt: wo und wie ist denn die menschliche Sprache entsprungen? Da war König Psammetich von Ägypten doch schon etwas wißbegieriger; er wollte (nach Herodot, Buch II, Kap. 2) auf dem Wege des Experiments darauf kommen, welche Sprache die älteste, dem Menschen angeborene sei. Zu diesem Zweck übergab er zwei neugeborene Kinder einem Hirten mit dem Befehle, sie einsam aufzuziehen und nie ein Wort vor ihnen auszusprechen. Nach Verlauf einiger Zeit, als sich der Hirt den Kindern einmal genähert, hätten sie — so wird erzählt — die Hände ausgestreckt und gerufen: βῆκος, wekos. Da nun das Wort wekos ein phrygisches ist und „Brot" bedeutet, war man am ägyptischen Hofe seitdem der Ansicht, daß die phrygische Sprache die Ursprache, diejenige Sprache sei, welche alle Menschen reden müßten, wenn sie keine andere gelehrt würden. Und weil man im Schwäbischen „Weck" anstatt „Semmel" sagt, behauptete auf Grund der Herodotischen Mitteilung der Herr Professor Täubele aus Lauingen steif und fest, die Schwaben seien das Urvolk, und nur der schwäbische Dialekt eigne sich zur Weltsprache. Vielleicht wegen seines schwäbischen Ursprungs wollte denn auch Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, das Experiment

des ägyptischen Königs wiederholen; allein es scheint, die jungen Menschen sind inzwischen in ihrer Konstitution zarter geworden. Die beiden kaiserlichen Probekinder starben, ehe sie zum Sprechen kamen, und zwar, wie berichtet wird, aus Melancholie und Schlaflosigkeit. Denn weil die Kinderfrau kein Wort sprechen durfte, war es ihr unmöglich gemacht, ihre Pfleglinge durch Wiegenlieder in den Schlaf zu singen, und eine so wortlose Stille — erklärt der Chronist Salimbeni, dem wir diese Erzählung verdanken (Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. III S. 491) — könne von der menschlichen Natur nicht ertragen werden. Dies stimmt nun freilich nicht mit der Meinung des heiligen Augustinus überein; dieser behauptet im Gegentheile (Liber de quantitate animae Cap. XVIII nr. 31), „der Mensch könne von Natur aus überhaupt nicht reden, ein Kind, unter Stummen groß geworden, würde nicht sprechen“ — ein Satz, den er vielleicht nicht aufgestellt hätte, wenn ihm die modernen Berufsparlamentarier bekannt gewesen wären, die ja ganze Sitzungsperioden hindurch unter ihren stumm stimmenden Parteigenossen ganz allein das Wort führen und deren Nachkommenschaft, wenn anders die Lehre Darwins irgendwie begründet ist, das Schwätzen notwendigerweise durch Vererbung angeboren sein muß.

Noch weniger als über den Ursprung der Sprache, pflegen wir über den Ursprung der einzelnen Worte nachzudenken. Wer sich nach Tisch ausruhend in seinen Fauteuil lehnt, glaubt sicherlich, er benütze ein französisches Möbel. Anstatt dessen sitzt er (durch die Formen „faudeteuil“, wie Nicod, der Verfasser des ersten französischen Wörterbuchs, schreibt; früher „faudesteuil“, wie das Wort in den Assisen

von Jerusalem* lautet, und ursprünglich „faldestoel", wie es in meinem lieben Rolandsliede** heißt) lediglich auf dem echt deutschen „Feldstuhl". Und dieser Feldstuhl heißt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, deshalb so, weil er im „Felde" zu gebrauchen ist, sondern er ist im Althochdeutschen (s. Graffs Sprachschatz, Bd. VI S. 664) ein valtstuol, ein Stuhl, den man zusammenfalten kann. Man wird mir einwenden, daß man doch niemandem zumuten könne, sich bei jedem Wort, das er ausspricht, im Rolandslied oder in anderen Schriften der Vorzeit umzusehen, um dessen Stammbaum zu enträtseln. Allein es kommt auch bei den allerneuesten Schöpfungen der linguistischen Mode vor, daß man nicht weiß, was man sagt. Eines der modernsten Beispiele ist in dieser Hinsicht der Ausdruck „Chauvinismus." Nicht nur, daß man dieses Schlagwort tagtäglich gedruckt liest und in Reden verwendet, ohne zu fragen, was es denn eigentlich für einen Sinn habe, auch die Bücher, aus welchen man in der Regel über solche Dinge Aufschluß erholt, lassen uns im Stiche oder berichten uns falsch. Ich habe mir viele Mühe gegeben, der Sache auf die Spur zu kommen, und mehrfache Korrespondenzen mit Pariser Sachverständigen gepflogen; hier das Resultat meiner Recherchen: Das Wort „chauvinisme", welches jetzt für jeden blinden Patriotismus gebraucht wird, bezeichnete anfänglich nur die

* Liv. I. 30. „L'on a un faudesteuil devant l'autier (l'autel) et la s'appui le Rei en afflictions." Die „Assisen von Jerusalem" sind bekanntlich das Gesetzbuch der Kreuzfahrer.

** Chant de Roland I. v. 407.
„Un faldestoel ont suz l'ombre d'un pin
Envolupet fut d'un palie (Seidenstoff) d'Alexandrin."

übertriebene Vorliebe für das Militär, und zwar speziell für den Napoleonischen Kriegsruhm. Allgemeines Schriftwort ist es jedenfalls erst nach 1842 geworden; denn in der in diesem Jahre erschienenen Ausgabe von Mozins Dictionnaire findet es sich noch nicht. Der älteste nachweisliche Gebrauch zeigt sich in einem ziemlich schwer aufzutreibenden Vaudeville von Bayard und Dumanoir: „Les aides de camp“, welches zum erstenmale am 1. April 1842 auf dem Théâtre du Gymnase aufgeführt wurde. Es kommt eine Generalin darin vor, welche, obwohl sie Bankierstochter ist, eine große Vorliebe für das Militär zur Schau trägt, d. h. nämlich für die jungen Adjutanten ihres Gemahls (was ja mitunter vorkommen soll, wenn der General alt und die Generalin jung ist), und da sagt in Scene II der General: „Vous êtes sortie de la finance, mais depuis votre mariage vous êtes entrée dans le chauvinisme comme ils disent.“ Der letztere Zusatz zeigt, daß der Ausdruck „chauvinisme“ schon damals ein im gewöhnlichen Leben gebräuchlicher war. Daß derselbe von „Chauvin“ abgeleitet und daß letzteres Wort ein Eigenname ist, scheint sicher, aber nun gehen die Meinungen sehr auseinander.* Littré (in seinem eminenten Wörterbuch, dem wir vor der Beendigung von Grimm nichts gleiches gegenüberstellen können) gibt an, daß in den nach der Rückkehr des Kaisers aus Elba im Volke behufs der Agitation für Napoleon verbreiteten Zeichnungen der auf denselben regelmäßig vorkommende alte Grenadier „Chauvin“ geheißen habe. Das Brockhaus'sche Konversationslexikon und ebenso

* Döllinger (vgl. v. Kobell S. 70) scheint die Bezeichnung mit dem Calvinismus und dessen Intoleranz in Beziehung zu bringen.

Pierers Realencyklopädie behaupten dagegen, in der im Jahre 1815 aufgelösten Loire-Armee hätten sehr viele Soldaten den Namen „Chauvin" geführt; diese hätten, in das bürgerliche Leben zurückgekehrt, sich übertrieben Napoleonisch benommen, und deshalb habe Scribe in seinem Lustspiel „Le soldat laboureur" dem darin vorkommenden alten Soldaten den Namen „Chauvin" beigelegt. Dieser Scribe'sche soldat laboureur spukt dann weiter in Meyer, Manz und sonstigen Lexicis und Encyklopädien, soll von Horace Vernet gemalt und von Chénier gezeichnet worden sein u. s. w. Nun hat aber Scribe niemals ein Stück dieses Namens geschrieben; der soldat laboureur (den ich nach vielen Versuchen endlich aus Paris erhielt) ist eine comédie villageoise von Francis, Brazier und Dumersan, wurde am 1. September 1821, also unter der Restauration, zum erstenmale (im Théâtre des Variétés) aufgeführt, und der darin vorkommende Soldat heißt gar nicht Chauvin, sondern Francoeur. Das Lustspiel, in welchem Chauvin als Person vorkommt, ist nicht von Scribe, sondern von den Brüdern Théodore und Hippolyte Cogniard, es wurde am 19. März 1831 zum erstenmale (in den Folies Dramatiques) aufgeführt und heißt nicht „Le soldat laboureur", sondern „La cocarde tricolore". Es spielt in Afrika und behandelt die Eroberung von Algier; den Namen Chauvin führt nicht der alte Troupier (dieser heißt La Cocarde), sondern ein junger Rekrut, der ungemein viel spricht, große Bravour entwickelt und mehrere Couplets zu singen hat mit dem Refrain:

„J'suis Français, j'suis Chauvin,
J'tape sur le Bédouin!"

Das Stück hatte seiner Zeit ungemeinen Erfolg und

es ist sehr begreiflich, daß aus dem Couplet der Ausdruck als typischer entnommen wurde. Die Gebrüder Cogniard haben nun kaum den Namen erfunden, vielmehr ist anzunehmen, daß sie ihn einer wirklichen Person entlehnt haben. Zwar was Alphonse Daudet in seiner reizenden Kauserie „la mort de Chauvin“ (Contes du lundi, Paris 1873) erzählt, er habe Herrn Chauvin zum erstenmale bei Beginn des spanisch-französischen Zwischenfalles gesehen, derselbe habe am frenetischsten gerufen: „à Berlin, à Berlin“, er sei später der Eifrigste gewesen über „trahison“ zu deklamiren und schließlich sei derselbe aus Mißverständnis von den nach Bewältigung der Kommune in Paris einziehenden Truppen erschossen worden — all dies ist offenbar nur „un conte“ und der Name soll hier nur das blinde Stockfranzosentum allegorisch bezeichnen. Dagegen scheint mir „un vieux Parisien“ (im „Figaro“ von 1882 Nr. 41) historisch zu referiren. Er behauptet, den Monsieur Nicolas Chauvin persönlich gekannt zu haben; dieser sei abgedankter Napoleonischer Soldat gewesen mit zweihundert Francs Pension. Er habe siebzehn Wunden in den Kriegen davongetragen gehabt, sei mit der Ehrenlegion dekorirt gewesen, und ungeachtet seiner vielen Leiden und Entbehrungen habe er immer nur von der Gloire seines Kaisers geschwärmt; ihm zu Ehren hätten dann die Cogniards den Namen gewählt. Für uns paßt nun offenbar der Ausdruck gar nicht, denn außer den einzelnen Trägern der Helena-Medaille hat es diesseits des Rheins in neuerer Zeit doch herzlich wenig Napoleonsschwärmer gegeben. Es ist deshalb an sich ungerechtfertigt, daß wir das Wort dennoch übernommen haben, und daß man jetzt auch von deutschen Chauvinisten spricht. Aber

wir sind eben Jahrhunderte lang durch unsere Geschichte so wenig zu einer extravaganten politischen Eigenliebe veranlaßt gewesen, daß wir die Bezeichnungen für diese Eigenschaft überhaupt sämmtlich haben importiren müssen. Exaltirt, fanatisch, zelotisch, alles sind Fremdwörter. Auch diese sind linguistisch recht interessant.

„Fanatisch" hat dieselbe Wurzel wie „profan"; Fanatiker sind Leute, die in den Tempel (fanum) selbst hinein dürfen, und derlei Privilegirte sind immer mehr begeistert als diejenigen, die vor dem Tempel (pro und fanum) stehen bleiben müssen. Was die „Zeloten" betrifft, so wäre dies so recht eine Bezeichnung für die jetzigen Antisemiten; denn der Parteiname stammt aus Jerusalem. Kurz vor jenen in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt fallenden Kriegen, welche nach einem bekannten Kunsthistoriker nur deshalb geführt worden sind, damit Kaulbach später seine Zerstörung von Jerusalem malen konnte, nannten sich diejenigen Juden, welche durchaus keine Verständigung mit den Römern wollten, sondern (nach jetziger Diktion) die Devise hatten: „Palästina für die Juden", die Partei der Zeloten (Flavius Josephus, de bello Judaico Lib. VII). Vermutlich deshalb, weil in der bekannten Bibelstelle: „Ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott" (2. Mos. XX. 5, 5. Mos. V. 9), die Eigenschaft, durch welche der speziell hebräische Adonai Zebaoth charakterisirt wird, von der Septuaginta mit: *Ζηλοτῆς ϑεός* übersetzt war. Von jener Partei wurde dann allmählich der Name auf alle Eiferer übertragen und der Ursprung der Bezeichnung nach und nach vergessen.

Manchmal erklärt sich eine Redensart überhaupt nicht, sondern sie beruht auf einem bloßen Mißverständnis. Ich

habe mich lange über das übliche Wort geärgert: „Er hat sein Schäflein im Trocknen," weil dasselbe durchaus keinen vernünftigen Sinn hat. Erstens wäre jemand, der nur ein einziges Schaf besitzt, wenn es auch noch so trocken ist, doch wahrhaftig nicht besonders beneidenswert; dann aber weiß jedermann, der auf dem Lande gelebt hat, daß zwar der Schäfer, um trocken zu bleiben, sich in seinen Karren legt, die Schafe aber, auch wenn es regnet, unbedeckt im Pferch bleiben und sich vermöge ihrer Wolle aus dem Naßwerden gar nichts machen. Weise Männer haben daher auch dem obigen Satze durch allerlei Modifikationen einen Sinn beizubringen versucht. Hölty sagt: „Er hat sein Scherflein im Trocknen," H. Kleist aber: „Er hat sein Schäflein im Trocknen geschoren." Allein beide Variationen sind weder drastisch genug, um ein Sprichwort zu begründen, noch haben sie sprachlichen Boden.*

Da stieß mir im „Courrier de Vaugelas"** eine Er-

---

* Auch hierüber bekam ich (vgl. Plauderei Nr. XXVII) einen Brief, und zwar einen sehr groben. Man warf mir darin vor, ich wisse nicht einmal, daß man die Schafe, ehe sie geschoren werden, in das Wasser treibt. O weiser Daniel, wie oft habe ich als Junge selbst geholfen, diese Schurwäsche zu besorgen (ich bin einmal selbst dabei ins Wasser gefallen). Aber was gewinnt denn der Schafbesitzer, wenn die Schafe wieder aus dem Wasser heraus sind? Wenn es noch hieße: „er hat seine Wolle im Trocknen".

** Der „Courrier de Vaugelas" ist eine seit 1. Oktober 1868 in Paris von Professor Martin herausgegebene, alle vierzehn Tage erscheinende Zeitschrift, welche sich nur mit der französischen Sprache, ihren Regeln, Redewendungen und Eigentümlichkeiten befaßt. Der Courrier (nach dem 1585 geborenen und 1650 gestorbenen berühmten Claude Favre de Vaugelas benannt; cf. Firmin Didots „Nouvelle Biographie Générale", Vol. 45 p. 1026) enthält eine Fülle der inter-

klärung des französischen Spruches auf: „il parle français comme une vache espagnole.“* Auch dies ist an sich ein Unsinn; denn eine spanische Kuh spricht nicht schlechter französisch als jede andere, und sie spricht auch nicht besser spanisch als sie französisch spricht. Der Satz erklärt sich aber sehr gut, wenn man weiß, daß die Bewohner der Umgegend von Bayonne, welche einen nur schwer verständlichen Dialekt sprechen, Vasco (von vaso, baskisch: der Berg, vasocô also: der Bergbewohner) genannt wurden. Dieses vasco ward verwechselt mit vacco, vacce (altfranzösische Form von vache). Ursprünglich hatte also der Satz die gute Bedeutung: „er spricht so schlecht französisch wie die halb spanischen Grenzbewohner,“ und erst als der Ursprung in Vergessenheit geriet, kam die vache in das Sprichwort. Halt, dachte ich, wo die Kuh herkommt, kann ja wohl auch das Schaf herkommen, und richtig, so ist es. Im Mittelhochdeutsch gab es neben schaefelin (das junge Schaf, cf. Benecke, II. 2, S. 66) auch ein Diminutiv schêfelin, das von schêf stammt, welch letzteres Wort aber nicht „Schaf“, sondern „Schiff“ bedeutet.** So heißt es im Lohengrin von 1290 (herausgegeben von H. Rückert, 1858, Strophe 63):

---

essantesten Notizen, und man findet in ihm über eine Menge schwieriger Fragen erschöpfenden Aufschluß.

* Man übersetzt in der Regel falsch: er spricht französisch wie die Kuh spanisch spricht; dann müßte aber espagnol ohne e am Ende geschrieben sein, was nicht der Fall ist.

** Im Althochdeutschen waren die beiden Wörter mehr verschieden, scâfin war junges Schaf (Graff, Bd. VI S. 442) und scifilin kleines Schiff (Graff, Bd. VI S. 457).

> „so kommt ein wilder swan
> dort hergevlozzen,
> der zôch ein schêf daz wazzer ûf,
> daz hât in Got gelêret.“

Und in Kaiser Ludwigs Oberbayerischem Landrechte von 1346 ist der Titel VIII Art. 2 überschrieben: „umb scheflävt“, und es wird darin bestimmt, was Rechtens sei, wenn ein „schefmann“ sein „schêf“ zu schwer belastet und Schaden anrichtet. Somit lautet die richtige Lesart: „er hat sein Schifflein im Trocknen“, und der Satz hat ursprünglich die sinnige Bedeutung gehabt: „er ist vor Wind und Wetter geschützt, er hat sein Lebensschifflein ans sichere Ufer gebracht und vor den Wellen geborgen.“ Wer sucht, der findet, heißt es auch hier; aber solche Recherchen sind, wie ich der liebenswürdigen Leserin und dem wohlwollenden Leser versichern kann, sehr mühsam, und man hat alle Ursache, denjenigen, die uns solcher Mühe überheben, dankbar zu sein. Die Münchener befinden sich nun in dieser Lage in Bezug auf die Straßennamen, von denen sehr viele der gegenwärtigen Generation wohl so ziemlich unverständlich wären, wenn nicht eine hohe Obrigkeit in ihrer Sorgfalt auch hier für Abhilfe bedacht gewesen wäre. Was das im Volksmunde zum „Althammereck“ gewordene „Altheimereck“ bedeutet, warum es eine fälschlich „Hackergäßchen“ genannte „Hackenstraße“ gibt, was die „Hofstatt“ und der „alte Hof“ für einen geschichtlichen Hintergrund haben, dies und viel anderes findet der Münchener bequem in seinem Adreßbuche.* Der Redaktor desselben, Herr Polizeirat Adalbert Maier, hat dafür gesorgt, daß für alle Straßen nicht nur die örtliche Lage genauestens angegeben,* sondern auch für jede

* Ursprünglich im Adreßbuche von 1881, seitdem auch im



derselben eine kurze historische Skizze und Namenserläuterung ausgearbeitet wurde,* so daß der Einheimische und Fremde zwar vielleicht noch physisch, infolge des schlechterzeugten, jedoch gute Dividenden erzeugenden Gases, in den Straßen im Dunkeln tappen, nicht aber wissenschaftlich in denselben sich verirren kann.

Unser Münchener Adreßbuch darf sich überhaupt sehen lassen, und es ist mir keine andere Stadt bekannt, die sich einer gleich umfassenden und sorgsamen Bearbeitung ihres Bestandes und Inhaltes rühmen könnte. Was macht aber auch die Herstellung desselben jahrausjahrein für eine Mühe und Plage, besonders so lange es dem nivellirenden Liberalismus beliebte, ohne Gefühl für Hergebrachtes und Historisches nicht nur jede „Gasse", jedes „Gäßchen" und jeden „Weg" zu einer „Straße" aufzubauschen, sondern auch ohne Rücksicht auf Kataster, Grundbuch und Hypothekenregister beliebig die altererbten Hausnummern zu verändern, nur um die philosophische Befriedigung zu haben, daß alle geraden Zahlen auf der rechten und alle ungeraden auf der linken Seite angeschrieben sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die damaligen Väter der Stadt, bevor sie z. B. in ihrer absoluten Gleichmacherei das Hahnengäßchen, welches effektiv nicht breiter ist als ein Hahnenschritt,** zur

---

Separatabdruck erschienen. Zu wünschen wäre, daß diese Angaben in jeder Auflage beigefügt würden.

* Im Adreßbuche von 1880 und dann separat gedruckt.

** Der „Hahnenschritt" ist eine alt hergebrachte Bezeichnung für einen sehr engen Raum; so heißt es im Münchener Spruche: „Der Tag wächst zu Neujahr um einen Hahnenschritt, an Dreikönig um einen Hirschensprung und zu Lichtmeß um eine ganze Stund."

Hahnenstraße haben avanciren lassen, die Nomenklatur von London und Paris studiert hätten. Sie würden sich überzeugt haben, daß auch in jenen Weltstädten man: road, street, walk, lane, alley, junction* und avenue, rue, chaussée, boulevard, ruelle, impasse u. s. w. zu unterscheiden für nötig erachtet. Wäre es nicht wegen der erneuten Kosten, so möchte man wahrhaftig wünschen, daß die umgewandelte Gemeindeverwaltung unserer Stadt auch die früheren Bezeichnungen wieder herstellte. Es wäre dies vielleicht ebenso verdienstvoll als das Bestreben, die alten Patriziergeschlechter, die Niemand mehr kennt, und die wohl auch Niemanden interessiren, bei der Taufe neuer Straßen zu Gevatter stehen zu lassen, besonders wenn die Paten so sinnig ausgewählt werden, daß z. B. der Straße am Gries, woselbst die Inodores ihren Inhalt zu deponiren pflegen, die wohlriechende Benennung: „Rosenbusch-Straße" zu theil wird. Indessen Scherz beiseite, wir erkennen ja gern die historische Pietät an, welche diesen Maßnahmen zu Grunde liegt. Stolz lieb ich den Spanier, wenn auch der Becher überschäumt; die Geschichte muß gepflegt werden, und wenn auch die Verse aus dem Jahre 1725, mit welchen nach der „Gemeindezeitung" (Nr. 39) eine Anzahl von Häusern geschmückt werden soll, ungeachtet ihrer abwechslungsreichen Reime, nicht so schön sind, wie die im Ratskeller zum Staunen der Fremden angebrachten, so werden uns dafür die ehemaligen „Ecken" entschädigen, welche man gleichfalls beabsichtigt „zu renovieren" (diese entsetzliche Schreibweise will man nämlich dabei anwenden). Möge nur nicht

* Die Plätze heißen in London gleichfalls je nach Größe und Ursprung: place, crescent, circus, terrace, yard oder court.

dieser Eckenkultus ein Omen bilden und nicht etwa die neue konservative Mehrheit in unserem Stadtregiment demnächst über die Ecke der erhöhten Gemeindeumlagen stolpern!

XXIV.

München, Ende Mai 1882.

„Es war 2 Uhr — so schreibt Dingelstedt in seinen „Münchener Bilderbogen“, da wo er den ersten bangen Vormittag seiner Geschäftsübernahme erzählt — als ich endlich davonfahren konnte. Neue Amalienstraße Nummer sechsundsechzig, rief ich dem Kutscher zu. Dort* wohnte Dönniges.“ Ja wohl! wenn irgendeiner von den durch König Max II. nach München berufenen Dichtern und Gelehrten etwas Unangenehmes erlebt hatte, wenn er (wie man hier sagt) sich selbst nicht mehr gescheidt genug war, wenn er Trost und Hilfe bedurfte — „Neue Amalienstraße Nummer sechsundsechzig“, dorthin trug jeder seine Schmerzen und seine Ratlosigkeit und er fand Rat und Beistand, so viel es nötig schien. Aber auch wenn einem unter jenen Koryphäen eine Freude geworden war, wenn er etwas Gelungenes geschaffen, wenn er einen Fortschritt in seiner Wissenschaft oder Kunst gemacht hatte — „Neue Amalienstraße Nummer sechsundsechzig“, dorthin eilte er vor allem, um sich Anerkennung und Theilnahme zu holen und er fand sie, soweit er sie verdiente. Und gewiß auf jeden unter ihnen, aber auch sonst noch auf eine große Anzahl von Männern, Frauen und Mädchen paßte in jener Zeit, was

* Jetzt ist das Haus: Gabelsbergerstraße Nr. 86, vgl. den Schluß der vorigen Plauderei.



an einer anderen Stelle jener reizenden Bilderbogen gesagt ist: „Am wohlsten, am wärmsten, fühlte ich mich bei Dönniges, dessen geist- und gemütvolle Frau, Franziska, mit weiblicher Energie mich aufrecht hielt durch Scherz und Ernst.“ Nun ist sie zu Grabe gegangen, Frau v. Dönniges, diese in seltenem Maße reich und groß angelegte Natur, die fast mehr noch als selbst ihr bedeutender Gemahl der Mittelpunkt jenes an Geist und Wissen glänzenden Kreises gewesen ist, welcher in den fünfziger Jahren der wohlmeinende Wille eines edlen Herrschers in seiner Hauptstadt um sich versammelt hatte. Nicht nur der Dahingeschiedenen zu Ehre und Dank, sondern auch weil diese Periode Münchener Lebens wohl einer Erinnerung wert ist, mögen die nachfolgenden Zeilen geschrieben sein.

Was im politischen Wirken Wilhelm v. Dönniges, als er nach Altenhöfers berühmt gewordenen Versen „die Glutidee der Trias zündend in die Welt geschmettert“, geleistet und worin er gefehlt haben mag, soll der Beurtheilung eines Staatsmannes überlassen bleiben; was er mit seinem Feuereifer in Durchführung der Pläne seines Königs, dem geistigen Leben Bayerns einen neuen großartigen Aufschwung zu geben, an guten Resultaten erzielt und worin er daneben gegriffen hat, mögen Gelehrte entscheiden; hier soll nur des sozialen Lebens gedacht sein, das sich in jenen Jahren in der „Neuen Amalienstraße Nummer sechsundsechzig“ entwickelt und zwar blühend entwickelt hat. Der Münchener und überhaupt der Süddeutsche ist zwar gemütlich, aber nicht gastfreundlich, vielmehr in seinem Hause recht exklusiv. Vor dreißig Jahren kannte man hier zwar „Salons“ in der haute volée und in den übrigen Kreisen

der Gesellschaft einzelne selten vorkommende „Einladungen“, allein ein tägliches soziales Leben im Hause, wie es in Norddeutschland Sitte ist, war damals hier fast unbekannt. Frau v. Dönniges hatte den Mut, den Berliner „Thee-Abend“ bei uns einzuführen, aber sie war zu praktisch und zu gesund im Gemüte, als daß sie jene vielbesprochenen Spree-Soireen mit dünnem Thee und noch dünnerem poetischen Vorträgen, mit kaltem Aufschnitt und noch kälteren schöngeistigen Gesprächen hätte importiren wollen. In ihren gastlichen Räumen brodelte zwar auch im Salon die Theemaschine, aber dies war rein nebensächlich, die physikalische Grundlage des Abends bildete stets ein treffliches kopiöses Souper mit bajuwarischem Bier und einer nach bewährten Rezepten vom Hausherrn, der darin — wie in so vielem — Meister war, gebrauten Bowle, zu welcher die Zigarre freundlich gestattet wurde. Und was an Poesie, an Geist, Witz, Humor und an künstlerischen Leistungen jene Abende geboten haben, unvergeßlich blieb es dem Einheimischen und dem Fremden, der ihnen anwohnte. Und Fremde erschienen in reicher Fülle, man darf sagen, es ist keine Zelebrität in jenen Jahren durch München gekommen, die nicht im Salon der Frau Franziska sich eingefunden hätte.

Die Empfangsräume waren für die damalige Zeit elegant eingerichtet, jetzt freilich, wo die Kunstwerke der Gotik und Renaissance den meisten Wohnungen einen so trauten Zauber verleihen, würde man allerdings den Salon mit seinen grellroten Sammetmöbeln, den langen Etagèren und geradelinigen Spiegeln, das Boudoir mit der blauen Tapete und dem Napoleonischen Kanapee, das Speisezimmer mit der Sphinx-Uhr und den steifbeinigen Tischen und Stühlen

mit dem Epitheton „echt biedermännisch“ belegen und als völlig unstylgemäß perhorreszieren. Damals aber wußte man es nicht besser, man sah mehr darauf, ob derjenige, der auf dem Stuhle saß, ein geistreicher und amüsanter Mensch war, als darauf, ob der Stuhl eine bestimmte Fasson hatte, und so war man, wie gesagt, mit der Eleganz der Einrichtung zufrieden. Kommen durfte des Abends jeder Bekannte, so oft Frau v. Dönniges zu Hause war, was man einfach an den beleuchteten Fenstern von der Straße aus erkannte. Zwei Tage aber in der Woche war man sicher, die Hausfrau und — sofern nicht königliche Einladung ihn fern hielt — auch den Hausherrn zu Hause zu treffen. Für gewöhnlich war die Unterhaltung völlig zwanglos; man setzte sich, wohin man wollte, man ging in dieses oder jenes Zimmer, wie es einem beliebte, man suchte sich Gesellschaft wie sie einem behagte, man sprach mit einer Person, stand auf und sprach mit einer anderen, und wer gehen mochte, der ging. Dies letztere kam aber vor 1 Uhr nachts nicht leicht vor. Nur für die Montage lautete das bestimmte Programm: Einzelvorträge oder Lesen mit vertheilten Rollen.

Beim Eintritt empfing Frau v. Dönniges, eine nicht große, aber wohlproportionirte Gestalt, ihre Gäste liebenswürdig mit freundlichem Drucke der kleinen wohlgepflegten Hand, indes ihr Gemahl meist schon bei der fröhlichen Begrüßung irgend ein satirisches Wort an den Kommenden richtete. Aber seine Satire erfreute den geistig Gesunden, weil man durch dieselbe stets das ehrliche treugemeinte Wohlwollen durchfühlte; nur wer an narzißartiger Selbstbespiegelung kränkelte, der mochte sich vielleicht verletzt fühlen. „Willkommen unwiderstehlicher Bodenstedt“, empfängt er den

Sänger des Mirza-Schaffy, der mit seiner „Edlitham" (wie er seine anmutige Gattin Mathilde anagrammatisch zu nennen pflegte) eintritt. Und: „Nicht Jeder hat so viel Glück bei den Frauen, wie Du mit Deinem struppigen Barte", lautet die lachende Antwort. „Nicht wahr, zu zweien philosophirt es sich besser?" wird Carriere begrüßt, der seine junge Frau, Liebigs älteste Tochter, die leider so früh geschiedene Agnes, glückstrahlend am Arme hereinführt. „Jedenfalls ist der Dualismus leichter durchzuführen als die Trias", entgegnete der schlagfertige Ästhetiker. „Nanu, Jung-Goethe, wie weit ist das Heyse'sche Trauerspiel vorgeschritten?" „Was Du wieder für ein Reinecke-Gesicht mitbringst, Kaulbach, Gott gnade unserer Geselligkeit", und so in ähnlicher Weise danern die Begrüßungen fort. Allmählich füllt sich der Saal, Bluntschli mit dem mächtigen Denkerhaupte, begleitet von seinem alpenfrischen Töchterlein Luise, Schlachtenmaler Feodor Dietz, Geibel mit seiner schüchternen, taubenartigen Frau, der ewig gutgelaunte Franz v. Kobell mit seinen zwei liebenswürdigen Töchtern Marie und Luise, in der Gesellschaft „Rose und Röschen" geheißen, Justus Liebig mit der zweiten schönen Tochter Johanna, Franz v. Löher, Obermedizinalrat Pfeufer, der berühmte Kulturhistoriker Riehl, Maler Rugendas und Seybertz, Professor Siebold, der Historiker Sybel, Vater Thiersch mit seiner Familie, Julius v. Wickede, und „Zuletzt, wie natürlich, der Nachtwächter" wird der verspätete Dingelstedt vom Hausherrn angeredet. „Daran ist Jenny schuld, diese Frauen werden ja nie fertig", will dieser sich entschuldigen; aber da kommt er schlecht an; denn sofort empört sich seine Ehehälfte, und die Hausfrau eilt ihr zu Hilfe. Den glänzen-

den Namen, die so eben genannt wurden, schließen sich einzelne Mitglieder der Aristokratie an: vor allem Baron (jetzt Graf) v. Schack, der, selbst ein Dichter und Gelehrter und ein großmütiger Mäcen der Künstler, eigentlich schon oben zu nennen gewesen wäre, und der, wenn auch kein „Berufener", doch ein „Auserwählter" ist; dann Graf Karl Tascher, der auch als späterer Herzog de la Pagerie, in den Tuilerien zu Paris wohnend, mit rührender Anhänglichkeit an sein liebes München der treue Helfer und Berater aller ihn aufsuchenden früheren Landsleute blieb; Graf Pienne, nachmals Begleiter der Kaiserin Eugenie; Baron Perfall, der nunmehrige Generalintendant; der jetzige Regierungspräsident Graf Luxburg, ein allgemeiner Liebling wegen seiner übersprudelnden Lebendigkeit; auch ich selst, der in jenen Räumen das „Plaudern" erlernte, und andere meist inzwischen zu hohen Stellungen gelangte Namen. Und nun entwickelt sich ein lebhaftes Treiben und Konversiren, bis Frau Franziska entweder die Rollen-Lesenden an den großen runden Tisch in der Ecke vorfordert oder ein Tischchen in die Mitte rückt, an welchem der Einzelvortragende sich niederläßt.

Wenn wir an diese unvergeßlichen Abende zurückdenken, welche Menge von Bildern zieht in bunter Reihe an uns vorüber, jedes für sich originell, nirgends eine Schablone, nie etwas Gemachtes, alles frisch und lebendig aus gesundem Boden gewachsen. Greifen wir aus dem Vielen nur einzelnes heraus, z. B. jenen Abend, an welchem Dingelstedt sein Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" vorlas. Welch' ein meisterhafter Vortrag war das! Jeder Modulation war sein klangvolles Organ fähig; man hörte

aus seinem Munde bald die zarteste Frauenstimme, bald das kräftigste Heldenorgan, das weinende Lallen des Kindes brachte er gleich gut zur Geltung, wie den verbissenen Ingrimm des Bösewichtes. Mit welcher Wucht führte er die Schicksalsschläge vor, die den alten eisenfesten Barneveldt allmählich zu Boden werfen, wie packend gab er den Empfindungen Ausdruck von Gram, Stolz, Entrüstung, Jammer und Seelengröße, welche die Angehörigen des Hauses bewegen, wie drastisch verwertete er den Neid, Zorn und Haß seiner Feinde. Alle Saiten der Herzen seiner Zuhörer brachte er in Bewegung und ließ sie harmonisch ausklingen bei der Schlußkatastrophe. So wenn die Schauspieler das Drama hätten wiedergeben können, der Dichter wäre nicht, wie er in seinen mehrerwähnten Bilderbogen berichtet, bloß dreimal, sondern dreißigmal gerufen worden.

An einen anderen Abend erinnere ich mich ebenso mit Freude; es wurde der „Kaufmann von Venedig" gelesen, und damals gebührte die Palme dem Grafen Tascher, der den Vater Gobbo mit einer Vollendung vortrug und dabei zugleich eine Mimik von so unwiderstehlicher Komik entwickelte, daß die gesammte Zuhörerschaft, einschließlich Shylock, Porzia und Antonio, vor Lachen nicht mehr weiter konnten. Und dann mit welchem Entzücken lauschte alles, wenn Geibel seine begeisterten Verse mit edler Wärme in aus dem Innern hervorbrechenden Tönen deklamirte, oder wenn Heyse, damals in voller jugendlicher Schöne, eine seiner glatten und doch so tiefen Novellen vortrug, wenn Bodenstedt seines Mirza geistreiche und lebensfrohe Reime zum Besten gab, oder wenn Kobell einen Alpenstrauß seiner frischen volkstümlichen Lieder spendete, oder so lebendig von

seinen Jagden erzählte, daß man sich in den grünen Wald hineinträumen konnte unter Edelweiß, felsige Kanten und eisbedeckte Berggipfel im Hintergrunde. Und der Hausherr selbst ermangelte niemals, so oft er eine seiner gelungenen Nachbildungen der altschottischen und altenglischen Balladen — sie sind 1852 im Drucke erschienen — vollendet hatte, sie des Abends unserer Kritik zu unterbreiten, er war ja ein Meister im Rezitiren von Poesie und Prosa.

War ein Fremder anwesend, so gehörte ihm der Abend; einmal erzählte uns Andersen seine schönsten Märchen, ein andermal ließ Rubinstein ein Meer von Tönen unter seinen Virtuosenhänden erklingen; dann wieder sang die schöne Cruvelli grausig und doch entzückend die wilden Melodien, die sie mit Vorliebe vortrug, oder es las Hebbel, mit seiner wie von innerem Ungestüm gleichsam vulkanisch vorgetriebenen Stirne, seine erschütternden Poesien. Ihm aber nahm plötzlich Dingelstedt das Buch aus der Hand. „Ich kann nicht mehr anhören, daß Sie meines Freundes Hebbel Gedichte so verhunzen", sagte er dem verblüfften Dichter und liest dann seine Verse so herrlich und entzückend, daß Hebbel tief ergriffen ihm die Hand drückt mit den Worten: „Ich habe nicht gewußt, daß meine Sachen so schön sind." Freilich lohnte es auch, anregend und lobverdienend zu sein bei einer Zuhörerschaft von so schönen Frauen, wie sie im Salon Dönniges stets zu finden war. Neben der Hausfrau selbst die reichbegabte Frau Stadler, Frau Kaulbach mit dem antikgeschnittenen Kopfe und den funkelnden Augen, die blendend schöne Fürstin Cantacuzen, die junonische Tochter des großen List, Frau v. Pacher, die beiden reizenden Gräfinnen Holnstein (geb. v. Karg und von der Malsburg) und an=

dere. All' die schönen Frauen aber stellte Frau v. Dingelstedt, die unvergleichliche Jenny Lutzer, in Schatten, wenn sie sich zu singen entschloß, was freilich immer einige diplomatische Verhandlungen erforderte. Anfänglich nämlich war stets alles Bitten vergeblich; „ich bin nicht disponirt, ich bin müde, meine Stimme ist belegt", und so weiter. Dann verzichtete man anscheinend und bat eine andere Dame, zu singen. Kaum aber erklangen die ersten Töne, so erwachte in Frau Jenny die Kunst-Rivalität, sie verschwand aus dem Salon, und bald vernahm man außen im Gange glockenhell intonirte Skalisationen, die immer mehr anschwollen, die Singende am Klavier hörte nach und nach lächelnd auf, und Frau v. Dingelstedt trat ein mit der Erklärung: „Ich sehe, es geht doch". Und nun begann sie mit ihrer vollsten Meisterschaft. So trillert keine Nachtigall, so jubelt keine Lerche, so ruft kein Kuckuck im schönen Monat Mai, wie Frau Jenny die Taubert'schen „Klänge aus der Kinderwelt" hinausjauchzte. Dann wieder wie ganz anders, wenn die Tarantella in glühenden und sprühenden Tönen erschallte, oder wenn unwiderstehlich kokett das „ouvrez-moi, ouvrez-moi" einer französischen Chanson das Ohr umschmeichelte. Und wenn sie nur das einfache „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus" sang, unwillkürlich traten dem Hörer da Thränen ins Auge. Zeigte sich aber endlich die große Künstlerin in voller Glorie als Primadonna, indem sie die Arien der Donna Anna oder der Agathe oder Norma sang, dann kannte der Enthusiasmus keine Grenze mehr, und ich erinnere mich, daß einmal Geibel und Dietz ihr zu Füßen fielen und rechts und links die Hand küßten. Honny soit qui mal y pense!

Solche begeisterte Verschönerung des Angesichts regt den darstellenden Künstler notwendigerweise gleichfalls an, und so mag in Kaulbach der Gedanke entstanden sein, die Matadore der Gesellschaft zu porträtiren. Er begann mit Frau v. Dönniges und wußte den interessanten Kopf, die lebendigen und doch so freundlich blickenden Augen, die hohe geistvolle Stirne, den energisch geschwungenen Mund und die schönen scharf geschnittenen Züge so treffend und doch von Freundeshand unwillkürlich etwas idealisirt zu gestalten, das alles in Jubel ausbrach.

Von da an stellte er jeden Montag ein anderes Bild, in Kreide gezeichnet, im Salon Dönniges aus und schenkte sein Kunstwerk in großmütiger Weise dem Originale.

Hie und da wurden auch „Charaden" aufgeführt, aber natürlich nicht in jener banalen Weise, wie sie gewöhnlich das letzte Ausfluchtsmittel gelangweilter Soireen zu bilden pflegen. Die in dieser Gesellschaft beliebten Charaden glichen vielmehr jenen berühmten „Comedias de repente", welche Philipp IV. mit seinen „Ingenios" den Calderon, Cervantes, Lope de Vega und so weiter nach einer verabredeten Idee in Stegreifdichtung aufführte. Merkwürdigerweise war es der ernste Staatsrechtslehrer Bluntschli, der am eifrigsten dieses Feld bebaute, und wie er seinen Geist in seinen juristischen Werken die hohe Schule reiten ließ, so unterhielt es ihn hier, denselben in tollen Kapriolen tummeln zu lassen und fröhlich die anderen zu solch originellem Geistessport anzufeuern. Die ungebundenste Heiterkeit herrschte hiebei: wie denn auch sonst dem Humor freier Eintritt gewährt wurde, sofern er geistvoll und von innerer Bedeutung, nicht bloß leeres Witzgeplänkel war. Zuweilen kün-

digte mit den Worten: „Kinder, heute gibt es eine Überraschung“, die Hausfrau irgendein Kuriosum an, das gewöhnlich der treue Freund des Hauses, Dr. Gemminger, ein gewaltiger Angler und Jäger vor dem Herrn, der aber selten zum Erscheinen im Salon zu bewegen war, und deshalb den Namen: „Der Sohn der Wildnis“ führte, der staunenden Gesellschaft produzirte. So trat der Genannte eines Abends ein, mit den Worten: „Meine Herrschaften, ich setze Sie in Kenntnis, daß eine Fledermaus der Gesellschaft ihre Aufwartung machen wird“. Allgemeines Kreischen der Damen, welche sich beeilen, ihre Haare in Sacktücher, Fichus und Mantillen zu verstecken. „O, dieses Mißtrauen verdient meine Fledermaus nicht“, dozirt Dr. Gemminger, „sie ist nämlich unter ihres Gleichen ein Liebig, Riehl, Bluntschli u. s. w., und deshalb bitte ich, dieselbe nicht durch die Meinung zu kränken, als ob sie in die Haare fliegen und Frisirkünste daran ausüben werde. Das ist ein naturgeschichtlicher Aberglaube, den ich eben durch meine Produktion widerlegen will“. Die Damen lassen sich beruhigen und der Doktor zieht eine Ohrenfledermaus aus der Rocktasche und setzt dieselbe auf seine Hand. Das Thierchen schaut — sich orientirend — umher, fliegt im Zimmer herum, nähert sich mit dem diesen Thieren eigentümlichen Gemeingefühl neugierig allen Gegenständen ohne irgend einen zu berühren. Dann umkreist sie den Kronleuchter, kehrt auf einen Pfiff ihres Herrn auf seine Hand zurück, soupirt da einen Mehlwurm, trinkt aus einem Schälchen Wasser, betrachtet die Anwesenden mit ihrem netten altklugen Gesicht und verschwindet dann unter allgemeiner Bewunderung in der Rocktasche des naturkundigen Forschers, welcher stolz ist,

bewiesen zu haben, daß auch die Fledermäuse „besser sind als ihr Ruf.“ Originell, wie diese naturgeschichtliche Episode, war eben alles, was in diesem auserleseneu Kreise geschah, und wenn auch nur etwa ein sogenanntes Schreibspiel (der und die kommen von und gehen nach; sie thun dort das und das, und die Leute sagen dazu) vorgenommen wurde, so wurden die beschriebenen Blätter mit geistvollen Aperçus oder gereimten Sätzen gefüllt, und Kaulbachs Einträge bildeten sich unter seiner Hand zu reizenden Zeichnungen, die anstatt der Worte seine Meinung ausdrückten.

Am Schluß der Abende folgte, wie bereits erwähnt, regelmäßig das gemeinsame Souper, bei welchem deutsch-gemütliche Unterhaltung mit attisch feinem Tischgespräche Hand in Hand ging. Unter dem Brillantfeuer des Humors wurde gegessen, getrunken, geplaudert und gelacht, dann und wann wohl auch eine ernstpolitische oder wissenschaftliche Frage erörtert. Tiefes Schweigen aber herrschte unter uns Übrigen, wenn das Dichterkleeblatt Geibel, Dingelstedt und Bodenstedt zu improvisiren begann in Schlag auf Schlag sich folgender gereimter Wechselrede, in welche der Hausherr mitunter einige zündende Verse hineinwarf. Welche köstlichen Perlen der frisch empfundensten Poesie reihten sich da aneinander, die leider ungesammelt geblieben sind; nur der lautschallende Beifall der Anwesenden lohnte die gottbegnadeten Dichter.

Verklungen sind sie nun längst, die sprudelnden Reime, und die ihnen gespendeten Zurufe sind verhallt; verschwunden ist das lebendige Thun und Treiben in jenen gastlichen Räumen, und das Feuer ist erloschen, das einst sorgfältig von so vielen hohen Geistern genährt und gehütet war.

Nicht bloß still erloschen leider; viel Trauriges und Schweres hat ihn nachmals getroffen, der das Haupt der „Neuberufenen“ in München gewesen ist, und nicht wenig Bitteres mußte Wilhelm v. Dönniges über sich ergehen sehen, bis er in Rom zum stillen Friedensschlafe sich niederlegte. Und nun ruht auch sie, die ihm als Gattin und Gehilfin so treu zur Seite stand, neben ihm bei der Pyramide des Cestius, umrauscht von den Pinien der ewigen Stadt, nach der sie sich aus den Wirrnissen und Trübsalen ihres späteren Lebens gerettet hatte. Vergessen aber ist jene schöne Zeit, die wir oben geschildert, bei Keinem, der sie miterlebt: wohl an manchem Abend zieht die Erinnerung daran vorüber an den Augen des Geistes, und manch Einer denkt dankend sich zurück in die „Neue Amalien-Straße Nummer Sechsundsechzig.“

XXV.

München, Mitte Juni 1882.

Wer heutzutage München durchwandert und in gesteigertem Maße wer heutzutage dauernd in München lebt, hat nur noch einen schwachen Begriff von der Gemütlichkeit, die in der Stadt waltete, bevor sie Großstadt geworden, und von dem harmlos-heiteren Thun und Treiben ihrer damaligen Bevölkerung, besonders soweit diese Bevölkerung der geistigen Aristokratie angehörte. Das damals frisch aufstrebende junge Völkchen der Künstler, Dichter, Schriftsteller und ihrer Freunde und Gönner hatte eine unerschöpfliche Fülle von Laune, Humor, Geist und Warmherzigkeit zur Verfügung, und machte davon einen so leben-

digen Gebrauch, daß die Isarstadt ungeachtet ihrer unästhetischen zwei Kuppelthürme und trotz der „gespaltenen Glühwürmchen“,* die ihr zur Beleuchtung dienten, sowie der spitzigen Flußkiesel, welche man dazumal als „Trottoir“ bezeichnete, dennoch als das Eldorado aller den Musen holden und dabei lebensfrohen Köpfe erschien. „Eheu fugaces, Posthume“ — rufen wir mit Horaz — „labuntur anni!“ Wie sehr hat sich seitdem alles verändert! Von dem einheimisch gewachsenen, saftigen, spießgebratenen Hend'l, das uns zu jener Zeit um achtzehn Kreuzer die hübsche Kellnerin mit dem Riegelhäubchen beim „Lachenden“ hinstellte, bis zum importirten italienischen Hungerhuhn in „Kunstbutter“ geschmort, welches uns jetzt um zwei Mark fünfzig Pfennige der schwarzbefrackte Kellner beim „Restaurant“ servirt, ist kaum ein größerer Abstand als zwischen der damaligen Stubenvoll-Gemütlichkeit und der heutigen Künstler-Harmonie. Nur wenige Säulen zeugen noch von der entschwundenen Pracht, alt geworden zugleich mit ihren Mitgliedern sind die einst so lebensfrohen Gesellschaften: Altengland, Zwanglose, Daburger; diese Sammelplätze und Pflegestätten des echten Münchener Geistes hegen und pflegen zwar immer noch die alten, würdigen Traditionen, aber der frische Jugend-

* In einem Couplet, wofür er freilich vierundzwanzig Stunden Arrest erhielt, behauptete nämlich unser lieber alter — damals aber junger — Lang (der letzte Altmünchener Komiker), ein hoher Magistrat habe Glühwürmer im Englischen Garten gefangen, dieselben aus Ersparungsrücksichten gespalten und als Surrogat für das kostspielige Öl in den Straßenlaternen zum Beleuchtungsmaterial befestigt. Es fällt diese Lang-Einsperrung meiner Erinnerung nach in das Ende der dreißiger Jahre.



mut des beginnenden Künstlers, des schlanken Leutnants, des stirnumlockten Studenten fehlt dem ernsten Akademiedirektor, dem ergrauten General, der hochstirnig gewordenen Excellenz. Da ist es denn löblich und gut, die Wahrzeichen der vergangenen Tage, die Erinnerungen an die schöne Zeit zu sammeln und den späteren Generationen aufzubewahren, wie dies unser verehrter Franz v. Kobell jüngst unternommen.* Und wenn jemand, so ist der nun bald achtzigjährige, aber geistig noch jugendfrische Altmünchener dazu berufen. Ist er doch Zeitgenosse der ganzen Entwicklung von Isar-Athen gewesen! Beginnend gerade als das alte Deutsche Reich zerfiel (im Jahre 1803) und Bayerns Regent, indem er die souveräne Königskrone aufs Haupt setzte, die Vorbedingung zum Emporsteigen Münchens geschaffen hatte, fällt Kobells Lebenslauf mit der Herrscherzeit von vier Königen zusammen, und so hat er die kleine mit Wall und Graben umgürtete Kurfürsten-Residenz (welche nicht volle dreißigtausend Einwohner zählte) zur königlichen Hauptstadt (mit nahezu einer Viertelmillion Inwohner) emporwachsen sehen. Er selbst ist dabei mit München so zusammengewachsen, wie kaum ein anderer der noch Lebenden. Der Universität gehört er an, seitdem sie von Landshut hierher verlegt ward; er hat seiner Zeit den schönen Traum mitgeträumt und ist mit den übrigen Münchenern über das blaue Mittelmeer gefahren, um das alte Hellenentum mit bayerischen Kräften neu aufzurichten;**

---

* „Erinnerungen" in Gedichten und Liedern von Franz v. Kobell. München, Verlag von Braun und Schneider. 8°. 255 Seiten.

** „Erinnerungen an Griechenland" sind die ersten Gedichte in der ersten Ausgabe von Kobells Poesien des Jahres 1841.

dann hat er das bayerische Gebirg als Jäger so recht „entdecken" helfen; als Sänger hat er den Dialekt der oberbayerischen Bergbewohner, so zu sagen, salonfähig gemacht, und was auch in den letzten fünfzig Jahren in München die Chronik an Lustigem und Trübem zu verzeichnen hatte, Kobell war dabei als Freund seines Königs, als echt volkstümlicher Dichter, als Mann der Wissenschaft oder als der lustigste unter den lustigen Kumpanen von „König Artus Tafelrunde."

Nach allen diesen Richtungen finden sich denn auch in den verschiedenen Abteilungen der „Erinnerungen" Denksteine gesetzt; aber was auch darin erzählt wird, Ernstes und Frohes, alles reiht sich so harmonisch heiter aneinander, wie die Töne in einer Haydn'schen Symphonie, und die erste Violine darin spielt der Humor — jener echte Humor, der nicht nur den Witzespfeil-Sendenden, sondern auch noch den Getroffenen erfreut, und der zu herzlichem Lachen oft innige Wehmut gesellt. Die Sammlung ist wohl wert, eine ausführliche und die poetische Seite derselben würdigende Besprechung von berufener Feder zu finden; wir beschränken uns auf ihren Inhalt, soweit er zur Münchener Chronik als Quelle dient. Und da tritt uns vor allem die Erinnerung an unseren unvergeßlichen Herrn und König Maximilian II. entgegen.

Es war ein eigenes und schönes Leben, welches dieser edle Monarch in den bayerischen Alpen geschaffen hatte. Der Fürst war, getreu der Sitte seiner Ahnen, dem Waidwerk zugethan; aber seiner poetischen und stets den höheren Zielen nachstrebenden Geistesrichtung gemäß wußte er auch dieser Beschäftigung einen höheren Schwung und eine sinnige

Gestalt zu geben. Einen festgeschlossenen Kreis bildete die von dem königlichen Jagdherrn regelmäßig geladene Gesellschaft, gleichsam einen Jagdorden; war den Mitgliedern, zu denen außer adeligen Hofherren auch Gelehrte und Dichter gehörten, doch selbst eine eigene altertümliche Tracht vorgeschrieben, die sie im „Wald und auf der Haide“ wie beim Mahl in den Sälen des Königsschlosses zu tragen hatten. Und wenn sie hinauszogen des Morgens, um im Tannengrün und im felsigen Hochgebirge „den fürstlichen Freuden des edlen Gejaids“ nachzugehen, wenn die jugendlich schöne Königin Marie vom Söller des Schlosses Hohenschwangau herab den Jagdgesellen „Waidmannsheil“ zurief, oder wohl auch selbst mit ihnen emporstieg zu den luftigen Höhen — da war es freilich eine Sankt Hubertus-Ritterschaft der edelsten Art, die zum Dienste dieses Schutzpatrons in Wald und Feld bereit waren, aber auch höheren Zielen der idealen Welt nachzujagen nicht müde wurden. „O welche Lust umfängt diese Tage,“ heißt es in Kobells Versen: „Jagdlust im Gebirge“, und viel ist es, was der ständige Theilnehmer an den königlichen Jagdvergnügen in diesen „Erinnerungen“ sowohl als in einem (1864 gedruckten) Erinnerungsblatt an König Maximilian II. zu erzählen weiß. So von dem Königsschießen, das der Monarch gestiftet, von der Sammlung oberbayerischer Lieder, die er durch den Erzählenden selbst zusammentragen ließ, und die (von Arthur v. Ramberg illustrirt) den „Singerinnen“* in Berg und Thal geschenkt wurden, um das, was im Volk entstanden, im Ge-

* „Singerinnen“ heißt man jene Bauernmädchen, welche in den Kirchen bei den Hochämtern mitwirken. Diese kennen die Noten und können daher gedruckte Musik entziffern.

dächtnis der späteren Zeiten nicht aussterben zu lassen. Und dann von dem naiven Verkehr dieses Volkes mit seinem Monarchen, wie z. B. bei einer vom König unerwartet befohlenen Messe in der Hinterriß der Ministrant, ein Bauernbub aus der Gegend, sich plötzlich zum König wendete und ihm zuflüsterte: „Herr Kini, koa Wei' is nit da," worauf der König lächelnd dem Adjutanten Auftrag ertheilte, dem Mangel abhelfen zu lassen. Oder ein andermal (was mir anderweitig bekannt ist), wo der Monarch zu der Deputation eines Gebirgsortes sagte: „Ich bin mit Euch zufrieden," und der Sprecher treuherzig erwiderte: „No wir san mit Dir a recht z'fried'n von derent wegen." Ja, das war eine schöne Zeit, und tief empfunden aus treuem Herzen erklingt die „Klage" auf König Maximilians Hinscheiden (Erinnerungen S. 37):

„Verblüht sind die Rosen, verblichen ihr Rot,
Dahin ist die Jugend, mein König ist tot —
Leb wohl, leb wohl, was so schnell verging,
Wie ein heiterer Traum mein Leben umfing.
Lebt wohl ihr Tage voll Sonnenschein!"

Neben den Erinnerungen an den edlen Herrscher ziehen uns in dem Büchlein zumeist die Gedichte an, welche auf die zwei Gesellschaften Bezug haben, denen der Dichter seit ihrem Entstehen angehört hat, und welche zu den ganz speziellen Alt-Münchener Eigentümlichkeiten gehören, Altengland und die Zwanglosen. Diese letzteren sind im Jahre 1837 von dem als Lustspieldichter nicht unrühmlich bekannten herzoglich sächsischen, dahier wohnenden Gesandten Baron v. Elsholtz (derselbe ist Lützow'scher Jäger und ein Bekannter Theodor Körners gewesen), von Ernst Förster, dessen wohlverdienter Ruhm aus Anlaß seines (am 8. April 1880)

begangenen 80jährigen Geburtstages ein treffliches Gedicht (S. 51 der „Erinnerungen") feiert, und dem späteren Kultusminister Frhrn. v. Zu-Rhein gegründet worden. Die Idee der Stifter war, alles was in München dichterisch oder schriftstellerisch sich beschäftigte, allwöchentlich zu einer Abendzusammenkunft bei Bier, Wein und Zigarre zu vereinigen mit der Verpflichtung, daß jedes Mitglied mindestens einmal im Monat ein eigenes oder ein von ihm für interessant erachtetes fremdes poetisches oder prosaisches Produkt zum Vortrag bringe, im Übrigen aber jeder Zwang ausgeschlossen bleibe. Zur Überwachung, daß keiner sich des ihn treffenden Vortrages entschlage, war ein „Zwangsmeister" aufgestellt. Die „Champus-Kasse" führt seit Beginn der Gesellschaft Ernst Förster, der streng die Monatsbeiträge eintreibende Sekretär, während Kobell als „Champus-Meister das lustigere Amt obliegt, die Flaschen bei dem alljährlich, in der Regel am Dreikönigstage, stattfindenden Diner zu vertheilen. Außer den bereits Genannten waren, als Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1844, ein schüchterner Anfänger im Gebiete der Poesie, in den Kreis eingeführt wurde, Graf Pocci, Maler Lindenschmit, die Professoren Thiersch und Neumann, Schafhäutl und Zuccarini, die Juristen Seuffert, Glück und Gombart, Reichsrat v. Niethammer, die Staatsbeamten Daxenberger und Kleinschrod, die Geheimen Räte Frhr. v. Ritter und Martius, der zu Lebzeiten nie genug geschätzte Schmeller mit seinem unzertrennlichen Freunde Baron v. Mettingh, dann Ludwig Steub, Hermann Schmid, Friedrich Beck, Fentsch, Hr. v. Martini und der unverwüstlich heitere Advokat v. Schauß* die eifrigsten Be-

* v. Maltitz und Heinrich Stieglitz (Charlottens Witwer),

sucher der damals in der trefflichen Ott'schen Weinhandlung stattfindenden Gesellschaftsabende, und es bildeten die „Zwanglosen" in jener Abel'schen Zeitperiode — wir dürfen es ohne Unbescheidenheit von uns sagen — den stillen Winkel, in welchem fast allein zu München damals ein freieres geistiges Leben und Trachten gepflegt und jedenfalls ganz allein etwas liberale Politik getrieben wurde. Für das erstere spricht die Thatsache, daß die Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft, welche zu jener Zeit durch die Hauptstadt reisten, regelmäßig die Zwanglosen mit ihrer Gegenwart beehrten, so Cornelius, welchem ein viel besprochenes Fest gegeben wurde, als er von König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin zur Ausschmückung des Campo Santo gerufen ward, Liszt, welcher seinen berühmten chromatischen Lauf den Zwanglosen ins Album schrieb, Oehlenschläger, der dänische Schiller, und andere. Was aber die politische Richtung betrifft, so zeugt von ihr eine Gnome, welche Seuffert eines Abends mit allgemeinem Beifall zum Besten gab und welche ich folgendermaßen im Gedächtnis habe (für den Wortlaut kann ich nicht bürgen):

„Wozu man Stände braucht, das steht in diesem Reim:
Versammelt euch, schafft Geld und packt euch wieder heim."

Und weiter erinnere ich mich lebhaft eines Diners der Zwanglosen, bei welchem der damals die Kammeropposition führende Abgeordnete Frhr. v. Lerchenfeld eingeladen ward und fetirt wurde, und bei welchem ich, voll von Listschen Ideen, einen Toast in Versen auf — den Schutz der

sowie Maßmann hatten dazumal München bereits verlassen, der Dichter Schenk, Rektor Hocheder und Freiherr v. Harsdorf waren gestorben; sie alle gehörten dem Kreise an.

der nationalen Arbeit, insbesondere auf die Garnzölle, ausbrachte. Man kann sich denken, wie poetisch das lautete! Allein wir waren eben jung, und in den „Erinnerungen" (S. 111) schildert Kobell so recht gemütlich unser damaliges naives Dasein in Form eines Toastes bei einem der späteren Jahresdiners:

„Was war's doch eine schöne Zeit,
Da wir noch Poeten im Flügelkleid!
Wie reimten wir frischweg „Lust" und „Brust"
Und „Leid" und „Freud" und auf die „Liebe"
Die obligaten sanften „Triebe".
O Stolz, wenn gar ein Zeitungsblatt
Das herrliche Werk veröffentlicht hat.
Dann mit Virgilius und Homer
Kamen die Hex- und Pentameter,
Und mit dem Horaz der Alcäische Klang
Und wiegte sich klassisch der Gesang.
Wir spielten trotz unserer jungen Gesichter
Nach Vorschrift mit Würde die alten Dichter.
Jetzt aber drangen Mädchen und Wein
Gewaltig ins sprudelnde Leben hinein,
Und wußten das Dichten zu reformiren,
Und in Liedern begann es nun zu floriren,
Die bunt wie die Blumen auf lustiger Au
Keine Schulmeisterei mehr trugen zur Schau,
Ob kurz, ob lang, ob grad, ob krumm,
Wir scherten uns den Teufel drum."

Indes nicht lange dauert der Lenz des Lebens; der Ehrgeiz war es, wie in jenem Toast weiter ausgeführt wird, welcher das ungebundene Thun und Treiben zum Abblühen brachte und die bisher „zwanglosen" Dichter antrieb, „zu formen und zu feilen" und „zu schwitzen beim Bessermachen der Harmonie." Mancher hat es denn auch „mit Formen

und Feilen bei Tag und Nacht wirklich zum Lorbeerblättchen gebracht." Aber ach — die schöne Frühlingszeit ist vorüber, und wehmütig

„Frägt wohl einer, was er nun hat
An dem errungenen Lorbeerblatt,
Und gäb's gar gerne wieder her,
Wenn jener verlorene Frühling
Nur d'rum zu gewinnen wär'."

Das Jahr 1848 hatte die bis dahin friedlich verbundenen Zwanglosen politisch so entzweit, daß sie sich eine Zeitlang in „ruhende Aktivität" versetzten. Erst mit dem Eintritte der durch König Max hieher berufenen Notabilitäten in Kunst, Wissenschaft und Poesie in die von der übrig gebliebenen alten Garde neubelebte Gesellschaft gewann dieselbe ein zweites Leben, von welchem die reizenden Trinksprüche für das Jahres-Diner von 1856, „Aus dem Elysium" (Seite 115), und der in pfälzischem Dialekt verfaßte für 1859 (S. 247) ein drastisches Bild geben, indem darin, wenn auch in liebenswürdigster Form, der nie ganz verschwundene Antagonismus der beiden Elemente einen poetischen Ausdruck erhält.

Unter einem anderen Zeichen als das literarische Symposion der Zwanglosen steht die Gesellschaft „Altengland." In ihr ist der frohe Lebensgenuß die Parole, aber das höhere, feine Genießen, die Pflege alles dessen, was die „freundliche Gewohnheit des Daseins" verschönt und wertvoll macht. Gegründet wurde sie im Jahre 1826, und charakteristisch ist es, daß man zu jener Zeit für solche heitere Lebensauffassung, als eine im Vaterland und bei seinen Zuständen unberechtigte, nur im Ausland ein nach-

ahmungswürdiges Muster finden zu können glaubte. Es wird erzählt, daß einst ein Engländer, dem der clergyman in seiner Todeskrankheit zum Trost den Himmel in sichere Aussicht stellte und dessen Wonne und Glückseligkeit ausmalte, seufzend ausrief: „Ach was, ich kann um mein Geld doch nirgends so fröhlich sein als in Old-England!“ Und so setzte sich die Gesellschaft das „Merry old England“ zum Vorbilde.* Daher der Name und deshalb heißen sich die Mitglieder „Lords“, der Vorstand ist Lordmajor und trägt eine Allonge-Perücke bei feierlichen Gelegenheiten, bei welchen alle Teilnehmer in einem altenglischen, dem sogenannten „Lord-Costume“ zu erscheinen haben. Solche Gelegenheiten sind in der Regel mit einem Diner verbunden, dessen obligater Champagner aus einer Kasse bestritten wird, in welche bestimmte Gebühren fließen, z. B. bei jedem freudigen Ereignis ein Champagnerthaler, oder Strafen, die zu entrichten sind, z. B. von demjenigen, der beim Diner ohne das „Lordhütchen“ erscheint. Gern würde ich den wohlwollenden Lesern noch mehr aus den Statuten der Gesellschaft erzählen; aber es geht damit, erwiderte mir ein Altengländer auf meine Nachfrage, wie mit dem „Hemd des Glücklichen“ im Märchen; „Altengland“, von dem man lernen könnte, wie man die Statuten einer lustigen Vereinigung einrichten soll, hat keine Statuten.

Viele edle und erlauchte Herren befanden und befinden sich unter diesen Münchener Lords, wie Herzog August von Leuchtenberg (der früh dahingeraffte Gemahl der Königin

* Später deutete man den Namen als von dem im sogenannten „Englischen Caféhaus“ befindlichen Lokal herrührend, allein das Café hat vielmehr seine Benennung von der Gesellschaft genommen.



von Portugal), sein Bruder, Herzog Maximilian von Leuchtenberg, der Dichter Graf Wilhelm von Württemberg und der Herzog von Urach, vor allen aber der Herzog Max in Bayern, dieser geistvolle, liebenswürdige, allem Schönen holde hohe Herr, dessen Losungswort es ist, dem Betrübten zu helfen und den Frohen zu erfreuen, wo und wie es in seinen Kräften steht. Ich und manch' Andere danken diesem hochherzigen Gönner die schönsten Stunden unseres Lebens in seinen seitdem nie mehr erreichten Festabenden, wo lieblicher Frauenflor mit dem der Rosen wetteiferte und die Räume seines Palastes und seines Landhauses zu Bogenhausen zu einem Garten aus dem Feenreich umgestaltete. Und diese reizenden Soupers à quatre! Freilich genoß ich die Ehre der Einladung damals ganz unverdient; weibliche Protektion, die ich mir mit Plaudern erworben, wußte mich als vorzüglichen Tänzer so zu empfehlen, daß ich in dieser Eigenschaft zu jenen Abenden beigezogen ward, obwohl ich gar nicht tanzte, und höchstens zu einer Française mich aufraffte. Und wie der fürstliche Herr sich der Jugend und dem Alter als Gönner und Festgeber in großem Style lieb und wert machte, so hat er auch in „Altengland" sich manch' „goldenen Nagel" erworben. Der goldene Nagel ist nämlich, so zu sagen, der Ordre pour le mérite für die Lords; beim Eintritt in die Gesellschaft empfängt ein jeder ein neues beziehungsreiches Wappen,* welches im Gesellschaftslokal aufgehängt wird, und oberhalb desselben wird ihm ein goldener Nagel eingeschlagen, so oft ihm eine her-

* Früher entwarf sie der witzige Zeichner Graf Pocci, von dem das Album der Gesellschaft eine Fülle der eminentesten Karikaturen aufweist.

vorragende Leistung, eine eminente wissenschaftliche That, ein preiswürdiges Gedicht, ein zündender Einfall gelungen, oder auch, wenn er zu Nutz und Frommen der Gesellschaft eine stattliche Kompanie Champagnerflaschen gespendet hat. Diese werden dann beim Diner vertrunken, und zwar nach alter Sitte mit „Leberreimen", von denen in den Erinnerungen (Seite 54) ergötzliche Beispiele gegeben sind. Kobell war darin so „findig", daß er das Amt übernommen hatte, den etwa steckenbleibenden Mitgliedern sofort einen passenden Vers zu soufflіren, wofür dann der also Erleichterte ein billiges Honorar zum Besten der Armen zu entrichten hatte. Deshalb improvisirte einmal Herzog Max, unter brausendem Jubel, auf den ihm vom Nachbar aufgegebenen Vers:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Zobel,"

den Reim:

„Zum Trinken tauge ich, zum Dichten taugt der Kobell,"

wobei nur zu bemerken wäre, daß der Herzog, der Verfasser der geistvollen und beobachtungsreichen „Reise nach dem Orient", der Komponist so lieber und theilweise zu wahren Volksmelodien gewordenen Lieder und Tanzweisen, der Dichter der „Historischen Erzählungen" und Sammler der reizenden „Posthorn-Klänge", noch zu viel mehr taugte als zum Trinken, obwohl ihm der Ruhm eines der besten Zecher im Bayernlande nicht geschmälert werden soll. Eine Anzahl von gereimten Toasten und sonstigen Gelegenheitsgedichten, welche auf die bisher besprochene Gesellschaft unn ihre Feste sich beziehen, finden wir in den „Erinnerungen". Möge nur der Sänger, der in eine dreifach besaitete Leyer zu greifen versteht, hochdeutsch, oberbayerisch und pfälzisch mit gleicher Geschicklichkeit, noch recht lange das Lordhütchen

bei den Diners mit Würde und heiterer Lebenslust tragen! Es ist in „Altengland“ hergebracht, daß bei dem Eintritt in ein neues Dezennium jeder Anwesende einen Wunsch, eine Herzensergießung oder eine Voraussagung für die Zukunft aufschreibt und in eine Urne legt, die dann für zehn Jahre versiegelt wird. Nach Ablauf dieser Frist wird das Behältnis geöffnet und der Inhalt verlesen. Ein tiefsinniger Gebrauch, der so recht geeignet ist, den Wechsel im Leben und in dem Denken und Trachten der Lebenden zur Erkenntnis zu bringen. Eines nur bleibt und kann niemals wechseln, so lange die Sonne scheint und der Frühling alljährlich wiederkommt: die Pflicht des Menschen, unentwegt und unbeirrt dem Schönen, dem Guten und dem Wahren nachzustreben. Und wer dies gethan, wie unser ehrwürdiger Dichter sein Leben lang, der darf getrost sagen: Non omnis moriar.

XXVI.

München, im März 1883.

„Alles schon dagewesen“ läßt Gutzkow in seinem „Uriel Akosta“ den Rabbi Ben Akiba sagen und erzielt damit bedeutenden dramatischen Effekt. Aber auch dieses geflügelte Wort ist längst schon vorher dagewesen. „Von dem Prediger Salomo an, welcher nach der Vulgata sagt: „Nil novi sub vole, es gibt nichts Neues unter der Sonne,“ bis zu Schillers: „Alles wiederholt sich nur im Leben“ ist dasselbe in den verschiedensten Variationen ausgesprochen worden. Deshalb war ich nicht überrascht und ließ mir die Belehrung dankbarst gefallen, welche ein offenbar sehr

sachkundiger Leser meiner Plauderei Nr. XV (Herr Oberlehrer Dr. Bock in Berlin) mir im Korrespondenzwege freundlichst übermachte. Hiernach ist das Wort „billig und schlecht“ nicht etwa (wie ich meinte) von uns in Nürnberg erfunden, sondern es kommt schon bei Carlyle vor (Geschichte Friedrichs des Großen, Übersetzung von Neuberg, 1866 Bd. IV S. 318) und auch der große Friedrich hat es wieder „einem gewissen Autor, dem er oft folgt“ — genannt wird derselbe nicht — entnommen.

Inzwischen haben nun dahier wohlmeinende Männer eine neue Ära inaugurirt, die Ära: „theuer und unpraktisch“; es ist nämlich das sogenannte Kunstgewerbe erschaffen worden, welches sich mit der Produktion sehr theuerer und doch sehr unnützer Gegenstände beschäftigt. Ich sage: „unnütz“, nicht im Sinne von: „unnötig“; denn der Meinung bin ich nie gewesen, daß man nur der gemeinen Notdurft des Lebens nachgehen solle, vielmehr habe ich stets mit dem Altmeister Kobell gesagt: „notig ist nicht lustig“. Unnütz ist vielmehr in meinen Augen dasjenige, was seinem Zwecke nicht entspricht, also was unbrauchbar ist, und so etwas ist auch niemals wirklich schön, die Form mag sein, welche sie wolle. In der Unbrauchbarkeit aber leistet das moderne Kunstgewerbe Großes. Was hilft mir z. B. ein Trinkgefäß, welches auch der geübteste Potator nicht zu leeren vermag, ohne sich anzuschütten? was ein Tisch, unter dem man die Füße nicht strecken kann, ohne Gefahr zu laufen, sich die Kniescheiben zu zerschmettern? was ein Leuchter (wie ihn einmal eine mir befreundete Excellenz im Vereine an der Pfandhausstraße als Gewinnst erhielt), in welchen niemand eine Kerze zu stecken im stande ist? oder was helfen

Stühle (wie sie eine andere mir befreundete Excellenz aus der Verlosung heimbrachte) mit prachtvollen Renaissance-Lehnen, die den Rücken des darauf Sitzenden bearbeiten, wie seiner Zeit der „gespickte Hase" den Buckel des armen Sünders.* Freilich kann man dem allem abhelfen: man stellt eben den Trinkbecher auf das Buffet und trinkt nicht daraus, an den Tisch setzt man seine Freunde und bleibt als höflicher Wirt, auf die altertümliche Stuhllehne gestützt, daneben stehen, und in den kritischen Leuchter steckt man von unten herauf ein Stückchen Wachsstock. „Es geht ja alles, wenn man will," ist das geflügelte Wort des Wichsier Fleck (in Suppés „Flotten Burschen"), und überdies kauft man ohnedem diese Sachen nicht, sondern man gewinnt sie in der alljährlichen Verlosung, welche bekanntlich der Kunstgewerbeverein, um die bei ihm chimborassoartig sich anhäufenden Ladenhüter loszudrücken, einzuführen genötigt war, gewiß ein Beweis, welchem dringenden Kaufbedürfnis des Publikums diese Art der Produktion entgegenkommt.

Indessen möchte ich nicht mißverstanden werden. Wer unser Handwerk und seine Leistungen mit kritischem Blicke betrachtet, der muß zugeben, daß es einer Auffrischung bedarf, und ich habe seiner Zeit manches Jahr meines Lebens, freilich nur in bescheidenster Weise, mitgeholfen an der Thätigkeit bedeutender Männer, die auf Hebung der deutschen Arbeit gerichtet war. Aber wir waren alle damals der Ansicht, und — wie oben bemerkt — ich bin noch heute der-

---

* „Der gespickte Hase", wie er im Rathause zu Regensburg noch zu sehen ist, war eine eiserne, mit aufrechtstehenden Spitzen versehene Walze, an welcher der zu Folternde mit dem Rücken auf und nieder gerollt wurde.



selben, daß ein Gewerbeprodukt nur dann schön sei, wenn es tüchtig ist; Pfuscharbeit — mag sie der Form nach noch so künstlerisch hergerichtet sein — bleibt ein häßliches Ding für den Sachverständigen und für jeden, der davon Gebrauch machen muß. Wer der deutschen Arbeit aufhelfen will, möge sein Streben dahin richten, daß der Pfuscharbeit gesteuert werde und vor allem, daß die Gewerbetreibenden mehr **denken** bei ihren Arbeiten, denn vollständige Gedankenlosigkeit ist dasjenige, was uns aus den meisten Produkten, namentlich des sogenannten Kunstgewerbes entgegenstarrt.

Und noch ein anderes.

Unsere Zeit leidet ohnehin am Größenwahn. Niemand will mehr sein, was er nach dem Willen der Vorsehung ist, sondern er bildet sich ein, er gehöre höher hinauf und ist unzufrieden und mißlaunisch über seine Lebensstellung. Deshalb erfüllt er die Pflicht, die ihm obliegt, oberflächlich und ungenügend, sie ist ihm zu unbedeutend und seiner nicht würdig. Es ist also höchst überflüssig, diese Zeitrichtung auch noch zu unterstützen, indem man den Gewerbetreibenden zum „Künstler" hinaufschraubt. Dadurch, daß der Geselle lange Locken trägt und einen Schlapphut aufsetzt, ist sehr wenig geholfen, und wenn der Meister als „Kunsttischler" in seinem „Atelier" sitzt und gotische Schränke macht, in denen die Schubladen, wie man sagt, „um einen Bauernschuh" zu klein oder zu groß sind, so hat er zwar die Höhe jener Architekten erreicht, deren Bauwerke eine stilgerechte, gotische Fassade zeigen und auf deren Treppen man bei hellichtem Tage wegen ägyptischer Finsternis fast den Hals bricht (wie im Münchener Rathaus), allein exportfähiger hat er das deutsche Gewerbe nicht gemacht.

Das „ehrsame Handwerk“ — wie man vor Zeiten sagte — das Handwerk, welches eine Arbeit liefert, die man brauchen kann, das soll man wieder herstellen und fördern. Aber mit dem „Kunstgewerbe“ möge man uns verschonen; die Benennung selbst kennzeichnet schon die Ungesundheit der Sache dadurch, daß der Name eine contradictio in adjectio, einen innern Widerspruch enthält. Strebe man vorerst nur nach guter Arbeit, dann kommt die Schönheit ganz von selbst.

Damit man mir aber nicht vorwerfe, ich bewege mich in theoretischen Spitzfindigkeiten, so will ich für meine Ansichten ein praktisches Beispiel beibringen. Dieses bietet mir die deutsche Buchdruckerei. Wer seiner Zeit mit den römischen und griechischen Klassikern in den Stereotypausgaben sich die Augen verderben mußte, wer das Feuer seiner Jugendbegeisterung für Schiller und Goethe nur mittelst des grauen Löschpapiers löschen konnte, auf welchem man in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts unsere Dichter druckte, der weiß zu schätzen, welchen Fortschritt die deutsche Gewerbethätigkeit auf diesem Gebiete gemacht hat und wie sie allmählig von selbst durch das Streben nach dem Brauchbaren und Tüchtigen zur Pflege des Schönen gelangte. Freilich beginnt in der neuesten Zeit auch hier das Unwesen des Kunstgewerbes aufzutauchen. Man imitirt das grobe unbeschnittene mittelalterliche Papier, man greift zu den unmöglichsten altgothischen Lettern und schmückt die Titel mit verzeichneten Landsknechten, Trompetenbläsern und Renaissance-Damen, die endlose Arme ausstrecken; wenn man nun dazu noch dem Papier eine graue oder gelbe Farbe gegeben hat, so weiß sich der kunstgewerbliche Verleger vor Stolz

über seine Schöpfung kaum mehr zu fassen. Diesen unnützen Firlefanz meine ich nicht. Ich habe vielmehr jene ernsten Leistungen im Sinne, welche bei Anwendung der modernen Technik nicht eine bloße Spielerei beabsichtigen, sondern einen bestimmten sachlichen Zweck verfolgen. Ich erinnere mich noch wohl, mit welcher Freude und sozusagen mit welchem Staunen seiner Zeit von uns Kaulbachs, Reinecke Fuchs und Seibertz' Faust begrüßt wurden, Werke, bei denen — ganz abgesehen von ihren speziellen künstlerischen Beigaben — angefangen wurde, die eigentliche Druckausstattung deutscher Bücher (als da sind: Papier, Lettern, Initialen, Vignetten, Kopfleisten u. s. w.) über das Niveau des Hergebrachten hinauszuheben. Und wie viel ist seitdem in dieser und in andern Richtungen geschehen; ich will nur ein mich persönlich eingehendes Beispiel anführen, den Jahresbericht der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt. Wenn man die in demselben enthaltenen Übersichtstabellen über den Güterverkehr in den Rheinhäfen vor 50 Jahren hätte drucken wollen, man hätte sie in wenigstens 20 Stücke zerlegen müssen. Jetzt bewältigt man diese Aufgabe mit spielender Leichtigkeit. Man druckt die Gesammttabelle in einem Stücke und doch bietet dieselbe den Raum für etwa 25,000 Ziffern in 4 × 80 Feldern, so daß man damit leicht die Wände einer den gegenwärtigen Gehaltsverhältnissen entsprechenden Beamtenwohnung vollständig austapezieren könnte, was ich übrigens nicht anführe, um einen der sparsamen Kammer-Herren des Finanzausschusses zu einem Antrage zu veranlassen, den bei der Rheinschiffahrt beschäftigten Beamten die Wohnungsentschädigung zu streichen.

Warum also ist mein hochgeehrter Mitbürger Herr Professor Dr. v. Nußbaum mit seiner „Kleinen Hausapotheke“ nach Norden gegangen und hat sein herziges Büchlein mit Berliner Borgis, mit ungleich schwärzenden Lettern und nicht adäquaten Spatien drucken lassen (namentlich letzteres als augenschädlich hätte gerade er nicht dulden sollen), wobei dasselbe noch dazu so „kunstgewerblich“ brochirt ist, daß es nicht gelingt, solches aufgeschlagen auf das Lesepult zu legen, sondern daß es einem beständig vor der Nase zuklappt, was sogar nervenangreifend wirkt? Freilich dieses Buch bedarf keiner Ausstattung, es ist innerlich so wertvoll und so vorzüglich, daß man über seinem Inhalt alles andere vergißt. Ich habe seit langer Zeit nichts gelesen, was einen so harmonischen Eindruck macht, als diese glatt, kernig, klipp und klar geschriebenen Lehren der Hygiene. Nur das vollste Beherrschen des gesammten Stoffes eines bestimmten wissenschaftlichen Gebietes, verbunden mit reicher Erfahrung auf demselben, vermag in solcher Weise eine „Summa“ zu ziehen und sie auch jedem Laien verständlich zu machen. Und nur ein mit dem scharfen und kritischen Verstande verbundenes warmes und weiches Gemüt kann die Belehrung in so liebenswürdiger Weise gestalten, wie sie dieses Schriftchen darbietet. Der große Gelehrte, den wir in dem Verfasser alle verehren, ist ganz zu unseren kleinen Sorgen des alltäglichen Lebens herabgestiegen und motivirt dies im Eingange mit dem psychologisch feinen, so unendlich wahren (wenn auch uns im Grunde beschämenden) Satze: „Wir können nicht läugnen, daß uns ein leichtes Zahnweh des geliebten Töchterchens viel mehr Kummer macht als eine Cholera-Epidemie in Indien, und daß

uns das zerbrochene Rad unseres Einspänners in viel größere Aufregung versetzt, als wenn in Mexiko ein ganzer Eisenbahnzug über eine Brücke herabstürzt."

Einen Auszug aus dem Werkchen zu geben ist nicht möglich; man müßte das ganze Büchlein abschreiben; ich kann nur sagen, daß es in keiner Familie fehlen, daß man es aber nicht bloß lesen, sondern auch Punkt für Punkt beobachten sollte.

Für eine neue Auflage, die ja sicherlich nicht ausbleiben wird, möchte ich dem edlen Hrn. Verfasser noch einen Gegenstand zur Behandlung empfehlen, der mich schon seit langer Zeit wurmt und geradezu ängstigt; das ist die Art, wie man da neuerdings in Mode gekommenen Kinderwägen benützt. In meiner Jugendzeit bestand freilich die Tortur des sog. „Fatschens", was noch schlimmer wirkte. Auch die systematische Erzeugung von Verkrümmungen, welche in der Mode des Aufrechttragens der zarten Geschöpfe ohne allen Schutz des schwachen Rückgrades lag, war nicht eben lobenswert und die vernünftigen Art, wie die Engländer ihre Kinder stützen, eignet man sich hier nicht an, obwohl man mit Vorliebe die „Darlings" (zu deutsch Bambsen) „baby" oder „boy" betitelt. Und die Wägelchen wären ja an sich gar nicht so übel, wenn man sie mit Vernunft gebrauchen würde. Aber schon oft habe ich mich gefragt, was denn das für eine Generation werden soll, wenn ich die armen Geschöpfe bei einer Hitze von 20 Grad Reaumur zu zweien, ja zu dreien zusammengepfercht, in dicke Betten eingewickelt spazieren fahren sehe. Die bei Lutz, Tambosi u. s. w. Kaffeetrinkenden und Klatschgeschichten auskramenden Mamas heißen das: „Wir lassen unsere Kleinen an die Luft bringen", während doch auch nicht ein

Hauch von Luft an die halberstickten Würmer hinkommt, die ihre Versuche im Erzeugen der „endlosen Melodie“ unter ihren Wagendächern hervorheulen, ohne daß die mit dem Schatz in eifrigster Abhandlung auf der Bank sitzende Kindsmagd sich im Mindesten darum kümmert. Und wenn man sieht, in welcher Weise diese Kinderwagen vielleicht zwanzigmal des Tages vom Trottoir hinab- und wieder hinaufgestoßen werden, und bedenkt, welche Folgen diese Erschütterung auf den gewöhnlich in den ungeschicktesten Stellungen in die Höhe zappelnden jugendlichen Körper äußern muß, so kann man nur zu der Überzeugnng gelangen, daß es in Zukunft eben so schwer sein wird, einen Menschen ohne Leibschaden zu finden, wie ein bayerisches Finanzgesetz, welches publizirt wäre, ohne daß die Budgetperiode bereits halb verstrichen ist.

Allein mir kommt soeben ein Skrupel. Vielleicht ist die Institution der Kinderwagerln eine moderne pädagogische Einrichtung und verfolgt den Zweck, durch die frühzeitig eintretende kontinuirliche Gehirnerschütterung, welche den Kindern durch das Herumholpern auf dem Pflaster zugefügt wird, diejenige Betäubung des Kopfes als dauernden Zustand herbeizuführen, ohne die es kaum möglich wäre, allen jenen Wust in den Schädel hineinzubringen, welcher von der geistvollen gegenwärtigen Schulweisheit als unentbehrlicher Lehrgegeustand erklärt ist. In diesem Falle beuge ich mich allerdings bewundernd vor dieser weisen Voraussicht.*

* Welche Briefe seitens verschiedener „Mamas“ ich über diese Plauderei erhalten habe, will ich lieber verschweigen. Die Kindsmägde und ihre Schätze haben sich merkwürdigerweise nicht beschwert.



XXVII.

München, Anfang Mai 1889.

Es geht ein Sprichwort im Lande, welches sagt: „Warst du wo freundlich aufgenommen, darfst du so bald nicht wieder kommen", und dieses Sprichwort ist Ursache, weshalb ich längere Zeit hindurch mich bei dem Publikum nicht mehr als Plauderer zu Gast gebeten habe. Denn auf das freundlichste war ich ja seinerzeit allseits aufgenommen worden. Eine ganze Sammlung von unterzeichneten und anonymen Zuschriften, die mir in jener Eigenschaft geworden sind, habe ich in dankbarer Erinnerung aufbewahrt; fast nach jeder Plauderei erhielt ich Ermahnungen, Belehrungen, Vorschläge. Geistliche Herren aller Konfessionen befaßten sich mit meinen theologischen Kenntnissen, ein Professor in Paris verteidigte (wie ich schon erwähnt habe) die französischen Revolutionsmänner gegen meine Erzählung über die im Konvent beschlossene Fabrikation von Menschenleder, ein Italiener konnte sich nicht trösten, daß das Wort „Cujon" historischen Ursprungs sein sollte, ein Landwirt hielt mir vor, ich wüßte nicht, daß die Schafe gewaschen werden, bevor man sie scheert (was man von den Aktionären* nicht immer sagen kann), einmal stellten mich sogar zwei russische Advokaten brieflich als Schiedsrichter in einem höchst schwierigen Prozesse auf (allerdings vielleicht weniger als Verfasser der Plaudereien, sondern mehr als Kommentator des Konkursgesetzes). Schließlich hat dann noch ein wackerer Bilderhändler mein Portrait unter den Tagesberühmtheiten zwischen dem

* Ein französischer Schriftsteller definirt: „l'actionnaire est une brebis destinée à être tondue."



Lokalsänger Papa Geis und der Trapezkünstlerin Miß Sylvia ausgehängt, mehr Ehren kann man nicht wohl verlangen.

Wenn ich nun doch wieder zur Feder greife, so geschieht es in dringendem Notstande; denn als ich zum erstenmal dieses Jahr in den Englischen Garten spaziren ging, was sehen meine Augen, oder vielmehr was sehen sie nicht? Mein Schutzpatron, der freundliche Genius, mit seiner Ermahnung, „harmlos dahin zu wandeln und neu gestärkt zur Pflicht zurückzukehren“, ist verschwunden. Wer hat ihn entfernt und wo steckt er zur Zeit? Sollte er durch den Mangel seiner Kleidungsstücke vielleicht auch eines der Gravamina der um die Sittlichkeit des bayerischen Volkes so besorgten geistlichen Oberhirten gebildet und ein hohes Kultusministerium in diesem Punkte das von der frommen Presse so bitter vermißte Entgegenkommen durch Beseitigung des Schwanthaler'schen Kunstwerkes bewiesen haben? Man hat zwar erzählen hören, der Verschwundene werde später an irgend einem anderen Orte des Englischen Gartens wieder zum Vorschein kommen; allein da fragt mein juristisches Gewissen: ist solch eine Versetzung rechtlich zulässig? Nicht etwa, als ob ich ihn, weil er von einem Justizminister angestellt oder vielmehr aufgestellt ist, als zum Stande der Richter gehörig ansähe, welche (dank der Erinnerung unsers Reichstages an die angeblich entsetzlichen Maßregelungen unbotmäßiger Kreisrichter seligen Angedenkens) ohne ihr Ansuchen weder quieszirt noch versetzt werden können, wodurch unter Umständen ein Gerichtshof möglich ist, der sich in Rollwägen oder an Krücken versammelt. Vielmehr möchte ich jenen harmlosen Ermahner zur Pflicht wegen dieser seiner Thätigkeit eher zur Polizei zählen, und Administrativbeamte

können ja jederzeit einer Versetzung unterstellt werden. Aber ich glaube, es besteht keinerlei Rechtssatz, welcher eine für einen bestimmten Ort gemachte Stiftung beliebig an einen anderen Ort zu transferiren gestattet. Der edle Freiherr v. Morawitzky, dessen Bürgersinn wir die schöne Statue verdanken, hat den „Harmlos“ an den Eingang des Englischen Gartens gestiftet, dahin gehört er, dahin paßt er auch einzig und allein, sowohl seiner Größe als seiner Bestimmung nach. In einem großen Rondell (in welches der Arme, wie ich höre, künftig gestellt werden soll) wird er — auch wenn die sämmtlichen Münchener Häuserspekulanten ihre Mietkasernen um ihn herumbauen — sicherlich einen höchst winzigen Effekt machen. Anstatt, wie bisher, an einem sanft abschüssigen Wege stehend, den Bergabwandernden gleichsam den Pfad zu weisen, wird er, auf ebenem Boden stehend, mit der abwärts gestreckten Hand lediglich auf das Pflaster zeigen und deshalb nur etwa die vierfüßigen Straßenbewohner zum Lustwandeln auffordern können; seine Ermahnung aber, „neu gestärkt zur Pflicht zurückzukehren“, wird höchstens zweimal alljährlich von den biederen Hausherren beachtet werden, nämlich an Georgi und Michaeli, als Aufforderung zum neu verstärkten Steigern.*

Man hat schon wiederholt den Wunsch ausgesprochen, es möchten sich in unserer Stadt mehr Wohlthäter finden, welche (wie dies anderswo der Fall ist) zum öffentlichen Besten Kunstwerke stiften und der Öffentlichkeit widmen; allein wenn Stiftungen so wenig heilig gehalten werden, wird jedermann die Lust dazu verlieren. Ich wenigstens

* Inzwischen ist — wie ich mir schmeichle, infolge dieser Plauderei — der „Harmlos“ wieder an seine alte Stelle zurückgekehrt.

bin bekehrt; ich hätte wahrscheinlich einmal (nach meinem Tode) einige Monumentalbrunnen in der Maximiliansstraße inmitten des Forums vor dem Regierungsgebäude und dem Nationalmuseum errichten lassen, woselbst mir solche Wasserspender ein wahrhaft schreiendes Bedürfnis zu sein scheinen. Allein ich werde mich jetzt hüten; möglicherweise fällt es später einmal einem hohen Stadtmagistrat oder der rossebändigenden Direktion der Akademie* ein, daß diese Brunnen besser im Hofe des Künstlerhauses stehen, welches bei der nächsten Säkularfeier der französischen Revolution (1989) doch vielleicht in den ersten Grundrissen fertig gestellt sein wird, und meine Brunnen werden abgebrochen und, wie jetzt der bedauernswerte „Harmlos", irgendwo im Rathaus aufbewahrt, wo er ganz überflüssig ist, da es dort ohnehin harmlos genug zugeht. Und schließlich kommt es dann, wie mit dem wunderbaren Kunstwerk — meiner Meinung nach war es das griechische Original der Mediceischen Venus — welches mir im Jahre 1851 in einem Keller des Dogenpalastes in Venedig gezeigt wurde, das aber verschollen war, als ich fünfundzwanzig Jahre später wieder danach suchte.**

---

* Ich bekenne zu meiner Schande, daß ich anfänglich die Beziehung der beiden Pferdebändigers auf der Treppe des Akademiegebäudes zur Thätigkeit der Akademie nicht verstanden habe, bis ein herantretender Kunstjünger mich belehrte: das eine Pferd sei das Genie, das andere — etwas weniger ungeberdige — das Talent, und es solle die Zivilisirung beider durch die akademische Dressur symbolisirt werden.

** Nach einer von mir eingesehenen historischen Notiz war die fragliche, aus Marmor von Paros verfertigte Statue seiner Zeit, als Venedig noch in Griechenland herrschte, von da mitgebracht worden. Sie zeichnete sich namentlich dadurch aus, daß sie zwar dieselbe Arm-

Ich habe soeben eine zarte Anspielung auf die Notwendigkeit gemacht, den Bau des Künstlerhauses einigermaßen zu beschleunigen und erlaube mir den unmaßgeblichsten Vorschlag, es möchte die Sache dem weiblichen Theile der hiesigen Künstlerschaft übertragen werden; bei der Energie, mit welcher dieses ganz neue Element in unserm Münchener Kunstleben sich Bahn bricht, wird — ich bin es fest überzeugt — auch dieser Stein des Sisyphus bald den Berg hinaufgerollt sein.

Man schüttle nicht den Kopf über meine Worte und wundere sich nicht; ich komme nämlich soeben aus der Ausstellung der Künstlerinnen-Vereinsschule, welche in der Türkenstraße Nr. 89 (Sonntag und Montag, 5. und 6. Mai) stattfand. Das ist — jedermann, der den Weg nicht scheute, wird es zugeben — eine der modernsten Errungenschaften unserer Zeit. Es gab ja auch ehedem Fälle, in denen das weibliche Element in der Kunst sich Geltung verschaffte; die Geschichte kennt verschiedene Malerinnen; ich nenne zum Beispiel: die ihre Heiligen mit frommer Innigkeit malende Margaretha van Eyk, die mit kraftvollem Pinsel gestaltende Lavinia Fontana, die blumenprächtigen Maria van Osterwyk und Rachel Ruysch, dann Elisabetha Sirani mit ihrem feinen Gefühl für die Schönheit, Angelika Kaufmann, deren Poesie und Empfindung uns stets von neuem anmutet, und zu guter Letzt' Rosa Bonheur mit ihren entzückenden Thierbildern.

Und auch die Jetztzeit hat manches kunstvoll von weib-

---

stellung hatte, wie die Mediceerin, aber nicht ihre affektirte Handbewegung.

licher Hand Geschaffene aufzuweisen; wir haben in den vorjährigen internationalen Ausstellungen, im Kunstverein und in Ateliers viel Löbliches zu sehen bekommen; so die schönen Herbst- und Frühlingstage der Tina Blau, die drolligen Vierfüßler der Biedermann-Arendts, die lauschigen Wälder der Fanny v. Assenbaum, die klassischen Stilleben der Alexandra v. Berckholz und der Sophie Dahn, sowie die sonnigen Landschaften der letzteren, die kunstvollen Gebilde der Fanny v. Pausinger, die Blumen und Blüten der Katharina Helferich, der Erna Thiersch, der Olga Weiß. Und wer kennt nicht der feinfühlenden Barbara Wolf wunderbare Gobelins und den Frühling, den sie auf Sammet und Seide mit Blumen, Blättern und Schmetterlingen hinzaubert; die mit zarter Technik ausgeführten Pastellporträts der Helene Mühlthaler, die künstlerisch heiteren Schöpfungen der Anna May und die poetisch in der Farbe und kraftvoll in der Konzeption gestalteten Soldatenszenen der Otholine v. Kraszewski, sowie ihre maurische Tänzerin. Ja, fast geht es mir, seit ich Namen zitire, wie dem göttlichen Dulder Odysseus, als sich, nachdem er den schwarzen Hammel geschlachtet, immer mehr Schatten an ihn herandrängten. Da werfen mir die energisch gemalten Bildnisse der Maria Büttgereit vorwurfsvolle Blicke zu, ob sie nicht auch der Erwähnung wert seien, da weist Adrienne Hagendorp-Jacob auf ihre Narzissen, Maria Luise Riva auf ihre köstlichen Früchte, Klara Walther auf ihre reizende „Musikstudie", Maria Wandscheer auf ihre „Promenade", ihre „Kritik", ihr „Vorspiel" mit den anmutvollen Gestalten, die allerdings mich dauernder und länger gefesselt haben, als die gelbledernе Venus aus Leipzig oder die unreinlichen Schmied-

gesellen, welche den vorigen Sommer hindurch im Glaspalaste vergeblich ihren Schmutz wegzubringen bemüht waren.

Aber trotzdem sind bisher die Pinsel-Meisterinnen Einzelerscheinungen gewesen und geblieben; erst der neuesten Neuzeit war es vorbehalten, zu erleben, daß die weibliche Malerei im Großen betrieben, das Überziehen von Leinwand mit Öl zum Frauenberuf erhoben, die „Künstlerin" zur eigenen sozialen Klasse ausgebildet wird. Schon dem harmlosen Straßenwanderer fällt diese Errungenschaft in die Blicke. Jener Mädchenkopf zum Beispiel mit den kurz geschnittenen Haaren, das Barett kühn auf das Hinterhaupt geworfen, in dem männlich angehauchten Kostüm (von dem man mitunter nicht recht weiß, was vorn und was hinten ist) — jener Kopf würde, mit einer blauen Brille versehen, sicher einer Kindergärtnerin oder mit einer Notenrolle in der Hand gewiß einer Musikschülerin gehören; so aber mit dem hellblickenden Auge, mit den in den Rocktaschen verborgenen Händchen* erkennt man in der rasch Dahinwandelnden sofort die „Künstlerin" kurzweg, das heißt ein junges weibliches Wesen, das mit Pinsel oder Meißel umzugehen versteht und damit sich eine selbständige Stellung in der Welt zu erringen hofft.

Nun, ein Gesammtbild des in diesem liebenswürdigen Kreise waltenden Treibens und Strebens hat uns die schon erwähnte Ausstellung der Vereinsschule vor Augen geführt.

* Vermutlich sind sie handschuhlos und mit etwas Ölfarbe versehen, sonst wüßte ich wirklich nicht, weshalb die Künstlerinnen so gern ihre sicherlich meist schönen Hände zu verstecken pflegen, zu welchem Zwecke sie sogar eigene Taschen an den Regenmänteln, Blousen u. s. w. anbringen.



Schon die Art, wie dieses Institut verwaltet wird, ist charakteristisch und interessant. An der Spitze steht kein männlicher Sekretär oder dergleichen, sondern ein Ausschuß von zwölf Damen, denen unbedingter Gehorsam geschuldet und, zum Ruhme sei es gesagt, auch unweigerlich geleistet wird. Diese Vorstandsdamen sorgen aber nicht bloß dafür, daß ihre Pflegebefohlenen bei den Lehrkräften, welche für die Schule gewonnen sind, ordentlich lernen, sondern sie bekümmern sich auch um das Thun und Treiben der Schülerinnen überhaupt und halten ihre schützende Hand über sie. Diese liebevolle Thätigkeit hat es denn auch fertig gebracht, inmitte unseres enggedrängten Häusergewirres — die wohllöbliche Baukommission scheint für das vollständige Verbauen aller Hofräume kein Auge zu haben — ein Gebäude ausfindig zu machen mit freiem, geräumigem Platze vor demselben, herrlichem Nordlichte und großen, hellen Ateliers, in denen die fünfzig Damen der Schule genügenden Raum zur Entfaltung ihrer Kunst haben. Was sie da schaffen, ist auf den ersten Blick für den Sprößling früherer Zeiten, für Unsereinen, welcher noch Cornelius bei den Zwanglosen feiern half, etwas verwunderlich. Ehedem hatte man so etwas nicht für möglich gehalten; aber man belehrt uns, daß die Ausstellung nur „Skizzen" bringt und daß es sich für das Studium in der Neuzeit vor allem darum handelt, die unmittelbare Auffassung, die ursprüngliche Wiedergabe einer Person, das sofortige Heraussinden des Charakteristischen kund zu thun. Und diese Aufgaben haben die jungen Künstlerinnen wacker gelöst. Wie ausdrucksvoll ist das markirte, runzliche Gesicht jener Alten, in welchem das knöcherne und muskulöse Gerüst des Antlitzes wahrhaft anatomisch durch-

gebildet erscheint. Wie trefflich charakterisirt sich in diesen Studien von männlichen Köpfen das cholerische, das sanguinische, das melancholische und das phlegmatische Temperament. Wieder ganz anders wirken die Kinderstudien auf uns ein; da ein kleines Stumpfnäschen, treuherzige Augen, die Haare „chinesisch“ nach rückwärts aufgekämmt, ein „patschirliches“ kleines Ding — und daneben eine groß in die Welt schauende Siebenjährige mit dem ins Herz greifenden Kinderernst im Antlitz; dann junge Mädchen in Hülle und Fülle, das eine durch sein Profil, das andere durch schönen Nacken, das dritte durch malerische Einfachheit und Natürlichkeit auffallend, dort die sitzende Gestalt einer jungen Italienerin, alles weich, rund, voll, vielleicht zu voll. Aber die Italienerinnen, welche in Bogenhausen Ziegel schlagen und daneben in München Modell stehen, sind eben von der Natur mit Körperfülle bevorzugt, und etwas anderes zu zeichnen oder zu malen, als was man in der Natur sieht, ist vermutlich, wie bei den männlichen Kunstbeflissenen der Neuzeit, so auch in den Räumen der weiblichen Kunstschule bei Todesstrafe verboten. Wo bliebe da der Realismus! Es soll dies beileibe kein Vorwurf sein; gewiß gefiele den liebenswürdigen jungen Damen die Beschäftigung mit Idealem, der Kultus des Schönen besser, als das Abkonterfeien horribler, magerer Männer, entsetzlicher alter Weiber, bleichsüchtiger Mädchen und blutleerer Kinder. Aber gegen den Strom der Zeit schwimmt man nicht, am wenigsten mit weißen Frauenarmen. Und die Zeit ist jetzt der Jagd nach dem Häßlichen unnachsichtlich anheimgegeben; das Natürliche, das, was ist und so wie es ist, wird allein als Objekt aller schaffenden Thätigkeit erklärt. Goethe oder Schiller (ich

habe leider im Moment nicht Zeit nachzuschlagen)* hat zwar gesagt: „Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen", und wir hatten bei Vater Thiersch gelernt: „Kunst kommt von Können, weil sie das herbeizaubern kann, was die natürliche Welt uns nicht bietet." Aber die Zeit ist über Goethe, Schiller und uns zur Tagesordnung hinweggeschritten.

Wer Zolas „La terre" zu lesen vermag, ohne daß es ihm übel wird, wer den „Benvenuto Cellini" gehört hat und Tags darauf nicht zu Dr. Bezold, dem Ohrenarzt, eilen muß, wer einen Vormittag hindurch die Schlächterscenen eines modernen „Salons" zu betrachten im stande ist und dem dann doch noch sein Mittagessen schmeckt, der allein ist auf der Höhe der künstlerischen Gegenwart. Indessen ich verzweifle nicht. Gerade, daß das weibliche Element anfängt, in die Kunst einzugreifen, läßt mich hoffen, daß der Umschwung zum Besseren bevorsteht. Es ist unmöglich, daß das zarte weibliche Gemüt sich mit der Häßlichkeit dauernd abfinden kann; ich bin fest überzeugt, manche unter den Schülerinnen, die jetzt, von der Mode gezwungen, häßliche Realität malt, wird, wenn erst ihr Talent sich entfaltet hat, von dem Ideale sich in höhere Sphären führen lassen und die ewige Schönheit in und hinter der verdorbenen Natur, in die wir Erdklöße gebannt sind, aufsuchen. Würde nichts anderes mir diese Überzeugung geben, so wären es die reizenden Feste, welche die Mitglieder der Künstlerinnen-Innung alljährlich zu geben verstehen, bei denen jedoch wir vom anderen Geschlechte unnachsichtlich ausgeschlossen bleiben (es wird dabei eine ebenso strenge und

* Es ist der Schlußvers des Gedichtes von Schiller an Goethe, als dieser Voltaires „Mahomed" auf die Bühne brachte.

unerbittliche Kontrolle geübt, wie sie Truffaldin für den Eintritt in die Wohnung der Turandot schildert). Aber nach den mir von einer edlen Freundin gemachten Erzählungen waltet hier (vielleicht gerade durch die Abwesenheit der Herren der Schöpfung veranlaßt) die Herrschaft der reinen Schönheit in aller Pracht und Herrlichkeit. Und so wünsche ich zum Schluß dem eifrigen Streben der Kunstjüngerinnen alles Gedeihen, mögen sie mir meine kleinen harmlosen Neckereien, die mir mit in die Feder gekommen, ja nicht übel nehmen, denn ich verehre ungemein das weibliche Element in der Malerei, und ich rufe ihm von Herzen zu: Vivat, floreat, crescat!

XXVIII.

Heidelberg, Ende Mai 1889.

„Alt-Heidelberg Du feine", wie lange ist es her, daß ich Dich nicht mehr gesehen habe in der Pracht Deines Frühlingsglanzes! Wohl über 40 Jahre. Ach, damals schmückten auch mein Haupt noch jene jugendlichen Locken, deren energisches Schütteln bei den Redekämpfen in den bald darauf üblich gewordenen Volksversammlungen meinem nunmehr auch dahingegangenen Gönner Hüther, dieser Perle aller Hofräte, so viel Vergnügen machte. Jedesmal, wenn ich ihn nach Jahren mit seinem treuen Dackel in der Maximiliansstraße begegnete, erinnerte er mich daran. Ja, diese Volksversammlungen, mit welchem Eifer vertrat ich in denselben die konservative Sache, was damals etwas schwieriger war, als jetzt; aber trotz aller Schwierigkeiten — dieses

Zeugnis darf ich mir geben — mein Humor verließ mich niemals dabei. So hatte einmal im Bauhof, dem gefürchteten Tummelplatze der Demokraten, ein Redner fürchterlich gegen die reaktionäre Regierung gedonnert, wobei er unter heftigem Patschen auf seine — dem Klange nach offenbar leeren — Hosentaschen fortwährend schrie: „Man will uns unser Geld nehmen, unser Geld will man uns nehmen.“ Kaum hatte er geendet, so verlangte ich das Wort und stellte den Antrag: der geehrte Vorredner solle sein Geld auf den Tisch des Hauses niederlegen, damit man die Gefahr ermessen könne, die in der Absicht der Regierung, ihm sein Geld zu nehmen, liege. Das Geschrei, das nun entstand! Nur der thatkräftigen Intervention eines energischen Freundes, des jetzigen Besitzers des Augustiners und der ihm gehorchenden Bräuknechte gelang es, die Redefreiheit vor einer schmählichen Beeinträchtigung und mich vor dem Hinausgeworfenwerden zu behüten. (Aus Dankbarkeit trinke ich heute noch Augustiner- ebenso gern, als Hofbräuhausbier.) Ein anderes Mal war der Beschluß gefaßt worden, die ganze Versammlung solle am folgenden Tage vor das Ständehaus ziehen, um den Kammern die Beschwerden des Volkes mündlich vorzutragen. Ich stellte den Modifikationsantrag: „Niemand darf den Zug mitmachen, der nicht barfuß erscheint“; Motiv: „Damit sich kein Aristokrat einschleiche“ (welches Motiv allerdings heutzutage, wo unsre haute volée mit Passion bloßfüßig in Pfarrer Kneipps Grasgarten spazieren geht, nicht mehr passend wäre). Was keine vernünftige Gegenrede bewirkt hatte, gelang meinem Antrage; derselbe wurde unter schallendem Gelächter angenommen und anderen Tages erschien natürlich — niemand.

Meine Kenntnisse, sich in Volksversammlungen zu bewegen, verdanke ich meinem Heidelberger Aufenthalte; ich erwarb sie in Mannheim, wohin ich von der Universitätsstadt aus fast täglich fuhr, da ich durch zufällige Umstände mit den Mitgliedern des Badischen Landtages, auf welchen — nach einem geflügelten Worte — damals die Augen von ganz Europa gerichtet waren, mit Bassermann,* Mathy, Soiron, Hecker, Struve u. s. w. näher bekannt geworden war. Besonders Struve war mir gewogen, weil ich mit ihm die Leidenschaft für phrenologische Studien theilte; nur verstand er nie, weshalb meine Hände stets mit Vorliebe an den Köpfen junger hübscher Frauen Experimente machten, besonders an dem jener schönen Israelitin, welche später die Théroigne der badischen Revolution geworden ist und dann ein höchst trauriges Ende genommen hat. Unser gutes Verhältnis löste sich erst und schlug so sehr ins Gegentheil um, daß mir die so eben erwähnte Dame drohte, mich, sobald die Revolution gesiegt haben werde, an der nächsten Straßenlaterne aufhängen zu lassen, als entdeckt wurde, daß ich nicht im mindesten republikanische Tendenzen verfolgte, sondern meine Thätigkeit dahin zielte, Mannheim und Heidelberg bei Gelegenheit der bevorstehenden Bewegungen wieder an Bayern zurückzubringen.**

* Bassermann verlegte auch mein klassisches Lustspiel „Frauenemanzipation", welches eine undankbare Mitwelt fast völlig ignorirte.

** Es sieht dies heutzutage ungeheuer naiv aus; zu jener Zeit aber war man nicht so nüchtern. Meine Erinnerung irrt wohl nicht, daß der scharfsinnige und weitblickende Staatsmann, welcher damals Bayern am Karlsruher Hofe vertrat, Freiherr v. Berger, die Möglichkeit gleichfalls in das Auge gefaßt und sogar beantragt hatte



Der Münchener studentische Kreis, dem ich angehörte, die Novania, war nämlich mit Leib und Seele der Trias-Idee zugethan. Bayern, an der Spitze von Südwestdeutschland, war unser Ideal und das bekannte „Manuskript aus Süddeutschland“ das Evangelium für die Neugestaltung Deutschlands. Und was war das für ein Vergnügen, als wir ein im Jahre 1847 in diesem Sinne verfaßtes Mémoire (in lithographischer Vervielfältigung) im Sommer 1848 überall hin verschickten und dann in den verschiedensten Zeitungen selbst darüber so lange Lärm schlugen,* bis Reichsminister Bakerath hineinfiel und es für geboten hielt, dagegen auf der Tribüne der Paulskirche zu polemisiren.**

Zu dem erwähnten engeren Kreise gehörten außer Redwitz, welcher seine damals eben entstehende „Amaranth“ uns vorzulesen pflegte,*** Konstantin v. Schäzler, der, sich

---

eine tüchtige Armee in der Pfalz zusammenzuziehen. Wäre dieser Rat befolgt worden, würde wohl in Bayerns Geschichte auch das traurige Blatt der Pfälzer Revolution fehlen.

* Wir verkündigten erst höchst geheimnisvoll, daß jüngst ein Memoire verschickt worden sei, welches von einer hohen Persönlichkeit herrühre; dann schrieb der eine: man nenne den Fürsten Leiningen als Verfasser, der andere lancirte den Namen des Fürsten v. Hohenlohe-Schillingsfürst, der dritte den Herzog Ernst und ein vierter endlich deutete auf den Kronprinzen, späteren König Max von Bayern.

** Stenographischer Bericht der National-Versammlung Seite 2387.

*** Leider sind eine Anzahl begeisterter Lieder an Pio Nono, der damals als Messias einer neuen freiheitlichen Gestaltung der Kirche von uns angesehen wurde, vom Dichter in die gedruckte „Amaranth“ nicht aufgenommen worden. Sie gehören zum Besten, was Redwitz geschaffen.

später dem Thomas von Aquino zuwendend, jedenfalls Kardinal geworden wäre, wenn ihn als Monsignore nicht ein zu rascher Tod in Rom ereilt hätte, Lerchenfeld, der treffliche Mann, der dann länger als 25 Jahre hindurch als Pagendirektor mit väterlicher Aufopferung den bayerischen Adel erzog, und unter anderen auch der jetzige Staatsrat v. Eisenhart, dem es vergönnt war, bei der wirklichen Neugestaltung unseres Vaterlandes mehr Verdienstliches zu leisten, als wir Übrigen zusammen genommen. Durch Eisenhart wurde ich mit Scheffel bekannt, dem berühmtesten Alt-Heidelberger und zu dem vielen über ihn Erzählten muß ich auch einen Beitrag leisten. Scheffel war ja bekanntermaßen ein fideler Kumpan und heiterer Gesellschafter, aber wie alle Humoristen hatte er mitunter furchtbar melancholische Stunden. In einer solchen verfaßte er, noch als Universitätsstudent, das nachher im „Trompeter von Säkkingen" eingeschaltete von Frln. Lilly Dreßler so hübsch gesungene Lied „von der häßlichen Einrichtung". Er las es uns vor und ich, damals voll Lust und Fröhlichkeit, rief ihm zu: „Aber Viktor, was soll denn dieser Schopenhauer'sche Pessimismus,* das mußt du ändern, das muß so heißen:

„Es ist im Leben köstlich eingerichtet,
Daß bei den Dornen stets auch Rosen stehn,
Und was ein böses Schicksal gegen uns auch dichtet,
Am Ende gibts doch stets ein Wiedersehn."

* Schopenhauer begann damals bekannter zu werden, allein zu unserer Schande muß ich es gestehen, er machte auf uns einen lediglich komischen Eindruck. Wir pflegten, wenn sich ein Fremder an unsern Tisch setzte, mit großer Schnelligkeit lauter unverständliche Worte einander zuzusprechen, so daß der Dritte vergeblich dem Ge-



Scheffel schlug in seiner von den Frauen so vielbewunderten Art erst langsam die Augenlider herab, dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus; meinen Rat aber hat er — zu seinem Glücke — nicht befolgt. Es wäre auch zu schade um die beiden Schlußverse gewesen; wer möchte sich heutzutage ein höheres Töchter-Album ohne das „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen" denken, und so tröste ich mich über meinen verunglückten Korrekturversuch — „es hat nicht sollen sein".

Seit jener Zeit hat sich Heidelberg nicht wenig verändert. Das Friedrichsthor am Eingang zum jetzigen Bahnhof ist gefallen, die Leopoldsstraße mit ihren Gasthöfen und Villen, die damals nur in ihren Anfängen als „Anlage" geschaffen war, die neue Neckar-Brücke und vieles andere, die Stadt Verschönernde ist entstanden. Aber freilich, damals beleidigte auch nicht die durch den Schloßberg tunnelnde Eisenbahn das Ohr, und das gelbe „Schloß-Hotel" nicht das Auge, das „Sanatorium" hatte seine erleichternde Thätigkeit für das Fettherz der Bankfürsten und für den Geldbeutel der Aktionäre noch nicht entfaltet, und wenn erst einmal die so eben im Bau begriffene Drahtseilbahn auf die „Molkenkur" hinaufrasselt, wird „Alt-Heidelberg" verschwunden und durch ein „Neu-Heidelberg" ersetzt sein. Und das ist schade! denn schön, wunderbar schön, war das Heidelberg unsrer Jugend. Wenn man so bei dem Läuten der Abendglocken herabsah von der Schloßterrasse auf die im rötlichen Strahle der sinkenden Sonne er-

---

spräch zu folgen versuchte, was uns ungeheuren Spaß machte, und diese Art der Konversation nannten wir „Schopenhauerisch". (Andere sagten freilich „realistisch" – Schoppenheimerisch).

glänzende alte hochgeschwungene Neckar-Brücke, auf den sagenreichen Heiligenberg, der noch nicht durch den Aussichtsthurm verunstaltet war, auf den Königstuhl und die anderen grünbewaldeten Hügel, da lag das Thal vor unsern begeisterten Blicken wie eine Mozart-Sonate (ich entlehnte diese Trope der geistvollen Gemahlin meines Freundes Eisenhart), übertragen in lauschige Waldeinsamkeit, in stillrauschende Ströme und schattenbedeckte Bergesgipfel. Und dazu in einsamer Pracht, durch keine überlästig sich aufdrängende moderne Bauten beeinträchtigt, die Schloßruine, mit dem durch die Fenster scheinenden tiefblauen Himmel, der mich immer an die veilchenblauen Augen meiner damaligen Liebe erinnerte — ach, wie köstlich war das alles! Oder war es vielleicht die eigene Jugend, die es köstlich machte? Und ist etwa der junge Mann neben mir mit der farbigen Mütze gerade so entzückt von dem heutigen Heidelberg, wie ich damals vom alten? Eines weiß ich aber, bei aller Begeisterung waren wir zu jener Zeit fleißiger, als es' jetzt — wenigstens dem äußeren Anscheine nach — die Besucher der Ruperto-Carolina sind, mögen mir dieselben die Bemerkung nicht übel nehmen. In Vangerow's Kolleg zum Beispiel waren alle Kouleuren reichlich vertreten und beim Stundenwechsel standen vor der Universität bienenschwarmähnlich die Hörer der Rechte versammelt. Dieses Jahr wollte ich wieder einmal das jugendliche Treiben sehen und stellte mich auf den Platz, aber nicht eine einzige farbige Kappe war zu sehen und ein Professor, der mir begegnete, äußerte: „Ja, wenn Sie Studenten sehen wollen, dürfen Sie nicht an die Universität gehen." Auch, daß ich im Vorplatz des Museum-Lesezimmers — mit ehrender Ausnahme der roten Vandalen-

mützen* — nie eine farbige Kopfbedeckung hängen sah, deutet entweder auf Mangel an politischem Interesse unter den gegenwärtigen Verbindungsstudenten oder aber auch auf das Gegentheil, da vielleicht jeder auf sein Leiborgan selbst abonnirt ist. Dagegen muß ich erwähnen, daß mir eine andere Erscheinung sehr tröstlich war; was zu meiner Zeit völlig undenkbar gewesen wäre, daß gegenwärtig, wie mir erzählt wurde, Kommerse gehalten werden, bei denen Korps, Burschenschaften und Obskuranten friedlich beisammen sitzen und daß sogar ein Obskurant dabei das Präsidium führen kann, scheint mir eine höchst erfreuliche Errungenschaft, die ich dem gemeinsamen Militärdienst als „Einjährig-Freiwilliger" zuzuschreiben geneigt bin.

Eine hervorragende Erscheinung Neu-Heidelbergs, ein Prachtexemplar des modernen kunstgewerblichen Schaffens, bildet das Reichspostgebäude gegenüber dem Bahnhofe; ich kann dasselbe unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Man hat hiebei offenbar ein Pendant zum alten Schlosse erbauen wollen, und wenn dieses sich „räuspern und spucken" könnte (wie z. B. der Herr Abgeordnete X zum Entsetzen seiner Nachbarn) so würde das bekannte Zitat aus Wallensteins Lager vortrefflich passen. Der oder die Architekten haben dem Schloßstyle alles „abgeguckt", was man ihm absehen kann, wenn man ihn nicht versteht, und haben dann ein zuckersüßes Häuschen hingestellt, wie es der Konditor aus Tra-

* Leider hat diese Erscheinung — wie ich nachträglich erfuhr — nur den zufälligen Grund gehabt, daß damals das Corps in einem dem Lesesaale benachbarten Zimmer des Museums gemeinsamen Mittagstisch hatte. Seitdem dieser aufgehört, sind die roten Mützen im Vorzimmer des Lesesaals so selten, wie alle anderen Couleurs.

ganth zu verfertigen pflegt, mit allerlei Geschnörkel und Gesimschen recht lieblich verziert und aufgeputzt. Wenn nur nicht die auf dem Dache an verschiedenen unpassenden Orten aufgespreizten Fahnenstangen so groß und schwer wären, daß man jeden Augenblick glaubt, der gesammte Dachstuhl müsse umkippen, und wenn nur das Zifferblatt an der Uhr nicht so angebracht wäre, daß, seitdem die letztere das Gebäude ziert, keines Sterblichen Auge es je erblickt hat. Nachdem man die Briefkästen außen am Gebäude beim Umkreisen desselben an einer nahezu unzugänglichen Stelle mühsam entdeckt hat, betritt man das Innere, und gerät sofort in jenes durch sogenannte Butzenscheiben hervorgerufene mystische Dunkel, welches die zum Postkarten-Schreiben und Telegramm-Aufgeben so sehr passende Kirchenstimmung erzeugt. Daß man die verschiedenen Überschriften über den Schaltern in diesem Halblichte nicht lesen kann, schadet deshalb nichts, weil diese verschnörkelten Schwabacher Buchstaben ohnehin niemand der heutigen Generation mehr kennt, so daß — es ist dies keine Erfindung — neben den stilgemäßen Aufschriften gewöhnliche auf Karton mit Tinte geschriebene Orientirungstafeln aufgehängt werden mußten. Eine Briefmarke aus dem Schalter zu empfangen, ohne sich an einer scharfen Renaissance-Ecke einen blauen Fleck zu stoßen, ein Telegramm dem Beamten hineinzureichen, ohne sich an einem spitzen Knopfe blutig zu ritzen, erfordert klownartige Geschicklichkeit. Den Triumph des Kunstgewerbes aber bildet die Anbringung des Briefschalters. Man kann unbedingt wetten, daß ein zum erstenmale in das Postgebäude Tretender denselben nicht findet; wir haben dies schon oft probirt, nicht ein Einziger hat ihn entdeckt. Ganz hinten in einem Winkel,

im Finstern, befindet sich eine Thüre, welche mehreren anderen Thüren völlig gleichsieht, und an dieser sind zwei Einschnitte angebracht, denen der briefbringende deutsche Reichspostunterthan ansehen soll, daß dieselben zur Aufnahme von „Briefen“ und „Drucksachen“ bestimmt sind. Hiebei ist dem Scharfsinne jedes einzelnen überlassen, ob er die Postkarten als Briefe oder als Drucksachen ansehen will. Die hohe Reichspostverwaltung hat bei Anbringung dieses Briefaufnahme-Behälters offenbar die gesammte Menschheit für ebenso findig erachtet, wie ihre Beamten, die einen Brief „an meinen lieben Karl“ richtig an seine Adresse befördern, und dagegen eine Sendung „an Seine königliche Hoheit den Großherzog von Baden in Karlsruhe“ nach Carlsruhe in Schlesien schicken, von wo sie mit dem Vermerk: „Absender hierorts unbekannt“ zurückkommt. Was eines schönen Tages sich ereignet und die Ursache sein soll, weshalb man nunmehr auf Briefadressen dem Worte „Karlsruhe“ den Beisatz „in Baden“ geben muß.

Flüchten wir uns aus diesem, das Herz jedes Humoristen höchlichst erquickenden Steinhaufen rasch auf den „Philosophenweg“, auf welchem uns zwar äußerst selten ein Philosoph in natura begegnet, dessen wunderbare Naturschönheit aber unser Gemüt zu jenem höchsten Endziele aller Philosophie leitet, zum Gefühl der absoluten „Wurschtigkeit“, zum Vergessen aller kleinen menschlichen Leiden, zum schmerzlosen Lächeln über alles Irdische, selbst über die Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes. Wer könnte dem Zauber dieser Waldeinsamkeit widerstehen, von welcher der treffliche Dichter Heinrich Radein* gesungen hat:

* Für etwaige in der Literatur weniger bewanderte Leserinnen

„Es rauscht der Hain, als wollt aus seinen Zweigen.
Die grünumlaubt den Tag in Dämmrung hüllen,
Sich eine neue Offenbarung neigen,
Die Einsamkeit mit ihrem Laut zu füllen.“ —

Eine „Offenbarung“ wird nun zwar nicht jedem unter diesen uralten Bäumen Lustwandelnden zu theil; aber wenn er den Glauben an den „Guckguck“ (oder wie er nach jetziger Orthographie heißt „Kukuk“) noch nicht verloren hat, kann er — das Orakel befragend — sich der Hoffnung hingeben, noch unzählige Jahre zu leben. Der Ruf dieses wackeren Vogels — er ist ja das unübertroffene Vorbild aller derer, die ihre Eier in fremde Nester legen — ertönt auf jener Anhöhe so fortdauernd, daß eine blonde Miß, in deren Begleitung ich einst daselbst spazirte, gar nicht des Lobes genug fand für das Verschönerungskomitee, weil es sogar im Walde Schwarzwälder Uhren aufhänge, damit der Fremde nicht zu spät zur Table d'hote im „Prinz Karl“ komme. Ich will nicht läugnen, daß diese wirklich eminent genug ist, um sie nicht gern zu versäumen, und daß sie als eines der wenigen Überreste von Alt-Heidelberg genannt zu werden verdient, der sich — bisher — gleich geblieben.

Wir Münchener können übigens die Hotels in Heidelberg nicht wohl beurtheilen; denn wir haben daselbst von jeher so aufopfernde Gastfreunde besessen, daß kaum einer von uns jemals zum Genusse einer Table d'hote verurtheilt war. Als ich noch selbst der alma mater angehörte, war das Haus des späteren Obermedizinalrats v. Pfeufer, dieses unvergeßlichen Mannes und unersetzten Arztes der Sammel-

(die Leser wissen es hoffentlich alle) sei bemerkt, daß dies mein eigener Dichtername ist.

punkt aller bajuwarischen Jünglinge gewesen und zugleich der Ort, wo alles sich einfand, was an Celebritäten durch Heidelberg kam. Und jetzt ist mein rechtsgelehrter Freund, Professor Buhl, mit seiner liebenswürdigen Frau beschäftigt, ein altes Herrenhaus zu einem neuen stattlichen Heim umzugestalten, um den vielen Besuchern aus München, die ihn jahraus, jahrein überfallen, seine mit dem edelsten Pfälzer Traubensaft versüßte Gastfreundschaft noch reichlicher als bisher gewähren zu können. Ich erwähne das, weil die Art, wie hier das ehrwürdige alte Haus mit voller Pietät und Schonung einer Reformirung unterzogen wird, einen Beweis liefert, daß, wer es versteht, auch in Heidelberg den Komfort der Neuzeit schaffen kann, ohne das von der Vergangenheit Überkommene, soweit es Wert hat, zu zerstören.

Hart an dem so eben erwähnten, vormals Leonhard'schen Hause läuft die Plankenstraße, deren Verlängerung in gerader Linie auf das Schloß hinweist. Ich wollte einmal diesen Weg benützen, fand ihn aber bald durch eine Quermauer abgesperrt. Ein aus dem Fenster schauender Mann hatte mir ruhig zugesehen, und als ich ihm zurief, er hätte mir wohl das Hinaufsteigen ersparen können, erwiderte er: „Es steht jo unte angeschribbe.“ „Was steht angeschrieben? Ich habe nur den Straßennamen 'Eselspfad' gelesen.“ „No jo“ — war die Antwort — „des heeßt jo, daß der ein Esel ist, der den Pfad hinaufgeht und meent, er kem' aufs Schloß.“ Dieser polizeiliche Lakonismus hat mir damals sehr imponirt. Jetzt ist dieses Stück Altheidelberger Weisheit auch verschwunden.

XXIX.

München, Mittwoch, 9. April 1890.

Ich glaube es war der leider schon längst verstummte Humorist Martin Schleich, welcher einmal auf die unzutreffende Bezeichnung des zur Aufnahme von Wahlzetteln bestimmten Gefäßes aufmerksam gemacht hat. Auch mir ist es bei meinen gelegentlich der letzten Wahl in den verschiedensten Lokalen gemachten Besuchen zwar wiederholt gelungen, die Mitglieder des armen, gedrückten vierten Standes schon um halb 10 Uhr vormittags vor leergetrunkenen Maßkrügen lebhaft beschäftigt mit der Vertilgung von dünn- und dickgeselchten, geschwollenen, Brat- und Weißwürsten und anderen elenden Nahrungsmitteln anzutreffen, eine Wahlurne aber habe ich nirgends erblickt. An ihrer Stelle fungirte allerorten eine Schachtel aus Pappendeckel. Bei dem in letzter Zeit so allgemein betonten Streben nach Naturtreue, nach Plein-Air-Wahrheit, nach Vermeidung alles Scheines wäre es daher angezeigt, auch die „Urne“ (um mich klassisch auszudrücken) in den Strom Lethe zu versenken und der Realistik die Ehre zu geben. Und welch trefflichen Effekt würde die richtige Benennung erzielen! Zum Beispiel wie vollklingend lautet der Aufruf: „Weg mit der Schlafhaube, Ihr Bürger! Wer sein Vaterland liebt, eile morgen zur Pappschachtel!“ Und wie echt zukunftsmusikalisch tönt die Siegesfanfare: „Unser edler Mitbürger, der Wirt „vom letzten Pfennig“ ist mit erdrückender Majorität aus der Pappschachtel hervorgegangen!“ Also — um den neuesten Leistungen der hiesigen Kunstakademie gleich-

* Bei dieser Reichstagswahl siegte der Kandidat der Sozialisten, Herr Birk, Inhaber der Bierwirtschaft „Zum letzten Pfennig“.

zukommen: „Pereat die Urne, Vivat die Pappschachtel!“ Zu den letzten Wahlergebnissen paßt auch wirklich nicht eine griechische Urne, sondern lediglich eine ohne alles Kunstgewerbe entstandene, nüchterne Schachtel aus Pappendeckel. Isar-Athen, die Metropole der Kunst, die Haupt- und Residenzstadt München hat, indem sie den großen Staatsmann aus der Baaderstraße zu ihrem Vertreter in Berlin bestimmte ihr neugeschaffenes „Goldenes Buch“ durch ein hervorragendes Blatt bereichert. Der Stadtchronist wird sich hoffentlich beeilt haben, eine Photographie des neuen Reichstagsmitgliedes nebst genauer Beschreibung desselben diesem Buche einzuverleiben. Es könnte ja sein, daß spätere Zeiten, wenn sie die Geschichte der Jetztzeit kritisch betrachten, die historische Existenz des Gewählten überhaupt bestreiten und in der Erzählung von der Wahl der Stadt München im März 1890 nur eine symbolische Darstellung des traurigen Ereignisses sehen wollten, daß infolge der Ausgaben für Pflasterung, für Straßenreinigung und für die brillante Beleuchtung der Stadt die Gemeindeumlagepflichtigen zu Ende des 19. Jahrhunderts schon beim „letzten Pfennig“ angelangt waren. Aber ich fürchte, man wird es mir verübeln, daß ich über so ernste Dinge Spaß mache; hat doch in den letzten Wochen mein Freund Ameyer bereits alle seine Konsols verkauft, und oft genug habe ich hören müssen, daß wir dem politischen Chaos entgegeneilen, daß die jüngsten Wahlen die volle Unhaltbarkeit der deutschen Verfassung an den Tag gelegt und zur Genüge gezeigt und bewiesen haben, welch ein Fehler die Annahme des gegenwärtigen Wahlgesetzes gewesen sei. Natürlich meinen 80 Prozent derer, die über Dinge des öffentlichen Lebens mitreden, das allgemeine di-

rekte Wahlrecht sei eine Erfindung Bismarcks, und es möchte daher im historischen Interesse vielleicht nicht überflüssig sein, wieder einmal zu bemerken, daß dieser Wahlmodus aus der in Frankfurt in der Paulskirche geschaffenen Verfassung herrührt und also nur das ist, was seinerzeit ein Gervinus, Gagern, Dahlmann und ähnliche Männer mitbeschlossen haben, Männer, die zwar nicht solche Kirchenlichter waren, wie sie die Gegenwart infolge der Fortbildungsschulen in Massenproduktion erzeugt, aber doch für die damalige Zeit ganz anständige Sachverständige gewesen sind.

Allerdings sollte nach der Frankfurter Verfassung das allgemeine direkte Wahlrecht nicht geheim, sondern öffentlich zu Protokoll ausgeübt werden, und da ich das Jahr 1849 noch miterlebte, habe ich keineswegs vergessen, daß man auch damals von vielen Seiten eine monarchische Regierung unter der Herrschaft des Gesetzes vom 11. April 1849 für unmöglich ansah und dieses Wahlgesetz einer der Hauptgründe war, durch welchen König Friedrich Wilhelm IV. zur Ablehnung der gesammten Frankfurter Verfassung veranlaßt worden ist. Unter solchen Umständen wäre es unbillig, sich zu verwundern, daß der von Preußen im Jahre 1866 in Scene gesetzte Rückgriff auf jenes Wahlgesetz, noch dazu demokratisirter durch die geheime Abstimmung, auch heute noch vielen etwas unverständlich ist. Ich habe im Jahre 1868 einem Gespräche beigewohnt, in welchem der damalige Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, die Motive zu dieser politischen Maßregel ausführlich darlegte; vielleicht ist es nicht ohne Interesse, gerade angesichts des diesmaligen Wahlresultates, wenn ich erzähle, was ich davon in meinem Gedächtnisse aufbewahrt habe.

Der Kanzler erörterte zuvörderst, daß dem Systeme der Delegationen gegenüber, welches damals von Österreich und Bayern befürwortet wurde, der deutschen Nation notwendigerweise etwas ihr mehr Zusagendes geboten werden mußte, und daß, wenn man überhaupt eine im Volke Boden fassende Institution schaffen wollte, ein von dem Volke unmittelbar gewähltes Parlament allein möglich und ein solches auch allein Deutschlands würdig gewesen sei. (Er meinte, auf die Delegationen wären Schillers Verse passend gewesen: „zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben".) Er fuhr dann fort (die Worte sind mir unvergeßlich): „Ängstlichen Gemütern hätte es nun wohl zugesagt, die Wahl durch allerlei Kautelen, als da sind Zensus, Klassenwahl, Abstufung durch Wahlmänner und anderes, einzuengen; aber ich bin nie ein ängstliches Gemüt gewesen. Einem anderen Volke als dem deutschen hätte allerdings auch ich vielleicht ein so gefährliches Recht einzuräumen nicht gewagt. Die Deutschen aber sind nach meiner Überzeugung (wenigstens im Norden) zu neun Zehntheilen königstreu gesinnt; die große Masse der Bevölkerung hält im Grund ihres Herzens zu ihrer Regierung, wenn sie auch mit dem Munde raisonnirt. Die Leute wissen, daß sie ehrlich und gewissenhaft regiert werden, und im entscheidenden Augenblick kann man sich auf sie verlassen." Diese Anschauung der wirklichen Mehrheit (fuhr der Kanzler fort) habe bei der bisherigen komplizirten Wahlmaschinerie nicht zur Geltung kommen können, vielmehr sei durch dieselbe die Entscheidung in die Hände von Führern gelegt, welche berufsmäßig der Regierung, und zwar meist um persönliche Zwecke zu verfolgen, Opposition machten. Gerade in den-

jenigen Kreisen, aus denen die Wahlmänner hervorgehen und welche bisher allein zu wählen hatten, herrsche jenes Besserwissenwollen und Gescheidtersein als die Regierung. Wenn dagegen das Volk selbst unbeeinflußt und auf sich selbst verwiesen, frei und ungehindert und ohne sich überwacht zu fühlen, seine Stimme abgebe, werde die Regierung — vielleicht mit Ausnahme der großen Städte — in der Regel auf eine Mehrheit rechnen dürfen. „Kinderkrankheiten" — bemerkte der Kanzler — „werden allerdings mitunter vorkommen." Auf den Einwand, ob nicht gerade auf dem Lande bei dieser Wahlart die Pfarrer einen ungebührlichen Einfluß erhalten würden, erwiderte Graf Bismarck: „Man hat einmal sagen können: in Radetzkys Lager sei Österreich; ebenso darf man mit vollem Recht sagen: in den Zeiten nach Jena war Deutschland in den protestantischen Pfarrhäusern; also dieser Einfluß wird nur gut thun. Und was die katholischen Geistlichen betrifft, so habe ich auch zu ihnen das Vertrauen, daß sie — wenigstens bei uns — vor allem Preußen sind, und dann erst katholische Geistliche, die Polen und die im Collegium Germanicum erzogenen freilich ausgeschlossen. Aber alle Fünfer kann man nicht gerade machen." Soweit meine Erinnerungen an jenes Gespräch. Hat die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre diese Anschauung widerlegt? Ich glaube nicht. Denn zwei Momente sind zu beachten. Einmal, es ist bisher noch nicht gelungen, die Ansicht der wirklichen Mehrheit des Volkes in den Wahlen zu fixiren (wenn fünfzig Prozent der Wahlberechtigten überhaupt nicht abstimmen, kann man doch wohl das Wahlresultat nicht als die Ansicht der Mehrheit bezeichnen), und dann findet, das wird mir jeder Unbefangene

bestätigen, nicht entfernt eine freie, unbeeinflußte und unüberwachte Wahl (wie sie der Kanzler voraussetzte) statt. Die Regierung allerdings steht mit gebundenen Händen und verbundenen Augen da, aber der Parteihetze und dem Parteiterrorismus ist Thür und Thor geöffnet. Fragt man mich: wie soll man da helfen? so bin ich viel zu bescheiden, als daß ich meine Weisheit leuchten lassen wollte. Aber mein Freund, Professor Bemeier, hat hierüber ein ganzes System ausgearbeitet. Nach ihm liegt das erste Heilmittel in der Umänderung des Wahlrechts in eine Wahlpflicht; das solonische Gesetz: jeder Bürger muß Partei ergreifen, wäre zu modernisiren und einzuführen. Sodann müßte jede Beeinflussung und Kontrolle der Wähler strengstens beseitigt werden. Die ekelhafte Zudringlichkeit der „Vertrauensmänner“, welche dem zur Abstimmung Schreitenden fast den Rock vom Leibe reißen und ihm mit schmutzigen Fäusten Wahlzettel in die Hand zu drücken suchen, ist ebenso unnötig, wie die Überwachung der Stimmgeber durch die im Wahllokal selbst jeden Einzelnen mit Argusaugen überwachenden „Standquartiere“. Es ist nicht jedermanns Sache, sich durch eine Rotte Bassermann'scher Gestalten zur Wahlschachtel durchzudrängen; mindestens auf einen Umkreis von tausend Schritten sollten also (immer nach der Ansicht des Herrn Professors) die Wahllokale unumlagert bleiben und in diesem Rayon sich niemand aufhalten dürfen.

Ob es dringendes Bedürfnis sei, die Wahl mit Vorliebe in Wirtshäusern abzuhalten, wagt Herr Bemeier nicht zu entscheiden; wohl aber meint er, daß die Wahlversammlungen nur dazu da seien, um den einfachen Leuten den Kopf zu verdrehen, und daß die Beklebung aller Straßen-

oder am [illegible] [illegible] aus Gründen der öffentlichen Rein-
lichkeit abzuschaffen sei. Am komischsten aber ist es mit der Prüfung der Legitimation zum Wählen bestellt. Es erscheint beispielshalber der Schirmreparateur Herr Huber, wie er richtig in der Wahlliste vorgetragen steht; niemand natürlich vom Wahlausschusse kennt diesen Herrn Huber, aber zwei Parteigenossen rekognosziren selbstverständlich sofort den Mann und — der Herr Fischer (welcher davon Kenntnis hat, daß Herr Huber gar nicht in München verweilt) wirft ruhig als Herr Huber seinen Wahlzettel in die Pappschachtel. Wie es da erst auf dem Lande und in kleinen Wahlbezirken, in denen jede Kontrolle fehlt, zugehen mag, kann man sich denken. Man erzählt von einem Dorfe, in welchem angeblich alle Wahlberechtigten (keiner war unwohl, keiner abwesend, keiner verhindert) gestimmt haben; die Sache ist einfach: am Abend des Wahltages zählt der Herr Vorsitzende die in der Wahlliste vorgetragenen nicht erschienenen Namen, macht zu jedem ein Kreuz und wirft mit den Worten: „in unserer Gemeinde gibt es nur eine Partei“, die entsprechende Zahl von Wahlzetteln für seinen Kandidaten in die Schachtel.

Ob man in irgend einer Art die von Herrn Professor Bemeyer gerügten Übelstände abstellen kann, scheint mir sehr zweifelhaft. Besser gefällt mir daher der Vorschlag des Steuerfassionskontroleursgehilfen Cemeyer, welcher als Heilmittel die Änderung des dritten Alinea in § 6 des Wahlgesetzes proponirt. Alles übrige des bisherigen Gesetzes, Allgemeinheit des Wahlrechts, direkte und geheime Ausübung desselben, ein Abgeordneter auf hunderttausend Seelen bliebe bestehen; geändert würde nur die Bildung der Wahlkreise nach der geographischen Zusammengehörigkeit.

Nicht die zufällig in demselben Raume beisammenlebenden Wahlberechtigten, sondern die in derselben Lebensstellung Befindlichen, die einem gleichen Berufe sich Widmenden würden zu einem Wahlkreise vereinigt. Man würde, meint Herr Cemeyer, aus der bisherigen atomistischen Auffassnng des Staates in das Verständnis seiner organischen Gliederung eintreten, ohne daß im mindesten eine Einschränkung des allgemeinen direkten und geheimen Wahlrechts erfolgen würde. Wenn ich mich nicht irre, hat ein geistvoller Staatsmann, der vormals an der hiesigen preußischen Gesandtschaft beschäftigte Diplomat Herr v. Hirschfeld, diese Ansicht in einer trefflichen Schrift näher entwickelt, weshalb ich Wißbegierige auf diese verweisen kann.

XXX.

München, im Mai 1890.

Daß sich das Geschlecht der lateinischen Vokabeln schon an deren Endsilben erkennen läßt, weiß jeder Schüler des Gymnasiums, und unbestritten ist die Regel:

„Bei a und e in prima hat
Das Femininum allzeit statt.
Die übrigen in as und es
Bedeuten etwas Männliches."

Weniger bekannt aber ist es, wie leicht man das Innere des Menschen aus gewissen äußeren Abzeichen ablesen kann, und merkwürdig bleibt es, aus welchen verschiedenen, dem Auge oder Ohre sich darbietenden Merkmalen man die im tiefsten Herzen verborgenen Anschauungen zu erraten vermag. So zum Beispiel darf man im Schwäbischen (oder

durfte man wenigstens zu meiner Jugendzeit), ohne fehl zu gehen, jedes Mädchen, welches an seiner Kopfbedeckung (dort Muzabel, Regina- oder Vogelhaube genannt) farbige Bänder trug, für katholisch, wenn aber die Bänder schwarz waren, die Haubenträgerin für lutherisch erklären. Wer sich nach seinem Tode verbrennen läßt, war nach der neuesten Entscheidung **ex cathedra** zu seinen Lebzeiten ein Freimaurer, und in unserer guten Stadt München sind wir schon so weit, daß wer nicht auf Pleinair schwört, als Ultramontaner dahinwandelt, und daß man, um als waschechter Liberaler dazustehen, die Raphael'sche Verklärung Christi für veraltete Sentimentalität erklären muß. Ja, in Franken gibt es sogar eine Gegend, in der man die Thatsache, ob jemand von einem Erzbischof oder nur von einem Bischof gefirmt worden ist, daran erkennen kann, wie er das unschuldige Wort: „Geiskäse" ausspricht.* Bei so bewandten Umständen darf man sich natürlich nicht wundern, wenn man zu der Zeit, da ich mein Entree in die große Welt machte, also vor nahezu 50 Jahren, in München die Adeligen von den Bürgerlichen sofort dadurch unterscheiden konnte, daß ein Mitglied der „ersten Gesellschaft" seines Gleichen stets französisch ansprach. Es wäre ja doch keiner damaligen Baronesse eingefallen, daß man einen Standesgenossen anders zum Thee einladen könne, als in einem französischen Billet, und wenn ein Backfisch oder ein Staatsmann seine Memoiren oder sein Tagebuch schrieb, war die Sprache, welche sie anwendeten, sicher-

* Sagt er nämlich „Gaskees" so hat er den Erzbischof von Bamberg als Seelenhirten über sich, sagt er aber „Geeskas" so ist er ein Angehöriger des alten Herzogtums Franken und daher jetzt in der Diözese Würzburg.



lich nicht deutsch. Es ist kaum glaublich, aber wahr: erst Fürst Hohenlohe hat es als bayerischer Minister, also Ende der 60er Jahre, dahin gebracht, daß die bayerischen Gesandten im inneren amtlichen Verkehr sich des deutschen Idioms bedienen mußten. Bis dahin berichteten die deutschen Diplomaten an ihren deutschen König nur französisch! Hoffentlich schreitet die Welt auf diesem Wege fort, und so verwundernswert das so eben Erzählte uns erscheint, ebenso unbegreiflich wird es voraussichtlich dereinst unsern Nachkommen vorkommen, wenn sie lesen, wie es mit unsrer heutigen Sprachgepflogenheit beschaffen ist. Zwar so weit sind wir doch schon, daß wir den Magyaren, Tschechen und Slowaken, wenn sie uns in ihren interessanten Volkslauten schreiben, auf gut deutsch antworten. Auch wenn der englische, amerikanische oder italienische Geschäftsmann in englischen oder italienischen Worten sich an einen Deutschen wendet, wird ihm — so viel ich höre — deutsch geantwortet. Aber, daß man mit einem Franzosen anders als französisch korrespondiren könnte, das erscheint auch heutzutage noch der Mehrzahl der Menschen ganz unmöglich. Und dann wundert man sich, daß unsre Nachbarn nicht von der Idee lassen wollen, sie marschirten an der Spitze der Zivilisation. Ich erinnere mich, einmal gelesen zu haben (wo, kann ich mich im Augenblick nicht entsinnen), daß unser großer Kanzler, als bei den Unterhandlungen mit Thiers die Sache nicht vorangehen wollte, plötzlich deutsch zu reden anfing, was den Geschichtsschreiber des ersten Kaiserreiches moralisch vollständig zusammensinken ließ und auch zum sofortigen Nachgeben veranlaßte. Die preußischen Diplomaten bedienen sich denn auch — wie man mir berichtet hat —

im Verkehr mit der französischen und belgischen Regierung lediglich der deutschen Sprache und aus einer Erzählung, welche Busch gibt,* geht hervor, daß sich der Fürst nicht einmal gefallen lassen wollte, wenn deutsche Anschreiben des Auswärtigen Amtes in einer exotischen Sprache beantwortet wurden. Aber wie es im Leben geht, die Sitte hat sich, was den Gebrauch der fremden Idiome betrifft, gedreht, indessen „der Zopf, der hängt doch hinten“ singt Chamisso. Was ehedem zu wenig war, ist jetzt in Gefahr, zu viel zu werden. Ebenso unsinnig, wie ehedem das Französisch-Parliren, ist die gegenwärtig grassirende Sprachreinigungskrankheit. Man kann ja vollkommen damit einverstanden sein, daß es unschön ist, wenn der Jurist dem Rubrikaten publizirt, es sei ihm ad hoc ein Kurator konstituirt, oder wenn der promenirende Eleve seiner chère mère auf die Frage ob er nächsten dimanche sortie habe, erwidert: „Oui maman, i kimm scho.“ Aber deshalb muß man noch lange nicht alle Worte verbannen, welche aus fremden Sprachen stammen. Müssen wir, um gute Deutsche zu bleiben, wirklich aus dem „Guckloch“ sehen, weil das Wort „Fenster“ von fenestra seinen Ursprung ableitet? Das allerdings muß man meines Erachtens verlangen, daß, ehe man ein Wort gebraucht, die Germanisirung der äußeren Form nach vollständig stattgefunden haben muß; wirklich fremde Worte sollte man stets vermeiden, wenn es möglich ist. Aber es hieße ja die Sprache in ihre Uranfänge zurückschrauben, wenn wir ängstlich nur auf die urteutonischen Wurzeln greifen dürften. Ist denn zum Beispiel die aus Griechenland aufgenommene „Kritik“

* Graf Bismarck und seine Leute. Bd. II S. 289.

nicht ebenso deutsch wie die „Tafel“, die ja auch aus der tabula der Römer sich entwickelt hat? Ich denke, wenn ein Wort vollständig den deutschen Sprachformen sich angepaßt und damit gleichsam die „Naturalisation“ erlangt hat, ist es eine Bereicherung unserer Sprache, und man würde einen Fehler begehen, wenn man es verwirft. Denn eines vergessen, wie ich glaube, die Puristen: nicht ohne guten Grund werden in der Regel diese Anlehen in anderen Idiomen gemacht; fast regelmäßig hat das Fremdwort deshalb Aufnahme gefunden, weil es eine andere Nuance eines Begriffes gibt. In solchen Fällen ist es demnach keineswegs damit gethan, daß ich das gleichbedeutende aus deutscher Wurzel stammende Wort dafür setze. Ich schlage z. B. im Wörterbuche auf: „coqueter“ und finde dafür freilich drei deutsche Ausdrücke. Aber ersetzen diese wirklich das aus Frankreich eingebürgerte „Kokettiren“? (nebenbei in dieser Biegung ebensowenig mehr ein Fremdwort, wie das von regere stammende „regieren“). Ich kann ja etwa sagen: „mein Freund, der Tenorist Ignaz, protzt mit seinem Brillentragen“, aber bei der schönen Frau von X, wenn sie mit ihrer weißen, schlanken Hand kokettirt, kann man da auch sagen: „sie prahlt mit ihren kußlichen Händchen“? Oder soll ich gar, um mein Deutschtum zu wahren, in dem reizenden Kokettiren eines lieblichen Köpfchens ein „buhlerisches Augenspiel“ erblicken? Wenn der Maler Dieffenbach in Holzapfelkreuth durch den Wald geht, bringt er allerdings einen „Blumenstrauß“ nach Hause; aber wenn ich Fräulein Heese im Entzücken über ihre „letzte Liebe“ etwas zu Füßen legen will, muß es doch wohl ein „Bouquet“ sein. Ähnlich blamiren sich die Puristen, oder, um es ganz deutsch zu sagen,

unsre Sprachreiniger machen sich einfach lächerlich, wenn sie ihre Reinigungsmaßregeln auf die Speiseangelegenheiten erstrecken wollen. Ich will gar nicht einmal von dem Ersatz des „Appetitlichen" durch das „Eßlustreizende" reden, obwohl sich die appetitliche „Rose von Straßburg" dafür bedanken würde, wenn ihr Anblick nur die Eßlust anregen sollte. Allein nehmen wir das Verbot des althergebrachten „Menu". Die dafür vorgeschlagene „Speisekarte" ist ein Verzeichnis verschiedener Gerichte, unter denen man sich wählt, was uns aufgetragen werden soll; den „Speisezettel" gibt die Köchin morgens der Hausfrau, damit diese die Haushaltungskosten berechnen kann. Aber was der gebildete Mann lesen muß, um seinen „Appetit" danach einzurichten („Hunger" hat bei dem achtstündigen Arbeistag künftig nicht einmal mehr der Maurer), ist und bleibt das „Menu". Welche langweiligen Übertragungen im einzelnen. „Seezunge à la flumande" artet aus in „Seezunge wie sie das in Vlämisch-Belgien wohnende Volk bei feierlichen Gelegenheiten zuzubereiten pflegt."* Ja, der tête de veau à la

* Es erinnern mich diese Übersetzungskunststücke an einen Spaß, welchen ich mir vor etwa dreißig Jahren erlaubte, und welcher den hochstseligen König Max II., als er ihm erzählt wurde, herzlich lachen machte. Ich sagte nämlich einem in langatmigen Phrasen sich ergehenden norddeutschen Gelehrten, der sich eben viel auf seine „lakonische Gedankenkürze" zu gute that: „Uns Bajuwaren kommen Sie doch nie gleich. Ich sage Ihnen kurz und gut: „Laß di heimgeigen, alter Kletzenseppel" und wenn Sie das norddeutsch wiedergeben wollen, heißt es: Wollen Sie Sich gefälligst unter Vorspielen auf mehreren Violinen nach der Stätte, in welcher Sie Ihre Wohnung genommen haben, zurückbegleiten lassen, Sie gedörrter Birnenjoseph, welcher die Jahre seiner Jugend bereits längst überschritten haben dürfte.

maître d'hôtel wird förmlich zur Injurie, wenn er als „Kalbskopf nach Art des Herrn Haushofmeisters" auf der Speisekarte erscheint. Noch unfaßlicher ist mir immer der Kampf gegen die französische sauce gewesen. Wenn man von „Tunke" oder „Brühe" hört, regen sich unwillkürlich die Magennerven in verdächtigster Weise. Man lasse doch das schlichte Volksgefühl in seiner Wortschaffung unbeirrt, es trifft immer das Rechte. Allerdings, „sauce" ist ja ein Gallizismus; aber der klassische Ausruf: „Sos, Sos, meine Herren", der auch im heftigsten Gedränge rasch Platz schafft, hat längst die richtige Wahl getroffen. Warum auch soll man mit der „Sardelle" nicht eine „Sardellensose" machen dürfen? So hat im verflossenen Winter zu meiner großen Freude dieses wörterschaffende Volksbewußtsein der Münchener entschieden einen glücklichen Griff gethan, als es, nachdem man sich vergeblich mit der Infalentia, Florentia, Infulzenzia, Faulenzia u. s. w. abgeplagt, die leidige Influenza einfach als das „langweilige Geflunz" bezeichnete. Welch besseren deutschen Ausdruck für die dumme Krankheit könnte der gelehrteste Sprachforscher erdenken? Eine ganz anmutige Leistung auf diesem Gebiete hat auch jüngst die bayerische Amtssprache hervorgebracht, als sie das ominöse Fremdwort, welches die patriotischen Gemüter unserer rechts sitzenden Landboten bis zur Siedetemperatur erhitzt, durch freundliches Germanisiren mundgerecht zu machen suchte. „Er plazetirt, er plazetirt nicht, er plazetirt doch", kann man deutscher sprechen? Wollen wir also hoffen, daß die „Plazetirung" allmählich dem frommen Sinne der bajuvarischen Ultramontanen erträglich wird und sie nicht länger im Geldbewilligen genirt. Schon wieder ein Fremdwort,

höre ich sagen, und dazu noch in unserer antisemitischen Zeit ein hebräisches! Aber auch der Ausdruck „Geniren" läßt sich eben vollständig nicht wohl durch eines der in den Wörterbüchern aufgeführten Synonymen: „Pressen, hindern, in Verlegenheit setzen" wiedergeben, und wohl oder übel werden wir also das Geniren bei aller unserer deutschen Gesinnungstüchtigkeit nicht aus der Welt schaffen können.

Wenn ich übrigens soeben sagte, das Wort stamme aus dem Hebräischen, so ist das kein Druckfehler; es bildet — wie Littré bemerkt — die Geschichte des „Genirens" eines der merkwürdigsten Beispiele, wie Zeit und Umstände den Sinn eines Wortes in das Gegentheil verkehren können. Ein so unschuldiges Ding wie in der Jetztzeit war im Mittelalter das „Geniren" nicht. Dem modernen Französisch ist es allerdings (wie sich aus dem dictionnaire de l'Academie ergibt) vollständig in Vergessenheit gekommen, daß ursprünglich gêner nichts Geringeres bedeutete, als „Foltern". Verfolgen wir das Wort weiter, so heißt die peinliche Frage in den Assisen von Jerusalem, dem Gesetzbuche der Kreuzfahrer, über welches ich seiner Zeit in dem Liebig'schen Hörsaale eine sehr interessante Vorlesung gehalten habe, la gahine. Das mittelalterliche „Traire à Gahine" (Assise Nr. 265) führt uns dann auf die Gehenna der Juden, welche sich gefallen lassen mußte, nach und nach von einem paradiesischen Vergnügungsorte zum Begriffe der Hölle herabzusinken.* Das Thal des Sohnes eines gewissen Hinnom, géi ben Hinnom oder abgekürzt Gehinnom, war

* Noch im Rabelais-Französisch heißt es: je Vous gehenne. Vgl. Balzac, Contes drôlatiques (Ausgabe von 1885) z. B. Vol. I S. 252.

ein mit Springbrunnen, duftspendendem Gesträuche und fruchtbeladenen Bäumen geschmückter Garten vor den Mauern von Jerusalem, das Rendezvous der schönen Welt von dazumal. Aber das stets abtrünnige Volk Gottes baute eines Tages daselbst dem Moloch einen Tempel und brachte dort die von seinem Kultus geforderten blutigen Opfer dar. Als nun der fromme König Josia den Götzendienst zerstört hatte, ließ er, um die entweihte Stätte zu einem Orte des Abscheus und Entsetzens zu machen, allen Unrat der Stadt dort abladen und aufhäufen; man kann sich denken, was dies für Folgen hatte für die gewaltigen Riechorgane, mit denen schon damals die Bewohner von Jerusalem und Umgebung ausgestattet waren. Er erreichte auch seinen Zweck vollständig; für die späteren Juden war der Name Gehenna der Inbegriff alles Schrecklichen geworden, so daß man zuletzt, wie erwähnt, den Ort des ärgsten Schreckens, die Hölle, damit bezeichnete.

Insofern es dem echten Deutschen an jedem Orte, wo er nicht in Hemdärmeln sitzen kann, äußerst unbehaglich ist, kann man denn wohl auch noch heutzutage behaupten, daß die Mehrzahl unserer Nation jedes Sichgenirenmüssen immerhin als eine Art von Höllen- oder doch Folterqual ansieht.

XXXI.

Baden-Baden, Anfang Juni 1890.

„Fuimus Troes“, „mit unserer Herrlichkeit ist es vorüber“, sagt vom Schmerz über Trojas Untergang erfüllt Virgils Aeneas zur verliebten Dido, und diese Worte oder

etwas ähnliches sollte mit schwarzen Trauer-Buchstaben auf dem Giebelfelde des Kur- oder Konversationshauses in Baden-Baden angeschrieben stehen. Zwar nötig ist es nicht; denn die verblichene Eleganz, die überall sichtbare Herabgekommenheit, welche sogar die Parkettböden der ehemaligen Spielsäle in ein wellenförmiges Niveau versetzt hat, kurz alles, was das Auge in diesen Räumen erblickt, ruft mit wehmütiger Deutlichkeit, daß „die heilige Ilion dahingesunken ist". Ja, einstens war es anders! Einstens stand Baden-Baden obenan unter den Stationen des high-life, einstens bezeichnete sich das Städtchen mit Stolz als ein faubourg de Paris. Die Promenaden wimmelten von der Pariser Halbwelt und von der Ganzwelt aller Länder. Deutsche Laute schlugen nur ausnahmsweise an das Ohr des Dahinwandelnden und wohin der Blick fiel, traten ihm die auf Französisch, Englisch, Italienisch und Russisch verfaßten Aushängschilder entgegen. Baden-Baden war ein völlig internationaler Ort. Die Thatsache ist bekannt genug, weniger die Ursache, sowohl ihres Entstehens, wie ihres Aufhörens. Denn gewöhnlich bezeichnet man als solche die Errichtung und die Aufhebung der Spielbank. Beides aber ist unrichtig. Die Gallisirung — wenn ich so sagen darf — von Baden-Baden begann dadurch, daß bei Beginn und im Verlaufe der französischen Revolution die zahlreichen Emigranten den Ort mit Vorliebe zum Aufenthalte wählten, weil sie durch den der Grenze nahen, dabei sichern und angenehmern Wohnsitz sich die Möglichkeit jederzeitiger und sofortiger Rückkehr in das Vaterland sichern wollten. Erst als der Ort schon voll Franzosen war, erst im Jahre 1808 wurde, um die hohen Herrn zu zerstreuen, eine Spielbank

errichtet und zwar — o Ironie des Schicksals — im Gebäude des ehemaligen Jesuiten-Kollegiums. Und der Zufluß des französischen Publikums hörte sofort mit dem Kriege von 1870 auf, während das Hazardspiel bekanntlich erst im Jahre 1872 sein Ende fand. Wo aber die Damen der Pariser Demi-monde ausbleiben, da verschwindet erfahrungsgemäß, nach einem bisher unerforschten Naturgesetze, aber mit unfehlbarer Sicherheit, alsbald der reiche Russe, der rumänische Bojar, der südamerikanische Nabob und insbesondere sämmtliche Polen aus der Polakey, die mit dem interessant blassen Gesichte und dem ewigen Ausdrucke des „ah la pauvre Pologne“ in demselben den deutschen Backfisch so unwiderstehlich fesseln. So kam es denn, daß das alte Baden-Baden seinen Untergang fand.

Ferne sei es von mir, dieses zu beklagen; wir Deutsche haben ohne Neid den Vorzug, das Rendezvous aller katilinarischen Existenzen in unserer Mitte zu haben, an den Fürsten von Monaco abgetreten, und wenn Baden-Baden alles verloren haben sollte, die wunderbare Naturschönheit seiner geographischen Lage kann ihm niemand rauben. Und doch, strenge Tugend verzeihe mir diese Schwäche, ein bißchen Bedauern beschleicht mein Herz, wenn ich der verflossenen Zeiten gedenke. Es war eben doch ein reizender Anblick, wenn man so Ende der fünfziger und anfangs der sechziger Jahre — dies war die Haupt-Glanzperiode — die Promenade vor dem Konversationshause entlang ging. Diese schimmernde Reihe junger, schöner, eleganter Erscheinungen, welche längs der Ballustrade schwätzend, lachend, kokettirend dasaßen, alle — nach einer schon vom alten Gauner Ovid gemachten Wahrnehmung — weniger um zu sehen, als um ge-

sehen zu werden. Das eiserne Geländer ist noch da; aber ach, die kleinen, wunderbar chaussirten Füßchen fehlen, welche damals sich ziemlich hoch an den Eisenstäben aufstemmend, mitunter einen indiskreten Einblick in die für gewöhnlich von seidenen und sammtenen Roben verhüllten Toilettegeheimnisse verstattete.

Man muß anerkennen, der Staat Baden und die Stadt Baden-Baden — diese natürlich doppelt — thun alles mögliche, um dem Badeorte neuen Glanz zu verleihen und ihn wieder auf die frühere Höhe zurückzuführen. Ersterer hat sogar, um einen Fonds an weiblichen Kurgästinnen zu schaffen, im Lichtenthal ein Lehrerinnenheim gegründet, dessen Mitglieder die Lichtenthaler Allee zu allen Tageszeiten mit ihrer Gegenwart schmücken, und es läßt sich wohl mit Recht behaupten, daß durch diese mit Brillen bewaffneten ältlichen Jungfrauen in glatt herabhängendem Gewande, unter welchem nur Schuhe demutsvoller Seelenruhe (Busch) hervorsehen, für den auf höhere Dinge gerichteten Edelsinn die französischen Cocotten weit aufgewogen werden. Die Stadt aber stellt nicht nur möglichst schlechtes Pflaster und möglichst langweilige, zu den unpassendsten Tagesstunden verübte Kurmusik, sondern sie sucht die alten Traditionen wenigstens dadurch aufrecht zu halten, daß sie dem Kurhaus-Restaurateur gestattet, nach wie vor die früheren Pariser Preise zu nehmen. So bezahlte ein Bekannter während meiner jüngsten Anwesenheit für ein nicht allzu üppiges Abendessen elf Mark achtzig Pfennige, wobei ihm allerdings das besondere Vergnügen, den Himmel durch die Risse des Schutzdaches bewundern zu dürfen, gratis überlassen blieb.*

* Hier die Detailrechnung: ein Gegenstand, welcher wie ein

Ein weiteres Überbleibsel der vergangenen internationalen Zeit bilden die Kirchen, die Apotheken und die Droschkenkutscher. Kirchen gibt es für jede Religion mindestens eine: also katholische, evangelische, englische, griechische, russische, orthodoxe und gewiß steht auch irgendwo in einer von mir bisher noch nicht entdeckten Ecke eine türkische Moschee, nur macht sich diese nicht so zudringlich bemerkbar, wie die christlichen Gotteshäuser, die — vermutlich in Erinnerung an die vormalige Badener Gottlosigkeit — den ganzen Tag über ein ohrenzerreißendes Gebimmel aufführen. Die Apotheker zeigen ihren internationalen Charakter mit wenigen Kosten; sie schreiben auf einen Fensterflügel allopathische, auf den anderen homöopathische Apotheke; oben steht dann: English Dispensary und unten: Pharmacie française, so kann jedermann in demselben Lokale nach seiner Façon purgirt oder bepflastert werden. Was endlich die Fiaker betrifft, so ist man anfänglich sehr erstaunt, von jedem derselben durch Abnahme des Hutes gegrüßt zu werden. Man sucht in seinem Gedächtnisse, wo man den biederen Rosse-

---

Beefsteak aussah, aber einen exotischen Namen trug 4 ℳ, petits pois 2 ℳ, eine Flasche Bier 1 ℳ, eine halbe Flasche Médoc 3 ℳ, ein Brot 20 ₰., zwei Zigarren jede 80 ₰., zusammen 11 ℳ. 80 ₰. Die Gerechtigkeit erfordert es, beizufügen, daß alles, was man im Kurrestaurant erhält, eminent gut ist. Deshalb kann ich — namentlich im Vergleiche zu den horrenden Beträgen, welche man in Frankfurt, Bingen, Rüdesheim u. s. w. für miserable Konsumtibilien zu zahlen gewöhnt wird — die obigen Preise keineswegs für zu hoch erachten; wer sparen will, findet in Baden-Baden Gelegenheit genug. Nur, meine ich, die Güte der Speisen könnte bleiben, wenn auch das Zeltbach nicht aussehen würde, wie ein vom Abgeordneten Richter bearbeitetes Budget.

lenker denn früher schon kennen gelernt habe, bis man endlich begreift, daß dieses Hutschwenken auf gut Münchnerisch heißt: „Woins fohr'n?" und da man nicht verlangen kann, daß diese Frage jedem Fremden in seiner Muttersprache vorgelegt werde, so ist — wie mir gesagt wurde — obiges internationale Verständigungmittel eingeführt worden. Nebenbei bemerkt, verlohnt es sich, mit einem der hier in Gebrauch befindlichen leichten Wägelchen eine Bergtour zu machen. Man sitzt äußerst bequem, die Pferde sind gut und alle elegant, die Kutscher aber höflich und in ihren Preisen natürlich etwas theuer, aber immerhin anständig.

Vermutlich erwartet nun einer oder der andere Leser, daß ich endlich anfange, von Baden-Baden selbst zu berichten. Aber über Baden-Baden etwas neues zu schreiben, dürfte schwer sein. Denn die über den Badeort bestehende Literatur ist kolossal. Seitdem die römischen Kaiser Trajan, Hadrian und Caracalla aus den hiesigen Thermen von Aneltia (so hieß damals der Ort) ihre Episteln mit Lob über die gesundheitsspendende Quelle nach Rom gesandt haben, sind unzählige „Beschreibungen", „Führer", „neueste Führer", „allerneueste Führer" erschienen; fast so viele als Kommentare über die Alters- und Krankenversicherungsgesetze, und auch darin findet sich zwischen den beiden Literaturen eine Ähnlichkeit, daß man in den Büchern meistens darüber nichts findet, worüber man etwa einen Aufschluß möchte. Freilich aber auch vieles, an das man im Leben nicht gedacht hätte. So habe ich ein vortreffliches Büchlein*

* Dr. A. Knop, Übersicht über die geologischen Verhältnisse von Baden-Baden. 1879.



vor mir liegen, welches sich mit einer Betrachtung beschäftigt, wie viel schöner es in Baden-Baden aussehen würde, wenn der südwestliche Theil Europas durch die vor vielen Tausenden von Jahren waltenden Naturkräfte um dreihundert Meter weniger hoch gehoben worden wäre, als in Wirklichkeit geschehen. Dann würde von Basel bis Bingen der vierzig geographische Meilen lange und etwa vier bis fünf Meilen breite „Rheinsee“ sich erstrecken, aus welchem der „Kaiserstuhl“ als Insel emporragte, und welcher natürlich auch den Kessel füllen würde, in dem Baden-Baden liegt. Mit etwas Phantasie und mit Hilfe der weißgrauen Nebelstreifen, die auf den weitgestreckten Wäldern und Wiesen lagern, kann man sich leicht in diese — nach geologischen Grundlehren zu irgend einer Zeit wirklich bestandene Formation der Gegend hineindenken, wenn man von der in Pfeilern gespaltenen Felsenmauer des alten Schloßberges in die Glut der untergehenden Sonne schaut, eingehüllt von der allmählich herabsinkenden Abenddämmerung der Thäler und der weiten Ebene, die sich bis zum Grenzwalle der Vogesen hin erstreckt. Da sieht man im Geiste die Ufer der spiegelnden Wasserfläche mit blühenden Ortschaften besetzt, mit regsamen Handelsplätzen, welche durch Schiffe ihren Verkehr vermitteln; wir sehen im Geiste die Bodenkultur sich am Gebirge erheben, von waldigen Höhen überragt; wir sehen die tief eingreifenden Flußthäler der Murg, Oos, Kinzig, der Els, Dreysam u. s. w. und symmetrisch gegenüber diejenigen der Vogesen, als stille, warme Buchten, ins Gebirge einschneiden, dessen Hügelreihen von Villen besetzt, von Wein umrankt, aus gedrängt blütenreichen Oleander-

Hainen emportauchen.* Aber neben uns heißt es plötzlich im reinsten Deutsch und mit herzerhebender Modulation: „Habbe Se Ihre Brief' auf der Post gekrichcht?", worauf im Aufschwunge bis ins hohe C die Antwort erfolgt: „Näe!" Es war nämlich gerade ein Sonntag, an welchen Tagen der geschmackvoll gewandete preußische — Pardon — Reichspostbote nur einmal — im Morgengrauen — Briefe austrägt. Ich finde dies ganz recht, denn dem vielgeplagten Briefträger ist die Sonntagsruhe zu vergönnen. Ebenso halte ich es für gerechtfertigt, daß des Tages über die Postbureaus geschlossen sind. Denn auch der leo rugiens postalis (Schalterlöwe) bedarf der Erholung, um neue Kräfte zu sammeln, damit er das Publikum an den Wochentagen wieder mit der üblichen sanften Stimme und der vielberühmten Artigkeit bescheiden kann. Aber weshalb der sonstige Sterbliche auch in den Abendstunden, an welchen die Post Sonntags offen ist, die an ihn gerichteten Briefe nicht abholen darf, entzieht sich der gewöhnlichen Weisheit, und gründet sich vermutlich auf jene höhere Berliner postalische Einsicht, welche z. B. in Baden-Baden das bisherige Postlokal in der Lichtenthalerstraße, dem Zentrum der Stadt, aufgab, um es so ziemlich an das Ende des Ortes zu verlegen. Allerdings läßt sich hierfür der Grund denken, daß man dadurch die Kurgäste veranlassen wollte, mehr Bewegung zu machen, und ein ähnlicher hygienischer Zweck wird wohl auch durch die fast senkrecht aufsteigenden Stufen verfolgt werden, auf welchen man den Eingang zu den Schaltern erklimmen muß. O Stephan, unübertreffliches

* Dem vorher zitirten Büchlein entnommen.

Reichspostoberhaupt, lasse im Interesse der weniger geübten Bergsteiger an der Badener Posttreppe wenigstens ein paar Gebirgsstöcke zum allgemeinen Gebrauche aufstellen. Du mußt ja von Deinen Auerhahn- und sonstigen Jagden her wissen, wie nützlich diese sind!

XXXII.

Aßmannshausen, Ende Juni 1890.

Es spricht eine Vermutung dafür, daß jeder Münchener, wenn er in Sommerfrische geht, dieselbe nur am Starnbergersee oder sonstwo im bayerischen Gebirge zubringen kann. Wenigstens erkläre ich mir so die Thatsache, daß die an mich gerichteten Postkarten und Briefe vorerst nach Allmannshausen, dem Gegenüber von Possenhofen, befördert wurden und erst nach langen Irrfahrten an mich gelangten. Wundern würde es mich nicht, wenn nach dem Vorgange der kunstsinnigen Oberammergauer, welche keinem Fremden ein Billet zu ihrem Passionsspiele verabfolgen, der nicht zuvor bei ihnen übernachtet und den sehr erheblichen Obolus für ein sehr unerhebliches Nachtquartier gespendet hat, auch die ihren Vortheil stets mit so viel Verständnis wahrnehmende Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Würmsee eine Verfügung beantragen sollte, wonach uns armen Würmern von Beamten verboten wird, unsern Urlaub anderswo zuzubringen, als auf einer ihrer Stationen. Zur Zeit besteht indessen eine solche Verordnung noch nicht und ich befinde mich daher nicht in dem obengenannten lieblichen Uferdorfe in Sommerfrische. Es gibt nämlich (was also

eigentlich verboten werden müßte) noch einen anderen ähnlich lautenden Ort, nämlich „Aßmannshausen“. Die geographische Notiz darüber lautet: „Kirchdorf am Rhein, elfhundert Einwohner, die von Fischerei und Weinbau leben.“ Aber wie wenig erschöpfen diese nüchternen Worte all die Schönheit dieser gottbegnadeten Gegend. Der Rhein hat gleichsam alle Kraft zusammengenommen, um die Felsenbarriere zu überwinden, welche ihm bei Bingen den Weg versperren will. Die breiten, behäbigen, inselbildenden Gewässer des Rheingaues sind zum eingeengten, schnellfließenden Strom geworden und stürzen im raschen Laufe das steinige Flußbett hinab, den Taunus und das Hundsrücker Gebirge auseinanderreißend. Die Ausläufer des letzteren, die linke Uferseite bildend, mit dunkelgrün saftigem Wald bewachsen, bieten dem Lustwandelnden Schatten und Kühlung. Aus den Bäumen und Felsen heraus ragt die alte Fautsburg, jetzt Rheinstein genannt, ein Stück des romantischen Mittelalters herbeizaubernd, weiter abwärts eine still und einsam in den Fluß hineinragende Kapelle, überhöht von der herrlichen Falkenburg. Rechts, auf den Endhügeln des Taunus, deren mit der wärmsten Sonnenglut durchtränktes Erdreich von menschlichem Fleiß kunstvoll durch terrassenförmige Steinbauten geschützt ist, wächst der feurige, rotglühende Traubensaft, eine Perle des Rheinweins. Die hellgrünen Rebstöcke, jetzt in voller Blüte, erfüllen das Thal mit berauschendem Wohlgeruch als Vorahnung des herrlichen Nasses, welches der Herbst bescheren soll. Hier rötet sich unwillkürlich die Nase jedes echten Zechers; Aßmannshäuser Roter, Geisenheimer, Johannisberger, Rauenthaler, Rüdesheimer, Scharlachberger, das sind „Blumen“, die herrlicher duften,

als selbst die Rosen, welche in üppiger Fülle rings um uns her ihre Blütenkelche öffnen. Und wie gut die Vorsehung es mit dem richtigen Trinker meint! Hat sich derselbe „propter nimium est-est“ ein anständiges Podagra oder Chiragra herangezogen — gleich neben den Reben hat sie die heilende Quelle entspringen lassen. Mitten im Rheine steigt er empor, der treffliche Lithionsprudel, der nach kurzem Gebrauche die Lahmen gehen und die Gichtbrüchigen tanzen macht.

Etwa zehn Minuten unterhalb des Dorfes Aßmannshausen ist von alters her eine Stelle im Rhein bemerkbar gewesen, an welcher sich auch im kältesten Winter kein Eis bildete. Der Sage nach schon der römische Kriegsheld Drusus, urkundlich um 1108 n. Chr. ein wackerer Einsiedel, schloß hieraus auf das Vorhandensein einer warmen Quelle, und da sich diese Vermutung als richtig erwies, so wurde das Wasser vielseitig zu Heilzwecken benützt. Schlimme Zeiten ließen aber dieses Naturgeschenk in Vergessenheit geraten; erst im Jahre 1660 begannen, von dem Kurfürsten von Mainz begönnert, Versuche, das Verlorene wieder zu finden. Zu diesem Zwecke zog man von der oben geschilderten Stelle des Rheins einen etwa hundert rheinische Fuß langen Damm an das Ufer, aber obwohl man (wie die Chronik berichtet) die sämmtlichen Beratze der damaligen Zeit, die weisesten „Ruthenschläger“ zu Hilfe genommen, dauerte es bis zum Jahre 1705, ehe man eine Fassung der Quelle zu erreichen vermochte. Man errichtete nun ein „Bad“, welches stark benutzt wurde, und aus jener Zeit stammen noch die prachtvollen Linden, unter deren Schatten ich diese Zeilen schreibe. Aber nochmals geriet alles in

Verfall und erst in der Mitte der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts gelang es abermals mit vieler Mühe, unter Anwendung der Künste der modernen Technik, den Sprudel, welcher jetzt nicht mehr im Flusse selbst, sondern in der angeschwemmten Verlandung zu Tage tritt, neuerdings zu fassen. Nunmehr ist ein sehr stattliches Kurgebäude, die notwendige „Dépendance" und ein Badehaus vorhanden; alljährlich findet sich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft (wir haben darin gegenwärtig außer uns Deutschen: Belgier, Niederländer und Russen) ein, die in heiterem Zusammenleben gleichsam eine Familie bildet, und da alte, von der Gicht geplagte Herren nach einem von mir vielfach beobachteten Naturgesetz gewöhnlich hübsche junge Frauen haben, so lebt es sich (bei guter Verpflegung) unter steter Aufsicht des sehr gestrengen Herrn Badearztes, des liebenswürdigen und geschickten Dr. Sturm (bekannt als medizinischer Schriftsteller) recht gut. Ja mehr als das. Wem sollte das Herz nicht weit aufgehen, wem sollte nicht Kummer, Sorge, Wahlgesetz, Kolonialpolitik und all das sonstige Erdenleid aus dem Sinne kommen, wem sollte nicht die schmerzende Körperhülle wenigstens auf einige kurze Augenblicke abfallen, wenn er abends in der lauen, linden Sommerluft, umweht von dem Resedaduft der Rebenblüte, am alten, treuen, deutschen Strome sitzt, in seine vom goldenen Mondlicht übergossenen Wogen schaut und deren unermüdlichem, geheimnisvollem Rauschen lauscht, die von sagenhaften Schätzen murmeln, über welche sie ihre grüne Decke breiten und die alte, alte Geschichten von Menschenleid und Menschenlust ganz heimlich, aber dem, der verstehen will, wohl verständlich erzählen. Man wird, was kann es Schöneres geben, wieder jung,

und fühlt wie einstens, als uns des Lebens Mai noch umgab, bis ein Reißen in der Schulter oder ein Zwicken im Fuße die graue Wirklichkeit wieder erstehen läßt.

Das Dorf Aßmannshausen selbst ist ein kleiner, sehr an eine italienische Ortschaft erinnernder Flecken, theils entlang dem Rhein, theils in ein schmales Thal hineingebaut. Die Straßen sind eng, wie in Italien alle gepflastert (aber fragt mich nur nicht wie?) und wie dort mit unnennbaren Gerüchen, die nicht an Arabiens Weihrauch erinnern, geschwängert. Deshalb wohl findet man wenigstens sechs Läden, die mit Eau de Cologne handeln, während man außerdem bei Versuchen, irgend ein anderes Lebensbedürfnis zu erwerben, stets die Antwort hört: „Das bekommen Sie in Rüdesheim oder noch besser in Bingen.“ Selbst Briefpapier und Kouverte waren in dem angeblich mit Schreibmaterialien versehenen Laden nicht zu kaufen, wohl aber in einer Tabakhandlung, woraus ich Schlüsse auf Gewerbeeinrichtungen zog, wie sie vordem in München üblich waren, zur Zeit, als ich meine vielleicht einem der Leser noch erinnerliche Froschleiter acquirirte. Der Ort hat seinen Namen von einem Pfarrer Aßmann, der ein frommer Mann im Sinne des Vaters Noah war und nach diesem Vorbilde „ein Stückfaß nach dem andern anstach“. Sein Angedenken wird in einer hierorts vielgebrauchten Redensart bewahrt. Man pflegt nämlich, wenn man sich in der Lage befindet, wie z. B. das Zentrum gegenüber der Militärvorlage, zu sagen: „Nun, machen wir's eben, wie der Pfarrer von Aßmannshausen.“ Fragt man dann: „Was thut denn der?“ so lautet die Antwort: „Was er mag.“ Aber obwohl die katholischen Kooperatoren in Deutschland eine so große Rolle

spielen, der Pfarrer allein hätte Aßmannshausen nicht berühmt gemacht. Das thut ein kleines, niedriges, am Rhein stehendes, gelb angestrichenes Häuschen, und daß an diesem noch nicht ein Dutzend Gedenktafeln angebracht sind, beweist, wie weit die hiesige Gemeindevertretung hinter dem Münchener Magistrate zurückgeblieben ist, welch letzterer hoffentlich unter Leitung seines Stadtchronisten nächstens, in Anbetracht der Fülle berühmter Bayern, deren Existenz wir aus dem „Geschichtskalender“ allabendlich inne werden, anstatt der jetzigen Methode, der Abkürzung halber, lieber anfangen wird, die Häuser, in welchen bisher noch keine Notabilität geboren wurde, gewohnt hat oder gestorben ist, mit einer Tafel zu bezeichnen, auf welcher geschrieben steht: „In diesem Hause geschah nichts Merkwürdiges.“ Leute, welche von dem Streben, „berühmt zu werden“, erfüllt sind, können dann in diese Häuser ziehen, um die Lücken auszufüllen.

In jenem obbemeldeten gelben Häuschen nun lebten in Mitte der vierziger Jahre die unsterblichen Dichter Geibel und Freiligrath, als sie König Friedrich Wilhelm IV. zu seinen Hofpoeten ernannt hatte, und — wie das Lästermaul Herwegh singt — „verzehrten da in Frieden die Pension der Invaliden“. Und mehr noch. Nachts um die zwölfte Stunde — mehrere von der „Krone“, wo sehr guter Aßmannshäuser geschenkt wird, heimkehrende, angeblich vollkommen nüchterne Gäste bezeugten es mir als authentisch — erhebt sich um das gelbe Gebäude ein Klingen und Singen, aus den Wellen des Rheins tönt es: „Wiegele, Wiu und Weinele, Wiga“, die unerhörtesten Accorde in den noch unbekannten Zukunftstonarten: Idur und Kamoll erschallen;

selbst die Katzen flüchten in die Berge und auch der mutigste Schiffer zieht die Bettdecke über die Ohren. Allmählich erkennt man die Leitmotive aus dem Vorspiele zur Trilogie, und richtig, jetzt fällt uns ein, in diesem Hause hat ja Richard Wagner das „Rheingold“ gedichtet. O Münchener Wagner-Verein, sende eine Deputation, lasse an dem Gebäude eine Gedenktafel anbringen und banne so den Spuk des über die lange Vernachlässigung offenbar erbosten Meisters.

Zu Ausflügen bietet die Lage von Aßmannshausen die beste Gelegenheit, und eine Rheinfahrt von Bingen nach Koblenz gehört wohl zu den schönsten Genüssen eines Reisenden. Was man da auf kurzer Strecke an Naturreizen vereinigt findet, ist schwer zu schildern, übrigens schon oft geschildert worden. Und am Schlusse findet man dann in den Rheinanlagen, auf welche Koblenz so stolz ist, das Gleichgewicht der Seele wieder, wenn sich dieselbe auf der Fahrt an den Burgen und Kirchen, an den Felsen und Klüften vorüber vielleicht allzusehr in das romantische Land begeben haben sollte. In meinem ganzen Leben habe ich nichts gesehen, was diesen vielgepriesenen Anlagen an prosaischer Trockenheit und an geschmackloser Pedanterie auch nur entfernt gleich käme; selbst die hochgestimmteste Seele muß auf einem Gange durch dieses Meisterwerk in absolute Nüchternheit zurücksinken. Man denke sich einen tief gelegenen und daher mit Schnacken und Mücken reichlich angefüllten Streifen Landes, so schmal, daß man stets dessen Rand und die Kothaufen der entlang desselben führenden Chaussee im Auge behält, und besetzt mit krüppelhaften Bäumchen, verstaubten Gebüschen und jammervollen An-

pflanzungen. Überall, wo ein leeres Fleckchen zu finden war, steht ein verschnörkelter Tisch oder eine in unglaublichen Formen ausgearbeitete Bank, oder ein Grabmal mit einer herzbrechenden Aufforderung zur Menschenliebe und zu tugendhaftem Leben, oder ein Gedenkstein mit Inschriften, welche dem bekannten Hexameter an Schönheit gleichkommen:

Wanderer steh still und schau an, was die menschliche Kunst hier gemacht hat,
Wo einst quackte der Frosch, sitzt jetzt ein Mensch auf der Bank.

hierzu Laubengänge, in denen man nur gehen kann, wenn man Liliputaner ist, Seeen von solcher Größe, daß sie ein freilaufender Hund aussaufen würde, Hügel von der Höhe eines anständigen Ameisenhaufens und ähnliches. Während des ganzen Spazierganges bin ich aus dem Lachen nicht herausgekommen nnd nicht im mindesten im Zweifel, daß es wahr ist, was erzählt wird, nemlich um sofort Schatten zu schaffen, habe der Vater dieser Anlagen, ein bekannter hoher, sehr strebsamer Beamte, den benötigten Epheu aus Blech herstellen, die Blätter grün lackiren und damit einige Laubengänge überspannen lassen. Die hohe Dame, welcher zu Ehren dieses rasche Wachstum in Scene gesetzt wurde und die sehr kurzsichtig war, soll über diese devote Handlung der Natur sehr befriedigt gewesen sein.

Zurück aus dieser lächerlichen Ausgeburt eines kranken Gehirnes fuhr ich auf einem der Leviathan-Dampfer, welche den Personenverkehr vermitteln, rheinaufwärts, und bald faßte mich wieder der ganze Zauber des sagenvollen Stromes. Wir kamen in die Nähe der Loreley und nach bekannter

deutscher Sitte begann eben eine Gesellschaft sehr lustiger junger Leute, um ihrer vergnügten Stimmung Ausdruck zu verleihen, das Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin", kurz alles war im Zuge, recht rheingemäß zu schwärmen, als ein langer Engländer, der bisher zwischen mehr als zwölf aufgeschlagenen Büchern, Karten, Panoramas und illustrirten Rheinreisen ruhig und fest schlafend dagelegen, ein Kotelette bestellte, worauf sich sofort ein penetranter Geruch von schmirgeliger Butter erhob und das Verdeck des Dampfers erfüllte. Da bleibe einer romantisch, wenn der Dunst von übergelaufenem Fett auf ihn einwirkt. Mir wenigstens war im Moment alle Poesie zerstoben und ganz gern vertiefte ich mich mit einem Aktionär der Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft in ein mehr dem Fettgeruche adäquates Gespräch über die Frage, wie schwer es sei, mit der Eisenbahn in Bezug auf Warenverkehr flußaufwärts zu konkurriren.

Aßmannshausen liegt bekanntlich am Fuße des Niederwaldes. Am Fuße des Niederwaldes sein und das Nationaldenkmal nicht sehen, das wäre doch wohl der krasseste Mangel an Vaterlandsliebe. Also frisch auf und zur Zahnradbahn, welche den patriotischen Herzen, die nur über ein Paar alte gebrechliche Beine zu verfügen haben, den Aufstieg erleichtert. Weshalb diese Bahn nicht bis herab auf die ebene Straße geht, ist ebenso unergründbar, als daß sie gar nicht in der Nähe des Denkmals ausmündet. Vielleicht soll, indem man zum Beginn fünfzig steile Stufen zu ersteigen und nach der Ankunft oben noch eine halbe Stunde schlechten Weges zu laufen hat, von vornherein das Gefühl wach erhalten werden, mit welchen Schwierigkeiten die Neuerstehung

der Germania zu kämpfen hatte. Ähnlich wirkt auch ein zweites Moment. Man kommt auf dem Niederwald an, steigt aus der Zahnradbahn aus und sucht den Weg nach dem Denkmal. Wir finden auch eine Tafel: „Zum Nationaldenkmal" und darunter eine Hand, welche direkt auf ein Scheunenthor hinzeigt. Das ist nun allerdings nicht der Weg; man ist aber schon an die wundersame Art gewöhnt, in welcher hierorts die Direktion angegeben wird. Auch im Rüdesheimer Bahnhof zeigt der Pfeil: „Zum Trajekt" in die Berge, während der Trajekt am Rhein liegt. Also gehen wir auch diesmal getrost in der entgegengesetzten Richtung, welche denn auch zum Ziele führt. Bis man ankommt, möchte man daran fast zweifeln; denn man findet zwar an jedem zehnten Baum die wichtige Nachricht angeklebt, daß im Jagdschloß ein Hotel mit Pension ist, oder daß sich in der Nähe eine Momentphotographieanstalt befindet, aber kein einziges Mal eine Notiz, welches der Weg ist, der zum Denkmal führt. Wohl aber soll man erinnert werden, daß im neuen Deutschland ziemlich viel verboten ist; denn in merkwürdiger Stylistik liest man alle Augenblicke: „Verbotener Weg zum Reiten", „Verbotener Weg zum Fahren", „Verbotener Weg in die Weinberge." Dabei führt dann der richtige Weg ein paar Mal um das Denkmal herum, bevor man es erblickt, damit wir nicht vergessen sollen, auf wie viel Irrwegen das deutsche Volk wandeln mußte, bis die Germania aus dem Wirrsal sich erhob. Aber wenn man endlich vor dem Bildwerk steht, dann entschädigt auch der Anblick für die Mühe, die man aufzuwenden hatte. Man kennt zwar allgemein dasselbe aus den Photographien, welche ja fast so unvermeidlich sind,

wie jedem wackeren preußischen Staatsbürger das allgemeine Ehrenzeichen, aber die Wirklichkeit wirkt eben ganz anders, als selbst die in allen Schaufenstern stehenden Abbilder von vergoldetem Gyps. Als guter Bajuware beschäftigten sich meine Gedanken natürlich sofort mit einer geheimen Vergleichung der Germania mit unserer Bavaria. Neidisch blickte ich auf den prachtvollen architektonischen Unterbau; wie weit übertrifft er das erbarmungswürdige schmale Postament unserer Patronin, auf dem der Löwe nur Platz hat, weil er seine verkehrte Front in ganz jammervoller Weise zusammenzwickt und jene pauvre Terrasse, aus dürrem Rasen, die zur Theresienhöhe hinaufführt. Dagegen ward ich wieder erfreut, wie viel mächtiger der muskelstarke kräftige Arm wirkt, mit welchem die Bavaria den Kranz hält, als jenes zarte, schmächtige Ärmchen, womit Germania die Krone in die Höhe hebt. Es zeigt, wie viel ratsamer für junge Mädchen es ist, gutes Bier zu trinken, als sich dem Weingenusse zu ergeben. Wenigstens läßt sich die Verschiedenheit in der Armdicke der beiden Fräuleins von Sendling und Rüdesheim am einfachsten aus dieser Thatsache erklären.

Zweierlei Klassen von Besuchern findet man zumeist am Nationaldenkmal: Liebespaare, beziehungsweise junge Ehegatten auf der Hochzeitsreise und patriotische Vereinigungen. Weshalb die ersteren mit solcher Vorliebe hieher kommen, weiß ich nicht zu erklären; aber es ist Thatsache, daß man jedesmal, wenn man hinaufkommt, ein Paar solcher zärtlicher Turteltauben um das Monument herumgirren sieht. Ein in der Nähe aus knorrigen Baumästen erbautes Wigwam („Eremitage“ genannt) scheint ganz besonders auf

das Gefühlsleben einzuwirken; wenigstens als ich neulich wegen plötzlichen Regens in demselben Unterschlupf suchte, dauerte es nicht lange — es waren schon vor mir einige Paare hereingeflüchtet — bis abwechselnd mit dem Geräusche der fallenden Regentropfen jenes andere klatschende Geräusch hörbar wurde, welches mir aus vergangenen Zeiten noch bekannt ist und welches nach der Naturgeschichte durch das feste Aufeinanderpressen mehrerer Lippen hervorgebracht wird. Daß patriotische Gefühle zum Denkmal hinaufleiten, ist dagegen wohlbegreiflich, und, von diesen veranlaßt, wallfahren fast täglich Vereinigungen aller Art auf den Niederwald. Einmal sind es Studenten, einmal höhere Töchterschulen, einmal Gesangskränzchen, die sich daselbst einfinden. Jüngst erschien ein ganzes Bataillon der Mainzer Garnison (ohne Waffen) unter Führung seines Majors, der eine wirklich prachtvolle Anrede an seine Mannschaft hielt. Tags darauf fand ich daselbst das Karlsruher Schullehrerseminar, bei welchem der Inspektor von Bingen als Cicerone fungirte. Es war ein Genuß, anzuhören, mit welchem Behagen der würdige Herr alle guten Weinlagen der Umgegend zur Geltung brachte, und fast wollte mich bedünken, als sei es zu viel des Guten für die künftigen Jugendbildner. Doch alsbald ging der Erklärer auf unsern unvergeßlichen Kaiser Wilhelm den Siegreichen über; er erzählte, wie der hohe Herr in vollem Regen bei dem Denkmale ankam und wie dann, als er sich zum versammelten Volke umwandte, ein Sonnenstrahl das Gewölk zerriß und ihn mit goldenem Glanze überflutete. Begeistert brachen die jungen Leute in ein brausendes Hoch auf das Vaterland aus und ich gestehe, daß mir die Thränen in das Auge traten. Ich dachte

der Zeit, als ich vor fünfzig Jahren zum erstenmale auf dem Niederwalde stand; wer hätte sich da so etwas träumen lassen! Badische Lehrer auf nassauischem Gebiete, wenn die damals ein Hoch auf Alldeutschland ausgebracht hätten, nicht bloß die Polizei wäre eingeschritten, sicher wäre ein diplomatischer Fall daraus entstanden. Da darf man wohl mit den Worten des hingegangenen greisen Herrschers sagen: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!"

XXXIII.

München, Ende April 1891.

Der bekannte Satz: „Niemand ist ein großer Mann vor seinem Kammerdiener" wird zwar von Büchmann in den „Geflügelten Worten", (deren jüngst erschienene zehnte Auflage leider mit lateinischen fast körperlosen Lettern gedruckt und deshalb, sowie infolge der neumodischen blassen Druckerschwärze fast unleserlich ist) bis auf König Antigonus, den Feldherren Alexanders des Großen, und wenigstens auf Marschall Catinat zurückgeführt, für richtig kann ich ihn aber doch nicht halten. Zwar hat Goethe in den Wahlverwandtschaften (Anhang zu Th. II Kap. 5) demselben durch die feine Wendung aufzuhelfen gesucht, man dürfe eben die Größe eines Mannes nicht mit dem Maßstabe „kammerdienerlicher" Anschauung prüfen, und „ein großer Mann wird gerade darum von seinem Kammerdiner nicht bewundert, weil dieser eben ein — Kammerdiener ist", sagte jüngst erst der feine Diplomat Prokesch-Osten. (Vgl. Allgemeine Zeitung von 1876 Beilage zu Nr. 352.) Allein

meiner Überzeugung nach ist der Ausspruch: „il n'y a pas de grand homme pour son valet de chambre“ ebenso-wenig wahr, als sein Pendant: „aucune femme est belle quand on la voit en chemise.“ Allerdings eine Frau muß schon sehr schön sein, um sich im Schlafrock sehen lassen zu können oder gar sich den Luxus der mangelnden Toillette gestatten zu dürfen. Und das ist ebenfalls wahr: gar mancher, der im Staatsleben, in der Kunstleistung, überhaupt in geistiger Gala sehr großartig aussieht, zeigt sich, — sobald man ihm näher tritt — im alltäglichen Leben, wenn er sich (wie man zu sagen pflegt) gehen läßt, als eine recht kleinliche Natur, ja manchmal als ein recht erbärmliches Subjekt. Aber ein wahrhaft großer Mann wird nach meiner Meinung sein Wesen zu keiner Zeit verleugnen; er kann auch im Umgange mit den nächsten Freunden und Bekannten nicht unter sein Niveau herabsinken, er bleibt eben unter allen Umständen seiner selbst würdig.* Damit läßt sich wohl vereinigen, daß auch der größte Mann ein Mensch bleibt und der menschlichen Schwäche seinen Tribut zahlen muß. Homo sum, nil humani a me alienum esse puto, sagt schon der alte Komödiendichter Terentius (im Heautontimorumenos). Und dann fallen freilich alle „Kammerdiener“ über eine solche Schwachheit her und die Welt widerhallt von dem Frohlocken dieser Thersitesse, denen alles zuwider ist, was über ihre Erbärmlichkeit emporragt. Ganz besonders in Deutschland gedeiht dieses Geschlecht der Kläffer und Nörgler, die da glauben,

* Marschall Catinat soll übrigens auch nur gesagt haben: il faut être bien héros, pour l'être aux yeux de son valet de chambre, was ganz richtig ist.



sie werden dadurch größer, daß sie den anderen klein machen.

So recht deutlich hat uns wieder diese Wahrheit der Ausfall der Reichstagswahl in Geestemünde gezeigt. Man mag über unseres großen Reichskanzlers Verhalten nach seiner Dienstenthebung denken, wie man will, man mag wünschen, er hätte manches nicht gethan, was er seitdem gethan, aber daß er mit einem Herrn Dingsda, dessen Namen bei diesem Anlasse die Welt zum erstenmale gedruckt liest, in die Stichwahl kommen konnte, das ist für Deutschland eine ewig brennende Schande. Wie viele Stimmen hätte wohl ein französischer Bismarck erhalten? Ja noch mehr, ich glaube, wenn unser deutscher Bismarck sich jenseits der Vogesen heute naturalisiren ließe, und morgen als Kammerkandidat aufträte — er würde einstimmig gewählt.

Damit will ich indessen keineswegs sagen, daß ich es beklage, wenn Fürst Bismarck nicht in den Reichstag kommt. Im Gegentheile, ich sehe seinem Eintritte in denselben nur mit Besorgnis und Wehmut entgegen. Mit Besorgnis — denn seinem Ruhme kann selbst durch die glänzendste parlamentarische Kampagne keine Mehrung zugehen, aber ganz abgesehen von allem Sonstigen wird seine Gesundheit die empfindlichsten Nachtheile erleiden durch die Anstrengungen, die Aufregungen und den Ärger, der nicht ausbleiben wird. Mit Wehmut — denn ich erinnere mich daran, wie es dem einst in Bayern so mächtigen Minister v. Abel ergangen ist, als er im Jahre 1849 in die Abgeordnetenkammer gewählt worden war. Der ganze Groll des durch ihn so lange unterdrückten Liberalismus wurde über sein Haupt ausgeschüttet, Nadelstiche und Keulenschläge, Hohn und Vor-

würfe hatte er über sich ergehen zu lassen, und wenn er selbst sprach, er, dem sonst die Majorität der Landboten in stummer Verehrung zugehört, so ward er jeden Augenblick durch forcirtes Gelächter, durch Lärmen, durch boshafte Zurufe unterbrochen. Zu den sanftmütigen Naturen hat Abel nicht gehört, seine Stimmung wurde immer aufgeregter, seine Erwiderungen immer gereizter, bis er endlich durch den Abgeordneten Föckerer seine persönliche Ehre angegriffen glaubte, und da er fand, der damals den Vorsitz führende II. Präsident (Graf v. Hegnenberg-Dux) hätte ihn energischer schützen sollen, vergaß er sich so weit, diesem Parteilichkeit vorzuwerfen und eine Duellforderung in Aussicht zu stellen. Auf einen solchen formellen Verstoß gegen die parlamentarische Sitte hatten die Gegner nur gewartet, es entstand ein Sturm der Entrüstung. Kolb stellte den Antrag, der zweite Präsident solle dem ersten den Vorsitz abtreten, damit dieser die grobe Verletzung durch Verweis ahnde, und dies wurde auch mit großer Mehrheit beschlossen.*) Frhr. Gustav v. Lerchenfeld, damals erster Kammerpräsident, bestieg den kurulischen Stuhl, um die peinliche Aufgabe zu erfüllen. Ich sehe die Scene noch lebhaft vor meinem geistigen Auge. Abel, leichenblaß, zitternd von Zorn und Aufregung, in den starren Gesichtszügen das volle Gefühl seiner gefallenen Größe ausgeprägt, hielt er sich krampfhaft an einer Stuhllene fest. Lerchenfeld, selbst tief bewegt und offenbar schmerzlich berührt, sprach nun den beschlossenen Verweis über den Mann aus, vor dem einst ganz Bayern gezittert hatte. Es war ein Moment, den man nie vergißt. Seit Perikles von

---

* Stenographischer Bericht von 1849 Nr. VII S. 74 ff.

Athen durch den Gerber Kleon zu Tod geärgert wurde, ist es noch keinem großem Manne vergönnt gewesen, vom Haß der Parteien verschont zu bleiben, und persönliche Gegner hat ja Bismarck, vielleicht nicht ohne sein eigenes Verschulden, eine genügende Anzahl im Reichstage. Weshalb also sich nach so viel Großem mit solch Niedrigem befassen? Mir ist es immer als das schönste Bild wahrhafter Größe erschienen, daß Cincinnatus, der Retter Roms, nachdem er die im öffentlichen Leben übernommene Aufgabe ruhmvoll gelöst, still auf seinem kleinen Landgute abwartete, bis das Vaterland seiner wieder bedurfte und ihn rief. Wäre es nicht das Beste, wenn der Retter Deutschlands aus seiner jahrhunderte langen Zerissenheit im Sachsenwalde von seiner mächtigen Arbeit ausruhen wollte? Mir ahnt, es wird noch die Zeit kommen, wo man seiner ausgeruhten Kräfte bedürfen wird.

Und weshalb sollte er allein nicht ruhen dürfen? Stellen ja doch die Sozialisten bereits das Verlangen, daß dem Arbeiter bei achtstündiger Tagesschicht von Zeit zu Zeit ein kleiner Ausflug nach der Riviera gewährt werde, um sich zu erholen. Achtstündiger Arbeitstag! Mich überkommt immer ein ungeheurer Lachreiz, wenn ich von dem acht-, zehn- oder gar zwölfstündigen Arbeitstag höre, denn dieser Schwindel übertrifft beinahe alles, was die champagnerkneipenden Führer der „geknechteten Masse" sonst noch ausgeheckt haben. Es mag ja sein, daß in einigen Fabriken, aber nicht für die „Arbeiter", sondern für deren Frauen und Kinder, die Arbeitszeit eine übertriebene ist. Im allgemeinen kann man nur die Leichtgläubigkeit der sogenanten Besitzenden bewundern, die sich in ernsthafte Debatten über

diese Fragen einlassen. Als ob es einen einzigen Handarbeiter gäbe, der wirklich des Tages über acht oder gar zehn Stunden lang die Hände effektiv an der Arbeit hätte! Ich habe seiner Zeit drei Häuser in Regie gebaut; ich kann also aus Erfahrung sprechen und bin vollständig im stande, über die Art der Thätigkeit wenigstens dieser Kategorie von „weißen Sklaven“ Bericht zu erstatten.

Allerdings tritt man morgens 6 Uhr zum Beginne der Thätigkeit an und abends 6 Uhr wird „Schaba“*) geschrieen, das wären ja volle zwölf Stunden. Allein, was geschieht während dieser Zeit? Ich will von den offiziellen Pausen des „Stuckens“ (zweites Frühstück), Mittagbrotes und Vesperns absehen, auch zugestehen, daß durch die Muskelanstrengung die peristaltische Bewegung der Eingeweide befördert wird und dadurch die vom Reichsknechte im Götz von Berlichingen (Akt III Scene 8) geübte Thätigkeit des Tages über wenigstens fünf- bis sechsmal sich wiederholen muß.** Aber immerhin fallen damit drei Stunden Arbeitszeit hinweg.

---

* Woher der in München allgemein übliche Ruf „Schaba“ stammt, mit welchem der jeweilig jüngste Maurerbube den Feierabend ankündigt, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Etliche leiten ihn von „abschieben“ her, also wäre er die Aufforderung, „abzuschieben“, davonzugehen, was denn auch so gewissenhaft befolgt wird, daß z. B. ein mühsam drei Stockwerke hinaufgezogener Gegenstand sofort bei Ertönen des magischen Rufes fallen gelassen wird, um andern Tags von neuem zu beginnen, wenn es auch nur noch eine Minute erfordert hätte, die stundenlange Arbeit zu vollenden. Andere bringen den Ruf mit dem israelitischen „Schabbes“ in Verbindung.

** Es ist eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit, daß während der Arbeitspausen sich nie jemand zu diesem Akte gedrängt fühlt, sondern immer nur während der Arbeitszeit.

Auf Schnupfen, Schneuzen, Pfeifenstopfen, Sich-Umschauen, Gähnen, Niesen, Zündhölzerstreichen, die herabrutschenden Hosen-Hinaufziehen, in die Luft-Gucken und ähnliches darf man von fünfzehn Minuten sicherlich je fünf Minuten rechnen, bleiben von den neun Stunden also noch sechs übrig. Nun kommt das „Vorrichten", das Repariren und Putzen des Arbeitszeuges und endlich das Schwatzen, die notwendige Konversation, so oft der Polier oder Vorarbeiter oder Aufseher den Rücken wendet. Jeder Sachverständige wird mir zugeben, daß es noch günstig gerechnet ist, wenn man unter diesen Umständen die wirkliche Arbeitsthätigkeit des „Arbeiters" im Tage auf drei Stunden anschlägt.

Ein sehr tüchtiger Geschäftsmann versicherte mich erst gestern er habe seinen Gehilfen einen sechsstündigen Arbeitstag unter der Bedingung vorgeschlagen, daß sie sechs Stunden auch wirklich arbeiten würden. Es sei ihm aber erwidert worden: „sie stünden sich so besser". Hier hilft nur die Akkordarbeit. Aber diese ist ja den Führern aufs äußerste verhaßt, sie ist „Mord"-Arbeit. Allerdings mordet sie die Faulheit und die Ungeschicklichkeit, und da ein fleißiger und geschickter Arbeiter sehr ungern strikt und sehr ungern in die Agitationskasse steuert, so ist ja die Abneigung der leitenden Kräfte gegen die Akkordarbeit begründet. Was aber ist die Moral dieser ganzen Abhandlung? höre ich fragen. Einfach das geflügelte Wort eines alten MünchENers, dahin lautend: „Wenn's noch lang so fort geht, nachher geht's nimmer lang so fort."

XXXIV.

München, im September 1891.

Goethe beginnt seine „Betrachtungen im Sinne der Wanderer"* mit dem Satze: „alles Gescheide ist schon einmal gedacht worden", und man könnte fortfahren: „alles Vernünftige ist schon einmal gesagt worden." Ich darf mich also darauf gefaßt machen, daß an dieser Stelle meines Buches angelangt (wenn ich überhaupt solch' ausdauernde Gönner erhoffen darf) der Leser ausruft: „das habe ich ja alles schon früher gehört." Es ist mir nämlich auch bisher öfters passirt, daß wohlwollende Zuhörer, denen ich die eine oder andere Plauderei vorlas, bemerkten: „recht hübsch, aber ich meine das schon einmal in der „Allgemeinen" gelesen zu haben." Natürlich — denn meine „Kauserien" sind ja, fast sämmtlich, seiner Zeit in jenem Weltblatte erschienen, absolut Neues kann ich also durch dieselben allerdings nicht darbieten, obwohl ich sie, wie dies die Achtung vor dem inzwischen vorangeschrittenen Publikum erfordert hat, sorgfältigst überarbeitet habe. Aber wo unter der Sonne gibt es auf diesem Jahrtausende alten Erdenbette noch etwas Neues?** Wenn das Gedachte nur gescheid, wenn das Gesagte nur vernünftig ist, dann kann man sich mit dem wackern Pedro in der Preziosa trösten: „Ihr habt das schon öfters gehört? Thut nichts, könnt's noch öfter hören." Da aber alle Dinge noch ihren besonderen Grund haben,*** so hat auch dieser Wiederabdruck einen solchen.

* Wilhelm Meisters Wanderjahre, Anhang zum zweiten Buch.
** Vgl. Seite 253.
*** Vgl. Seite 148.

Mit einem verzeihlichen Stolze kann ich ihn nennen: von den verschiedensten Seiten und aus den verschiedensten Städten* bin ich angegangen worden, die zerstreuten Kinder meines Humors in ein gemeinsames Heim zu versammeln und das ist die Ursache, weshalb ich die von mir sonst zwar beobachtete Regel, daß Schweigen besser sei als Reden,** nicht befolgt habe, sondern mit der Schar der seit 1872 nach und nach entstandenen Skizzen nochmals an die Öffentlichkeit trete.

Zwanzig Jahre und selbst neunzig Jahre*** sind — wenn auch für den Einzelnen ein Lebensalter — in der Geschichte nur eine kurze Spanne Zeit. Und doch — wie viel hat sich in den Ansichten und Absichten, welche unser Volk bewegen, umgewandelt in den Tagen, über welche ich in den vorangehenden Blättern berichtet habe. Als ich — kaum zwei Jahre nach Gründung des neuen Deutschen Reiches — zum erstenmale in „meine Feder stieß" (wie sich der Herr Abgeordnete — sein Name will mir nicht einfallen — ausdrückt), standen wir im Zenith einer aufwärts steigenden Geschichtsperiode. Wir waren soeben in den

---

* Ich grüße meine Freunde und Freundinnen in Amsterdam, Ansbach, Bayreuth, Berlin, Bozen, Bonn, Hamburg, Heidelberg, Karlsruhe, Köln, London, Nürnberg, Rotterdam, St. Petersburg, St. Trond, Wien, Würzburg u. s. w. und hoffe, dieselben werden das Buch nun auch kaufen.

** Vgl. Seite 109.

*** Wenn ich nämlich in Betracht ziehe, daß ich in Plauderei Nr. IV, XIII, XIV, XXII, XXIV, XXV, XXVIII und XXXIII aus der Zeit vor 1848 und in der Plauderei Nr. V sogar aus dem Anfang dieses Jahrhunderts Erinnerungen bringe.

Sattel gesetzt worden* und alles glaubte, ohne Zügel und Bügel den Ritt in das Land der Freiheit wagen zu können. Zu verwundern war das nicht. Nach solch ungewohnten und unerwarteten Erfolgen, wie sie damals Deutschland zu teil geworden, hätte der so plötzlich Emporgehobene über menschliches Maß hinaus weise sein müssen, wenn ihm nicht die richtige Selbstbeschränkung etwas verloren gegangen wäre. Auch war es nur eine logische Folge dessen, daß es ihm selbst so gut ging, wenn ihm die Welt als solche als die bestmögliche erschien.** Kommt noch dazu, wie es speziell bei uns in Bayern der Fall war, daß namentlich das bürgerliche Leben sich vordem über Gebühr eingeengt und gehindert gefühlt hatte,*** so ist es begreiflich, wenn man nun alles Heil im „freien Walten der Kräfte“ findet. Wer diesen Dauerlauf nicht mitmachen will und mit kühlem Kopfe an dem Erfahrungssatze festhält, daß niemand aus seiner Haut fahren kann† und daß die gleichen Gefühle und Eigenschaften, seien sie gute oder schlimme, wie sie seit dem Entstehen des Menschengeschlechtes diesem innewohnen und dasselbe Weg und Steg geführt haben, auch heute noch uns alle leiten und beherrschen, der wird von der großen Menge als ein Zurückgebliebener erachtet. Nun steht aber jeder echte Humorist auf einer anderen Warte als auf der Zinne der Partei (wobei ich bereitwillig anerkenne, daß er deshalb noch lange nicht *höher* steht, als seine Zeit††) und so kam es,

* Vgl. Seite 162.
** Vgl. Seite 131.
*** Vgl. Seite 22, 27, 48, 133.
† Vgl. Seite 193.
†† Vgl. Seite 195.

daß dem in jener Periode herrschenden Manchestertum meine Ansichten nicht sympathisch waren. Man las meine Plaudereien zwar gerne — ich kann dies ohne Unbescheidenheit sagen — weil sie „lustig" geschrieben waren, aber die Anschauungen, welche sie vertraten — nun „es ist eben ein alter Herr mit veralteten Ideen!" Insbesondere, daß ich, gestützt auf Geschichte* und Psychologie** dem kirchenstürmenden Kulturkampfe niemals einen Erfolg versprach, nahmen mir die Fortgeschrittenen gewaltig übel, und während mir meine katholischen Freundinnen — ich besitze deren gar manche — über mein Bespötteln heiliger Dinge*** ungnädig wurden, erklärten mich meine Daburger Freunde† zum „Gesellschaftsultramontanen". Noch schlimmer erging es mir in Bezug auf äußere Politik. Weil ich nicht einsehen wollte, daß unseren Soldaten Knöpfe auf die Ärmel genäht werden müßten,†† und auch sonst nicht alles schön fand, was uns der Norden bescherte,††† ward ich als hartgesottener Partikularist erachtet und der jüngst verstorbene Chefredakteur der Illinois-Zeitung schrieb darüber sogar einen Leitartikel.*†

---

* Vgl. Seite 17 ff.

** Vgl. Seite 171.

*** Vgl. Seite 1, 20 ff., 46, 73, 302.

† Vgl. Seite 251.

†† Vgl. Seite 36.

††† Vgl. Seite 69, 180, 187, 309 ff.

*† Dr. Raster lernte mich 1868 kennen, als ich unter Anspannung aller Geistes- und Körperkräfte an der nationalen Vereinigung des deutschen Südens mit dem norddeutschen Bunde mitarbeitete und ich gewann dadurch seine Sympathie. Als er mich im vorigen Jahre wieder aufsuchte, hatte er aus meinen Plaudereien sich die Ansicht gebildet, ich gehöre auch zu jenen „Enttäuschten", welche

Und doch habe ich — stets ein Anhänger der Triasidee,* aber immer gut deutsch gesinnt — schon im Jahre 1845, als König Christian seinen „offenen Brief“ geschrieben, ihm mit einem hochpatriotischen Trauerspiele (die Schleswig-Holsteiner) geantwortet, welches nicht nur auf der Weltbühne von Augsburg,** Freising, Landshut und Tölz, sondern sogar auf dem Münchener Hoftheater*** das Licht der

---

mit der Entwicklung Deutschlands unzufrieden seien, und da es damals Parole war, von dem wieder erstarkenden Partikularismus in Süddeutschland, speziell in Bayern, zu reden, so schrieb auch er — ungeachtet aller meiner Gegenvorstellungen — einen dies bestätigenden Leitartikel für seine Zeitung, in dem ich nach echter Yankeeart mit vollem Namen als ein auffallendes Beispiel, daß selbst die ehedem deutschgesinntesten Männer die preußische Politik mißbilligten, aufgeführt war. Man bekommt eben mitunter nicht bloß Orden, ohne daß man weiß warum, sondern auch einen schlechten Leumund.

* Vgl. Seite 285.

** Die damals noch kleine Augsburger Bühne zeigte, ohne mich vorher um Erlaubnis zu fragen, die Aufführung meines (als Manuskript gedruckten) Stückes an. Ich reiste hinüber und frug den Direktor, wie er dazu komme (hoffend, er werde mir sofort ein Honorar bieten). Dieser aber, ein erfahrener Menschenkenner, der wohl wußte, zu welchen Opfern ein Dichter bereit ist, dessen Trauerspiel zum erstenmale hoffen darf, über die weltbedeutenden Bretter zu schreiten, erwiderte: „Ich werde, wenn Sie es wünschen, sofort die Aufführung absagen.“ Daß ich kein Honorar bekam, sondern ein brillantes Souper spendiren mußte, brauche ich meinen Mitpoeten nicht erst zu sagen.

*** Guter, alter Jost, wie hast du mich damals gekränkt! Du ahntest wahrscheinlich, daß ich (obwohl bei dem erstenmale nach jedem Akte „hervorgejubelt“) nicht viele Wiederholung erleben würde und bemühtest dein Gedächtnis nicht mit dem wundervollen Monologe meines Bösewichtes, den ich, um die richtige Klangwirkung zu erproben, unzählige Male in den abgelegensten Pfaden des Englischen

Lampen erblickte. Und erst im Jahre 1848! Habe ich da nicht auf die Gefahr hin meine ganze Karriere zu verderben im „Nürnberger Kurier“ die brillantesten Artikel für das deutsche Parlament und eine neue deutsche Reichsverfassung geschrieben, welche großen Beifall fanden? Und nun vierzig Jahre später doch ein Partikularist!

Aber es möchte etwa heißen: „er spricht zu viel von sich selbst;“ darum „laße ich es genug sein des grausamen Spiels“ und frage zum Schlusse nur noch: „Was ist denn der Grundton der sämmtlichen Plaudereien, von welchem im Vorworte die Rede war? Daß er kein zukunftsmusikalischer ist, brauche ich kaum zu versichern; aber ich benütze diese Gelegenheit, um eine Ehrenerklärung zu geben. Wenn in den vorstehenden Blättern oft, vielleicht zu oft, gegen das Wagnertum in der Musik,* das Plein-air in der Malerei** und das Kunstgewerbe im Handwerk*** ein Schlag geführt wird, so mögen alle drei die Versicherung hinnehmen, daß sie in diesem Falle nur der Sack gewesen sind.† An und

Gartens mir selbst vordeklamirt hatte. Die Gefühle, die mich bestürmten, als nun Jost, der Bösewicht, in der entscheidenden Scene vortritt und statt meiner zünden sollenden Worte kaltblütig ein Durcheinander aus Franz Moor dahermimt — kann nur ein Dichtergemüt erfassen. Der Vorhang fällt, die Freunde klatschen natürlich wie besessen; ich stürze auf die Bühne: „Aber Jost, um aller Heiligen, das war ja nicht mein Monolog.“ — „Man klatscht ja doch, Herr Baron, was wollen Sie mehr?“ sagt kaltblütig der Theater-Veteran und drückt mir die Hand.

* Vgl. Seite 13, 322.

** Vgl. Seite 285, 302.

*** Vgl. Seite 143, 264.

† Platen, Nachschrift an die Romantiker (zum Romantischen Ödipus), letzter Vers.

für sich würde mich keine dieser Geschmacksverirrungen genirt haben; warum denn soll man nicht Geld verdienen, wenn es auf diese Art am besten gelingt (und die Theaterkasse, das Kunstausstellungskomitee und die Herren in der Pfandhausstraße behaupten ja, daß dies der Fall sei). Was ich mein lebenlang bekämpft habe, was ich, so lange ich atme, bekämpfen werde und was allein in jeder meiner Plaudereien bekämpft wird, das ist jene Selbstüberhebung, jener Widerstand gegen die ethischen Gesetze, jenes Verachten der von der Vorsehung jedem von uns angewiesenen Stelle, also die Geistesrichtung, von welcher die obigen drei von mir angegriffenen Dinge nur die kleineren Symptome sind, wie der Sozialismus davon das Hauptergebnis ist.

Unserer Zeit war es vorbehalten, das als „Mode" sich öffentlich breit machen zu sehen, was zwar stets im Menschengeschlechte innerlich wuchert, aber in gesunden Tagen versteckt und verheimlicht wird, der Hochmut der sich auserwählt Dünkenden, welche ein besonderes Recht und eine besondere Moral für sich in Anspruch nehmen,* die Anmassung der angeblich Gebildeten, welche die stille, bescheidene Pflichterfüllung als Lächerlichkeit und den möglichst leichten Erwerb von möglichst viel Lebensgenuß als das allein Richtige erachten, die Frechheit des modernsten Strebertums, welche göttliche Ordnung und weltliches Gesetz lediglich als Schreckmittel für die Masse gelten lassen will. Hiergegen ging und geht mein Kampf. Daß ich ihn nicht mit dem schweren Geschütz der sittlichen Entrüstung, sondern mit

* Ich erinnere z. B. an den Fall Bertha Rother, wo man dies offen proklamirte, und die Grundlehren der Wagner-Trilogie ins Praktische übersetzt wurden.

den leichten Waffen des Humors führe, möge man mir nicht verübeln; schon Goethe sagt: „Eines schickt sich nicht für alle, sehe jeder, wie er's treibe.“ Dann aber — eine Wahrheit hat mich das Leben gelehrt und diese verhindert mich, irgend etwas auf dieser Erde allzuschwer zu nehmen; es ist die Weisheit: Alles ist eitel. Ich bin zu dieser Überzeugung schon längst gekommen, früher als König Salomo, welcher diesen Ausspruch bekanntlich erst gethan haben soll, nachdem er seine tausendste Frau geheiratet hatte.

